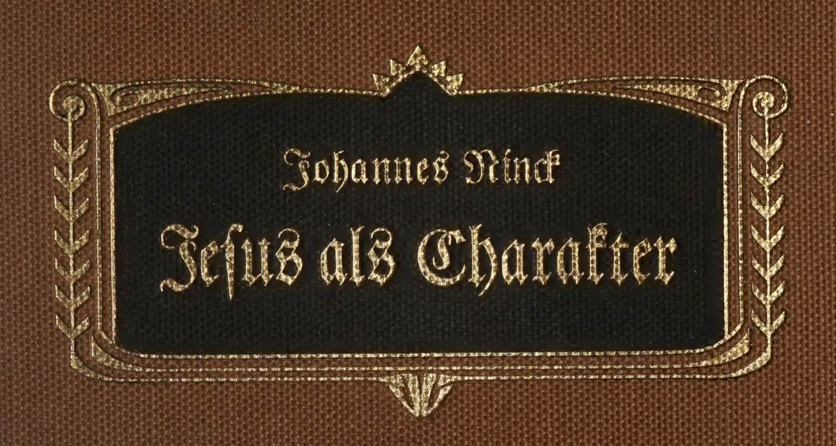
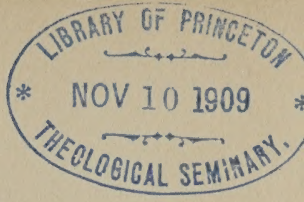

Johannes Ninck
Jesus als Charakter

Jesus als Charakter



Jesus als Charakter

Eine Untersuchung

von

Johannes Ninck



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1906

Vorwort.

Das vorliegende Buch verfolgt keine andere Absicht als die, durch sorgfältige psychologische Analyse zu einer schärferen Erfassung der Persönlichkeit Jesu ein wenig beizutragen. Abseits von den theologischen Schulen stehend, war der Verfasser bestrebt, sich von Parteiinteressen freizuhalten und unbefangen zu lernen, wo immer wissenschaftliche Forschung sich ihm bot. Die hier zu behandelnden Fragen sind so schwierig und so tiefgreifend, daß man auch die entgegengesetztesten Ansichten verstehen kann und selber nur zu oft um Nachsicht bitten muß.

Im Interesse einer flüssigeren Darstellung und eines ungestörteren Gesamteindruckes habe ich bibliographische Nachweise und Nebenbesprechungen unter dem Text vermieden. Dafür findet sich am Schluß (S. 370 ff.) eine Zusammenstellung der Bücher und Arbeiten, welche irgendwie berücksichtigt wurden und welche für weitere Studien dienlich sein können.

Wenn ich in der Wahl der Kapitelüberschriften eine gewisse Freiheit walten ließ, so hat das seinen Grund darin, daß es mir mehr darum zu tun war, klare, bezeichnende Ausdrücke zu gebrauchen, als zu den unschönen Wortbildungen einer pedantischen Logik zu greifen.

In unserer Zeit des Fragens, Rüttelns und Neubegründens aller Anschauungen hofft diese Untersuchung manchem Denkenden einen Dienst zu leisten.

Winterthur, 20. April 1906. J. N.

Inhalt.

			Seite
Kapitel	1	Zur Einführung: Was ist Charakter? Die Frage nach dem Charakter Jesu. Unsere Aufgabe	1—12
		Erster Abschnitt: Wille.	
„	2	Willenskraft	15—19
„	3	Entschlossenheit	20—26
„	4	Zorn	27—40
„	5	Wahrhaftigkeit	41—53
„	6	Selbstzucht	54—72
„	7	Ehelosigkeit	73—84
„	8	Reichtum des Geistes	85—100
„	9	Herrschergabe	101—117
„	10	Ungeduld	118—127
„	11	Geduld	128—131
„	12	Selbstvertrauen	132—140
		Zweiter Abschnitt: Glaube.	
„	13	Glaubenskraft	143—150
„	14	Gotteshunger	151—158
„	15	Schriftgehorsam	159—181
„	16	Gewissenhaftigkeit	182—190
„	17	Freiwillige Armut	191—210
„	18	Geistesgegenwart	211—223
„	19	Selbstbewußtsein	224—240
„	20	Demut	241—250
„	21	Hoffnungsfreudigkeit	251—258

Dritter Abschnitt: **Liebe.**

			Seite
Kapitel	22	Liebeskraft	261—264
„	23	Gottesliebe	265—279
„	24	Gerechtigkeit	280—300
„	25	Barmherzigkeit	301—311
„	26	Treue	312—322

Vierter Abschnitt: **Gesamtbild.**

„	27	Die Grundzüge	325—335
„	28	Das Neue	336—351
„	29	Das Nachzuahmende	352—360
„	30	Das Göttlich-Erlösende	361—369
Literatur			370—376

Abkürzungen und Zitate.

Die Schriftstellen werden entweder in eigener Verdeutschung oder nach den Übersetzungen von Kurt Stage und Carl Weizsäcker angeführt. Die vier Evangelisten sind durch Mt, Mk, Lk, Joh bezeichnet, die andern biblischen und außerkanonischen Bücher in der üblichen Weise. Sonstige Verweise unter dem Text beziehen sich, wo nicht ausdrücklich anderes bemerkt ist, auf Kapitel- und Seitenziffern dieses Buches.

1. Zur Einführung.

Was ist Charakter?

Die Frage nach dem Charakter eines Mannes führt hinein in das Innerste seiner Persönlichkeit. Indem wir seine äußere Erscheinung betrachten, seinen Lebensgang und seine Handlungsweise erforschen, sucht unser Auge in die Tiefe zu dringen. Von Taten, Äußerungen, Blicken, Gewohnheiten zu den verborgenen Quellen des Ichs aufsteigend, möchten wir die geheimsten Anschauungen und Neigungen, Absichten und Beweggründe in ihren Tiefen belauschen. Nicht bloß „Was treibt der Mann?" sondern „Was treibt den Mann?" möchten wir wissen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jeder Mensch eine bestimmte Anlage mit auf die Welt bringt: seine eigene Art, die von außen kommenden Anregungen aufzunehmen und zu verarbeiten, seine besondere Reizbarkeit und Empfänglichkeit gegenüber andern Menschen. Zum Angebornen tritt das Anerzogene, zur Anlage das Schicksal, zum eigenen Genius der Dämon der äußeren Verhältnisse und Umstände, der jenem so oft einen Streich spielt — um das zu formen, was wir schließlich den Charakter nennen. Es ist das, was der Mensch aus sich selbst gemacht hat, nicht nur das ihm Eingelegte, sondern „das von ihm Ausgeprägte", wie das Wort sagt; aber nicht

bloß ein Äußerliches, wie das Gepräge einer Münze, sondern das Allerinnerlichste, wie die reife Frucht eines Baumes, die, aus dem Innern des Stammes hervorquellend, den vollkommenen Keim künftiger Bäume zusammengefaltet in sich schließt. Der Charakter ist die vom Menschen erzeugte, fortzeugende Gestaltungskraft, Mittelpunkt einer neuen Welt, Ursprung einer ewigen Bewegung.

Aber auf welche Weise bildet sich der Charakter? Was ist das bestimmende Prinzip, die beherrschende, prägende Kraft? Eine sehr schwierige Frage, welche besonders französische Gelehrte in den letzten Jahren viel beschäftigt hat. Einer derselben, Fr. Paulhan, sucht sie durch die einfache Formel zu lösen: „Was der Mensch liebt, das treibt ihn vorwärts und bildet seinen Charakter.“ Goethe hatte früh eine Vorliebe für die Dichtkunst; das entschied sein Lebensschicksal, bestimmte ihn bei allen Entschlüssen, prägte seinen Charakter. Allerdings liegt die Sache nicht bei allen Charakteren so einfach, wie es bei Goethe der Fall zu sein scheint. Wenn sieben junge Zweige die Krone einer aufstrebenden Waldtanne bilden, und die Mittelkerze erlischt — welche von den sechs übrigen wird sich aufrichten? Welche von den im Kindesgemüt nebeneinander wachsenden Neigungen wird den Sieg gewinnen über alle andern, und warum gerade diese? Aber vor allem: Hat nicht die Charakterentwicklung längst begonnen, wenn jene Neigungen noch schlummern? Gewiß trägt eine zu vollem Bewußtsein erwachte, mit ganzer Seele verfolgte Neigung wesentlich zur weiteren Bildung des Charakters bei, aber anderseits ist sie selbst schon eine Frucht des Charakters, und bei vielen Menschen kommt es gar nicht zu ausgesprochenen Neigungen, ge-

schweige zu einer Einheit des Strebens. Jene Formel von der Liebe gestattet also nur eine beschränkte Anwendung.

Andere, wie Alfr. Fouillée, lassen daher den Charakter lieber von der Intelligenz abhängen, also von der Vernunft des Menschen. Sie ist's, welche gewisse Ideen in die noch finstere Seele hineinstrahlt und dadurch die schlafenden Neigungen weckt, die gebundenen Kräfte löst, den Charakter gestaltet. Unleugbar stehen wir alle unter der Herrschaft von Ideen, welche unser Leben und Streben entweder ordnen oder verwirren — seien es nun begründete Überzeugungen oder Einbildungen, freie Überlegungen oder Zwangsvorstellungen, persönliche Grundsätze oder Schlagwörter des Zeitgeistes. Allein bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß auch die Vernunft mit ihren besten Ideen nicht unabhängig dasteht. Sie ist vielmehr ein schwankendes Licht, das eine starke Hand nach ihrem Belieben entzündet oder verdunkelt, hierhin oder dorthin richtet, braucht oder mißbraucht. Diese Hand ist der Wille. Der Verstand kann alles beweisen oder verwerfen, einleuchtend machen oder schwarz malen, je nachdem der Wille befiehlt. Die Intelligenz ist lediglich Werkzeug des Willens, sagt Schopenhauer.

So suchen denn wohl die meisten Psychologen heute den Charakter durch den Willen zu erklären. Und gewiß mit vollem Rechte. Der Wille ist das erste, das in der Seele erwacht und wirkt. Nicht die Ideen ergreifen den Willen, sondern der Wille ergreift die Ideen und bildet sie seiner Richtung entsprechend aus; danach erst beeinflussen die Ideen auch den Willen. Der Wille ist das Ich im Ich. Der Wille macht den Charakter. Unter einem starken Charakter verstehen wir einen festen Willen, unter einem

schwachen Charakter einen willensschwachen Sklaven der Leidenschaften. Charakter schlechthin schreiben wir einem Menschen zu, der weiß was er will; charakterlos nennen wir den, der willenlos, der Wetterfahne gleich, hin und her schwankt.

Wie und was der Mensch will, das bildet seinen Charakter. Jeder Willensakt trägt zur Ausprägung des Charakters bei. Von der Willens**kraft** hängt die Schärfe der Ausprägung ab, von der Willens**richtung** die Schönheit des Charakters. Der Wille ist das Entscheidende im Menschen.

Vergessen wir aber nicht, daß der Wille im Grunde keine Einheit ist, sondern eine Summe von Willensregungen, gleich einem unendlich feinen, beständig sich verändernden Zellengewebe; kein einzelnes inneres Aufflammen, sondern ein zwischen den mannigfaltigsten Gefühlen und Antrieben wogendes Feuer; kein von vornherein feststehendes, klares Gesetz, sondern der wechselnde Ausgang immer neuen, oft schwankenden und verwickelten Kampfes. Der Wille ist kein König, sondern ein Parlament, kein ruhiger, unbestechlicher Richter, sondern eine aus den verschiedensten Parteien zusammengewürfelte Gerichtsversammlung, welcher sehr oft ein vertrauenswürdiges Präsidium fehlt. Die Religion erbietet sich, dem Menschen zur einheitlichen innern Leitung, zum Frieden der Seele zu helfen; der Wille an sich behält beim Kinde und bei vielen bis zum Tode etwas Zerrissenes, Unzuverlässiges.

Sicherlich sind es die Willensentscheide und Willensgewohnheiten des Menschen, welche seinen Charakter bilden; aber eben damit werden wir zuletzt doch in ein Geheimnis verwiesen. Die Vorherbestimmungslehre ist

nur einer von vielen Versuchen, den menschlichen Einzelwillen durch einen dahinter waltenden höheren Willen, die Rätsel des geschaffenen Geistes aus göttlichen Tiefen zu erklären.

Die Frage nach dem Charakter Jesu.

Müssen diese Fragen an sich schon jeden Denkenden fesseln, so steigert sich naturgemäß das Interesse, je merkwürdiger und rätselhafter eine Persönlichkeit ist. Und jeder, der sich überhaupt mit solchen Fragen beschäftigt, wird zugeben, daß als eine der eigenartigsten Jesus von Nazareth vor uns steht. Von ihm sagt Leopold von Ranke in seiner Geschichte der römischen Päpste: „Unschuldiger und gewaltiger, erhabener und heiliger hat es auf Erden nichts gegeben als seinen Wandel, sein Leben und Sterben: in jedem seiner Sprüche weht der lautere Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre." Und ähnlich preist Thomas Carlyle das Leben Jesu als „ein vollendetes, ideales Gedicht", ihn selbst als den größten aller Helden, der in der ganzen Reihe alter und neuer Heroen nicht seinesgleichen habe.

Mag man solchen Urteilen zustimmen oder nicht, so viel ist sicher, daß dieser Jesus der Stifter einer Weltreligion, der Ausgangspunkt einer neuen Kultur, der Gründer einer neuen Menschheit geworden ist. Keine andere Religion fällt wie die christliche mit der Person ihres Urhebers zusammen. Christus ist das Christentum, das A und das O seiner Lehre. Er selber ist das Ideal für einen großen Teil der Menschen, sein Leben und Sterben ihre Trostquelle, sein Charakter das Muster, nach dem sie den

eignen Charakter bilden. Sie finden hier etwas ausgesprochen, was dunkel in ihrer eignen Seele gelebt hat, sie sehen zur klaren Anschauung gebracht, was sie in ihren besten Stunden ahnten, sie vernehmen Töne, die in ihrem Leben alsbald beherrschend fortklingen. Die weltgeschichtliche Bedeutung Jesu liegt zuletzt in seiner lebendigen, leuchtenden, herrlich ausgebildeten Persönlichkeit. Hier erwahrt sich im vollsten Sinne das Goethische Wort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.“ Völker aus ihrer Bahn wirft der mächtig waltende und gestaltende Wille eines großen Mannes. Unsere Religion verdankt ihre Entstehung und Verbreitung im Grunde dem überwältigenden Eindruck, den die Person Jesu immer wieder auf die Menschen macht. Nicht sein Wort bloß, sondern sein Wesen ist das Wirksame. Dieser Charakter fesselte die ersten Jünger und fesselt bis heute. Alles, was man je über die Person Jesu ausgesagt hat, die Verehrung und Liebe, welche Tausende ihm geschenkt haben, aber auch die Abneigung und der scheue Unwille, die diesem vielgeschmähten Manne von andern entgegengebracht werden, müssen sich irgendwie aus seinem Charakter erklären. Auf die Gedankenbildung der christlichen Religion und vielleicht auf unsere eigenen heutigen Anschauungen fällt Licht vom Charakter Jesu her. Die Erforschung desselben führt uns an die Quelle der Quellen und stellt uns vor Lebensfragen, vor höchste und letzte Probleme.

Die Frage nach dem Charakter Jesu ist eine moderne. Es gibt zwar noch immer weite Kreise solcher, welche vor ihr wie vor einer unheiligen zurückschrecken. Selbst ein Karl Hase „hütete sich weislich davor“, eine Charakteristik Jesu zu schreiben, weil in seinem Leben das eigentlich

Charakteristische fast gar nicht vorhanden sei. „Ein charakteristisches Gesicht, meint Hase, ist nie vollkommen schön, weil bestimmte, scharf eingeprägte Züge vortreten, dagegen bei voller Schönheit alle Teile und Züge so gleichmäßig sind, daß sich nichts charakteristisch geltend macht als eben das ganze, das vollkommene Ebenmaß.“ Solcher Anschauung dürften wohl irrige Begriffe von Schönheit und Vollkommenheit zu Grunde liegen, gepaart mit unrichtigen Vorstellungen von der Persönlichkeit Christi. Viele lassen den Menschen Jesus sich nicht menschlich nahe treten. Er schwebt ihnen in den Wolken, statt auf der Erde zu wandeln. Der Folgerung wird aber schwerlich auszuweichen sein: War Jesus ein Mensch, so war er auch ein Charakter. Die Reinheit und Idealität eines Menschen schließt Eigenart nicht aus. So ideal schön und unübertrefflich uns die Gestalten eines Raffael erscheinen, nichtsdestoweniger zeigt dieser herrliche Meister seine scharf abgegrenzte Besonderheit gegenüber andern Meistern. Noch weit mehr Jesus. Schon die ältesten Darsteller haben seinen Charakter von verschiedenen Seiten und in verschiedener Weise aufgefaßt. Er war ein ungewöhnlich scharfgeprägter, sehr ausgesprochener Charakter, mit Tiefen, welche den Mitmenschen Rätsel aufgaben, mit Ecken, an welchen sich die Leute stießen. Dieser Charakter war auch nicht von vornherein fertig, sondern unterlag denselben Werdegesetzen wie der jedes andern Menschen. Jesus hat sich selbst bis zuletzt als einen Werdenden, Kämpfenden gefühlt. „Es wird kein Meister geboren“ — und dieser am allerwenigsten; Christus wäre für uns kein Meister, kein Lehrer, kein Vorbild, kein Ideal, wenn er sich nicht auch persönlich hätte erringen müssen, was er der Welt als bleibendes Vermächtnis gelassen.

Hat Paulus recht, wenn er mit den Worten eines griechischen Dichters sagt: „Wir sind göttlichen Geschlechts" — dann dürfen wir das Göttliche und das Menschliche nicht in der Weise auseinanderreißen, wie es bei der Person Jesu vielfach geschieht; sondern je klarer wir das echt Menschliche an ihm erfassen, desto reiner wird uns das Göttliche aus ihm entgegenleuchten. Beides ist nicht widereinander, sondern ineinander! Nur wer das Menschlichgroße zu würdigen weiß, der kann über den Menschen hinausgeführt werden.

Die Frage nach dem Charakter Jesu ist aber auch eine uralte. Hat sie nicht Jesus selbst bereits gestellt: „Wer meinen die Leute, daß ich sei?" Neunzehn Jahrhunderte haben aus dem Reichtum dieser Persönlichkeit geschöpft. Haben sie ihn erschöpft? Hat Jesus dem zwanzigsten Jahrhundert nichts mehr zu sagen? Für das Gegenteil spricht der Eifer, mit dem von allen Seiten am Verständnisse seiner Person gearbeitet wird. Aber allerdings, je mehr Bilder aus den verschiedensten Händen hervorgegangen sind, desto schwerer wird es, zum wahren Bilde Jesu hindurchzudringen. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Ein jeder bildet sich sein eignes Christusbild. Welche Mannigfaltigkeit ergab die vor einigen Jahren in Berlin abgehaltene Ausstellung von Gemälden, die Jesus zum alleinigen Gegenstande hatten! Sind die Theologen einiger in der Erfassung und Darbietung seiner Person als die Künstler? — Das Halbdunkel unserer mittelalterlichen Kirchen ist für die richtige Wertung seines Wesens ebenso ungünstig wie die dumpfe Luft abendländisch moderner Verhältnisse.

Unsere Aufgabe.

Das Bild Jesu zu malen, das erheischt Freilicht und Freiluft.

Wer lauter Gold aufträgt statt lebendiger Farbe, wer Jesum in der Weise byzantinischer Mosaiken zu einer starren Gestalt versteint oder nach Art römischer Heiligenbilder in weichen Formen verflüchtigt, wer ihn in die Kämpfe der Gegenwart hineinzieht oder nur im Lichte des eignen engen Webens und Strebens betrachtet, fürwahr, der fördert sein Charakterbild nicht. Wir wollen den Mann, der Jesus heißt, schauen unter dem tiefblauen morgenländischen Himmel, der sein liebstes Dach war, an dem smaragdgrünen Bergsee, von dem er sich so angezogen fühlte, unter den markigen Fischergestalten, die er sich zu Gefährten erkor. Unbekümmert um die Sätze einer Kirchenlehre, wollen wir sein schlichtes Menschenbild betrachten, wie es seinen Zeitgenossen erschien, im freien Licht der Sonne, die auch uns Heutigen leuchtet.

Wie tief immer die Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts in die Fragen der Person Jesu eingedrungen, so finden wir heute doch noch nicht einmal die Grundlinien seines Charakterbildes mit gehöriger Bestimmtheit festgestellt. Merkwürdig: so viel neue Forschungen und Versuche über das Leben Jesu und über seine Lehre vorliegen, so wenig ist bisher sein Charakter planmäßig untersucht und zusammenhängend dargestellt worden.

Ein fertiges Gemälde zu beschauen ist angenehmer, als sich durch eine Reihe von Studien und Skizzen hindurchzuarbeiten, wie die folgenden Blätter sie bieten. Wer die Wahrheit sucht und die Wissenschaft liebt, der strebe

mit dem Verfasser redlich darnach, das Wesen hinter den Erscheinungen zu ergründen, und gestatte ihm, sich auf sein Thema zu beschränken. Das Buch wird weniger Antworten geben als Fragen anregen, und ein jeder möge an ihrer Lösung mitarbeiten. Niemand aber fürchte, daß die Person Jesu, zwei Jahrtausende lang bewährt, durch wissenschaftliche Untersuchungen Schaden leiden könne. Sie kann nur gewinnen. Jesus ist ein Mann, der das Kennenlernen verträgt! Schon die verstandesmäßige Prüfung seiner in Worten und Taten ausgeprägten Art verspricht dem Unbefangenen und Ausdauernden Genuß und Gewinn; ja, sie müßte jedem, der Mensch heißt, diesen Einzigen, diesen „Menschen", wie Jesus sich selbst mit Vorliebe nannte (Luther: Menschensohn) näher bringen. „Der Weise, sagen die Chinesen, belehrt hundert Zeitalter. Wenn man von dem Leben Luhs berichtet, wird der Törichte klug und der Schwankende fest." Dem Charakter Jesu kann niemand näher treten, ohne es am eignen Charakter zu spüren. Seine Glut verlöscht nicht.

Wie sollen wir diesen Charakter studieren?

Bekanntlich reichen unsere Quellen nicht aus, uns ein klares Bild des Lebensganges Jesu zu geben. Sie fließen zu spärlich, um uns die Frage nach seiner Entwicklung voll zu beantworten. Vieles von dem, was von Jahrhundert zu Jahrhundert als sicherer Bestand der Geschichte Jesu überliefert worden, sehen wir durch die neuere, historisch-kritische Forschung in Frage gestellt. Unsere ehrwürdigen Quellen, die vier Evangelien, sind der gründlichsten Prüfung, Sichtung, Neubewertung unterworfen worden. Wir werden nachzuprüfen haben; aber in diesem Buche soll es nur „zwischen den Zeilen" geschehen.

Wollen wir ein wirklich gesichertes Bild Jesu gewinnen, so werden wir auf alle wichtigeren Bedenken ernster Wissenschaft Rücksicht nehmen müssen. Die schwierigste Frage betrifft das Verhältnis des vierten Evangeliums zu dem Christusbilde der drei übrigen.

Der Charakterzeichner befindet sich in einer günstigeren Lage als der Biograph. Fußend auf dem durch gewissenhafte Forschung gesichteten Material der Geschichte und Lehre Jesu, versucht er nach festen psychologischen Gesetzen ein scharfes Bild seines Helden herzustellen, welches neue Entdeckungen nicht zu fürchten braucht und welches so unabhängig wird von der Quellenkritik, daß es dieser vielmehr die Wege weisen kann. Ex ungue leonem! Der Biologe steht nicht an, aus wenigen Knochenresten die Gestalt eines vorsintflutlichen Tieres zu rekonstruieren. Der Psychologe unternimmt es, den Charakter eines großen Mannes selbst aus dürftiger Überlieferung zu erkennen und so deutlich herzustellen, daß sein Umriß zur Beurteilung der zweifelhaften Tradition die beste, die ausschlaggebende Orientierung bietet. Wir können und dürfen mit dem Entwurf eines Seelenbildes Jesu nicht warten, bis die zahllosen, z. T. unlöslichen Fragen der Textkritik, der Geschichtsquellen, des chronologischen Verlaufs, der innern Entwicklung erledigt sind. Vielmehr wird jeder Forscher, der jene Fragen fördern will, ohne ein bestimmtes quellenmäßiges Bild Jesu vor Augen zu haben, im Trüben fischen. Der Historiker kann den Psychologen nicht entbehren.

Wo wird die psychologische Untersuchung einsetzen? Wie oben dargelegt worden, ist der Wille das eigentlich Charakterbildende, die letzte im menschlichen Bereiche auffindbare Kraft, welche die eigne Persönlichkeit

gestaltet und auf andere ringsum, ja bis in ferne Zeiten fortwirkt. So werden wir denn zunächst die auffallendsten Willenserscheinungen im Bilde Jesu zu prüfen haben.

Die Ideen, welche seinen Geist beherrschten und welche so fruchtbar für die Jahrhunderte geworden, könnten wohl auch zum Ausgangspunkt der Betrachtung seines Bildes gemacht werden. Allein da das Gedankenleben bereits vom Willen abhängt, so werden wir richtiger erst an zweiter Stelle die Erscheinungen würdigen, welche wir zusammenfassend als seinen Glauben bezeichnen.

Bei den erklärten und verklärten Neigungen Jesu, welche den Kern seiner Gesinnung ausmachten, seinen eigentlichen Beruf bestimmten und als das Innerste seines Gemütes der Welt seine Liebe enthüllten, wird sodann unsere Darstellung gipfelnd verweilen. „Was der Mensch liebt, das vollendet seinen Charakter" — dieser Satz findet seine uneingeschränkte Anwendung auf das Seelenleben Jesu.

Der seelische Zusammenhang jener gewaltigen menschlichen Dreiheit: Wille, Glaube, Liebe, der bisher nur angedeutet worden, will im Verlaufe der Untersuchung noch schärfer erfaßt sein.

Vor dem durch die Einzelbetrachtung allmählich gewonnenen Gesamtbilde werden wir schließlich suchen müssen, zu einem Werturteil über die Persönlichkeit Jesu zu gelangen und ihre Bedeutung für die Zeiten, für uns selber zu ermessen.

Wille

2. Willenskraft.

Jesus war ungefähr dreißig Jahre alt, als er „anfing", so schreibt Lukas[1] bedeutungsvoll. Mit der Reife des Mannesalters ist ihm der große Entschluß „aufzutreten" gereift, der Entschluß, die Werkstatt[2] mit der Weltbühne, die Stille des Bergdorfs mit dem Schauplatz verkehrsreicher Städte[3] zu vertauschen und den Frieden einer gesicherten Häuslichkeit gegen ein ungewisses Wanderleben hinzugeben. Er verließ den Beruf, mit dem er von Kind auf als Ältester der Familie verwachsen war, und ergriff einen ganz außerordentlichen Beruf. Wir müßten dies Neue, zu dem er überging, etwas völlig Einziges nennen, wenn er nicht an seinem Zeitgenossen, dem Volksprediger Johannes, und an früheren Propheten seines Volks gewisse Vorbilder gehabt hätte. Immerhin hat er sich bald von allen Vorgängern bedeutsam unterschieden und einen durchaus neuen, unbetretenen Pfad eingeschlagen.

Gar zu gern wüßten wir Näheres über die Entstehung und Entwicklung jenes Entschlusses, über die Vorgeschichte seines Auftretens. Unsere Berichterstatter lassen uns hier völlig im Stich, vermutlich weil Jesus selbst sich darüber nicht geäußert hat. Eine Quelle kommt, je mächtiger sie hervorströmt, aus desto tieferem Bergesdunkel. Ob Jesus sich schon lange mit dem Entschluß getragen, ob er wohl gar sein Handwerk nur gegen seine Neigung ergriffen und

---

[1] Lk 3_{23} — [2] Mk 6_{3} – [3] Mt 4_{13-25} Lk 4_{14} Joh 2_{12}.

betrieben, wer weiß es? Oder ob sein innerster Beruf lange geschlummert hat und dann durch Ereignisse plötzlich geweckt ward? Bei dem ältesten Befreier und Religionsstifter des israelitischen Volkes, bei Mose, ist allem Anschein nach der Wunsch einzugreifen über seinem langen Hirtenleben eingeschlafen; bis eines Tages unter jener merkwürdigen Lichterscheinung „am Berge Gottes" das Ringen seiner Seele zum Durchbruch kam und der Entschluß geboren ward. Der andere semitische Religionsgründer, Mohammed, kam zu seiner neuen Auffassung durch jahrelanges Nachdenken, wozu er sich manchen Tag in eine Höhle zurückzog. In seinem vierzigsten Jahre will er eine erste Engelerscheinung erlebt haben, durch die er die göttliche Sendung zum Propheten empfing. Auch die fünfzehnjährige Johanna von Orleans glaubte in der Zurückgezogenheit, der sie sich so gerne hingab, wiederholt und immer deutlicher ein helles Licht zu ihr herabstrahlen zu sehen und eine himmlische Stimme zu hören; „der Erzengel Michael" rief ihr aus der Höhe zu, es sei der Wille Gottes, daß sie „nach Frankreich" gehe und das französische Königreich wieder aufrichte. Von der Zeit ab war ihr Leben ein Träumen; sie mied die Menschen und vertiefte sich in ihr inneres Schauen. Nach drei Jahren brach der Entschluß, der Stimme Folge zu leisten, mit unwiderstehlicher Kraft hervor. – Erinnert sei auch an die himmlische Erscheinung, die den nachmaligen Apostel Paulus plötzlich mitten aus der Bahn warf; sowie an die Visionen, durch welche andere Propheten erweckt und vorwärts getrieben wurden. Wie man auch über den objektiven Hintergrund solcher Erlebnisse denken mag, jedenfalls bezeichnen sie den mächtigen Durchbruch eines inneren Berufs, und

gaben dem Berufenen die unerschütterliche Gewißheit göttlicher Sendung, unfehlbaren Erfolges.

Eine ähnliche Erscheinung ist dem Auftreten Jesu unmittelbar vorangegangen, verbunden mit einer „Stimme“, bei der Taufe am Jordan. Allein es läßt sich nicht mehr ausmachen, ob dieser innere Ruf hier zum ersten Male ergeht oder ob er nur die Wiederholung und Bestätigung früherer „Stimmen“ ist; ob also der Entschluß aufzutreten damals erst blitzartig aufleuchtete und sogleich feststand, oder ob derselbe längst fertig war und diesen Besuch bei dem Täufer Johannes mit veranlaßt hat. Das letztere entspricht mehr dem Inhalt der Stimme[1]: „Du bist mein geliebter Sohn, welchen ich erkoren habe“ — Bestätigung eines längst bestehenden Verhältnisses. Es ist daher wohl eine lange innere Vorbereitung anzunehmen in der Stille von Nazareth. Die Knospe entfaltete sich zur Blüte unter den Händen des Johannes, dieses wunderbar gewaltigen Mannes, und die Taufe gestaltete sich zum Weiheakt auf den neuen, nunmehr anzutretenden Beruf.

Mit Seherblick scheint Johannes bei dieser Begegnung die Bedeutung Jesu erkannt zu haben[2]. Ob er andere auf ihn hingewiesen, für ihn Stimmung gemacht hat, ist fraglich. Er war der große Vorkämpfer und Bahnbrecher für die Gedanken, welche Jesus nachmals verkörperte. Insofern hat er Jesus in die Hände gearbeitet; und dieser hat nach der Gefangennahme des Wüstenpredigers an dessen Fäden angeknüpft[3].

Dazu kam dem jungen Propheten eine durch die politischen Verhältnisse gesteigerte messianische Erwartung

---

[1] Mk 1_{11} — [2] Mt 3_{14} Joh 1_{26} ff — [3] Mt $4_{12.17}$ 3_{2} 14_{2} 11_{12} ff.

aus dem Volke entgegen. Aber eine unmittelbare persönliche Hilfe und Förderung wurde ihm wohl von niemandem zuteil. Insbesondere konnte ihm von seiner Heimat oder Familie keinerlei Beistand erwachsen; kein wegbereitender Ruf ging ihm von dorther vorauf. Seine Herkunft stand ihm eher im Wege[1]. Ohne jede materielle Unterstützung, ohne den Rückhalt irgendeiner Partei mußte er sich selber seinen Weg bahnen.

Zweifellos brachte Jesus aus seinem Vorleben bestimmte Gedanken und bedeutende Gaben für seinen neuen Beruf mit; aber es scheint, daß er dieselben daheim nicht betätigt hat. Eine außerbiblische Überlieferung hat den Spruch von ihm aufbehalten: „Kein Prophet ist in seinem Vaterlande willkommen; kein Arzt vollzieht Heilungen an seinen Bekannten.“ In Nazareth scheint er weiter nichts als „der Zimmermann“ gewesen zu sein. Auf den Bergen, die das Städtchen einschlossen, mit ihrem über das Weltmeer und die Wüste schweifenden, das ganze „Heilige Land“ vom Schneegipfel des Hermon bis zum Salzkessel des Toten Meeres umspannenden, schier weltbeherrschenden Blicke, mag der Plan, in das Volk hinauszutreten, mit manchen Einzelheiten gereift und der erste Überschlag über die dazu nötigen Mittel gemacht worden sein — aber nicht einmal im Schoße der Familie hat er seine ersten Versuche angestellt, geschweige denn im Bannkreis des Heimatdorfes. Woher sonst das von den Evangelisten hervorgehobene allgemeine Verwundern in Nazareth bei seinem ersten dortigen Auftreten[2]? Er hatte seine gewiesene schlichte Aufgabe daheim mit keiner neuen vermengen wollen, um nicht „einen

[1] Joh 1 $_{46}$ 7 $_{41.52}$ Mk 6 $_{3}$ ff Mt 13 $_{54}$ ff 21 $_{11}$ Lk 4 $_{16}$ ff — [2] Mk 6 $_{2}$ ff Mt 13 $_{54}$ ff Lk 4 $_{22}$ ff Joh 2 $_{11}$.

Lappen von neuem Tuch auf das alte Kleid zu flicken". Er erschien nach außen als ein Mann schroffer Übergänge. Zuerst ganz Sohn und Baumeister; nachher ganz Volkslehrer und Gottesbote. Er brachte vom Alten nichts mit ins Neue als einen reichen Schatz von Erfahrungen, Grundsätzen, Erkenntnissen, Wahrheiten, eine vollkräftige, reife, auf der Höhe der Menschheit stehende Persönlichkeit.

Und doch in der kurzen Frist von höchstens drei Jahren diese in ihrer Art einzige, in ihren Folgen weltbewegende Tätigkeit! Da muß, wenn wir lediglich die psychologischen Faktoren ins Auge fassen, jedenfalls eine ungewöhnliche Willenskraft im Spiel gewesen sein.

Eine Reihe von auffallenden Betätigungen einer solchen sind wir denn auch imstande nachzuweisen.

---

3. Entschlossenheit.

Welches war wohl der hervorstechendste, packendste Zug im Auftreten Jesu? War es sein durchdringender Verstand oder seine volkstümliche Beredsamkeit? War es seine lautere Frömmigkeit und Sittenreinheit oder seine aufrichtige Menschenfreundlichkeit? War es sein prophetischer Blick und sein geheimnisvoller Schatz von Zukunftssprüchen oder seine Heilgabe und die nicht zu erschöpfende Kraft, den Unglücklichen zu helfen an Leib und Seele?

Alles dies und manches sonst ihn Auszeichnende kam bald zum Vorschein — aber das Auffallendste an ihm war doch wohl seine Entschlossenheit! Aus den Augen mag sie ihm geleuchtet, in festgeschlossenem Munde sich bekundet haben. Der Mann wußte was er wollte! Nicht umsonst hatte er sein Heim und Gewerbe in Nazareth aufgegeben. Für immer aufgegeben. Er hatte die Brücken hinter sich abgebrochen und stürmte nun unaufhaltsam voran, vor keinem Hindernis zurückschreckend. Im reifen Alter „umsatteln", das erfordert in jedem Falle einen großen Entschluß und ungewöhnliche Tatkraft. Aber nirgends mehr als gegenüber der neuen Aufgabe, welche an Jesus herangetreten war.

Er lebte ihr mit ganzer Seele. Ohne studiert oder sich bei irgendeinem Meister geübt zu haben, trieb er seinen neuen Beruf alsbald mit unerreichtem Geschick, ja mit

vollendeter Genialität. Offenbar dafür war er geboren, sein ganzer Sinn und Wille war darauf gerichtet.

Ein Träumer war er nicht, der aufs Geratewohl ins Land hineintastete, noch weniger ein Schwärmer, der sich von bloßen Gefühlen treiben oder von Volksstimmungen tragen ließ! Möglich, daß nicht von Anfang an der ganze Weg offen vor seinen Augen lag, aber Richtung und Ziel standen ihm durchaus fest. Mit unverwandtem Blick und ungeteilter Kraft wurde sein klar erfaßter Beruf von ihm verfolgt. In den verschiedensten Wendungen, aber immer mit gleicher Schärfe wußte er zu sagen, wozu er gekommen sei. „Ihr sollt nicht wähnen, daß der ‚Mensch' gekommen sei, die bisher gültige Wahrheit abzuschaffen. Ich bin nicht gekommen zum Abschaffen, sondern zum Vollenden[1]." „Gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten[2]". „Gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen[3]". „Nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen[4]." „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen, und wie wünschte ich, es brennte schon[5]!" Sein letztes Ziel faßt sich zusammen in das eine Wort: „Gottesherrschaft!" gewöhnlich übersetzt das Reich Gottes, das Himmelreich[6].

Zum Beginn seines öffentlichen Wirkens hatte sich Jesus für Wochen in die tiefe Einsamkeit des zerklüfteten Gebirges am Toten Meere begeben und dort über seine Zwecke und Ziele sowie über die möglichen Mittel und Wege die letzte Klarheit gewonnen. Wie man sich auch die „Versuchungsgeschichte" vorstellen mag, sicherlich redet sie von einer zu bestimmter Zeit erfolgten Entscheidung

---

[1] Mt 5 17 — [2] Lk 19 10 — [3] Mt 9 13 — [4] Mt 20 28 — [5] Lk 12 49 — [6] Mk 1 14 f.

Jesu über das, was er wollte und nicht wollte. Eine bewundernswerte Klarheit und Sicherheit brachte er in sein neues Wirken mit — daher seine weise Selbstbeschränkung: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbteiler bei euch berufen[1]?" „Ich bin nur gesandt zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel[2]."

Innerlich fertig trat er als Lehrer und Führer hervor. „Wie kann, fragt er, ein Blinder den andern leiten[3]?" Nicht blindlings hatte er sich in das ungeheure Wagnis seines Berufs gestürzt. „Erst wägen, dann wagen" war ihm Regel, die er in ein Bild aus seiner früheren Berufssphäre faßt und durch ein zweites aus der hohen Politik verstärkt: „Wer setzt sich nicht, wenn er einen Turm bauen will, vorher hin und berechnet die Kosten, ob er es mit seinen Mitteln durchführen kann? Andernfalls möchten, wenn er den Grund gelegt hat und es nicht zu Ende führen kann, alle, die es sehen, anfangen ihn zu verspotten und möchten sagen: Dieser Mensch hat einen Bau angefangen und kann ihn nicht zu Ende führen."

„Oder welcher König, der im Begriff ist einem andern König eine Schlacht zu liefern, setzt sich nicht vorher hin und hält Kriegsrat, ob er imstande ist mit zehntausend Mann dem entgegenzutreten, der mit zwanzigtausend ausrückt? Ist er dazu nicht imstande, so schickt er eine Gesandtschaft, solange der Feind noch fern ist, und bittet um Frieden[4]."

„Wer nicht seinen Vater, seine Mutter, seine Frau, seine Kinder, seine Brüder und Schwestern, ja selbst sein eigenes Leben haßt — und aufzuopfern bereit ist, der kann

---

[1] Lk 12_{14} — [2] Mt 15_{24} 10_{6} — [3] Lk 6_{39} Mt 15_{14} — [4] Lk 14_{28-32}.

nicht mein Jünger sein. Wer nicht sein Kreuz trägt und hinter mir hergeht, der kann nicht mein Jünger sein. Wer nicht allem entsagt, was er hat, kann nicht mein Jünger sein[1]."

Was Jesus in diesen Worten von seinen Anhängern verlangt, das hatte er selbst zuvor getan. Und was er in den beiden folgenden Gleichnissen schildert, das hatte er selbst erlebt und erwahrt: „Das Himmelreich gleicht einem Schatz, der auf einem Acker vergraben lag. Den fand ein Mensch und versteckte ihn, und vor Freude geht er hin und verkauft was er besitzt und kauft jenen Acker. Das Himmelreich gleicht einem Händler, der gute Perlen suchte; als er eine Perle von hohem Werte fand, ging er und verkaufte alles was er besaß und kaufte sie[2]."

Scharf durchgreifende Entschlossenheit atmen alle diese und ähnliche Aussprüche. Jesus selbst war dieser Perlenhändler und Schatzfinder gewesen. Er selbst hatte „alles verkauft, allem abgesagt" im Blick auf sein großes Lebensziel. Er selbst gehörte zu den Stürmern, welche „seit den Tagen Johannis das Himmelreich mit Gewalt herbei zu führen suchen und für immer hineindringen[3]." Ungemein einfach gestaltete sich von da an sein Leben, nach wenigen, aber ihm unbedingt feststehenden Grundsätzen. Er hatte seinen Kurs auf das ferne Gestade gerichtet und verfolgte ihn mit dem klaren Blicke und der festen Hand eines wetterharten Steuermanns. Kaum auf der Höhe des Mannesalters angelangt, wußte er die besten Jahre zu nützen und mit jugendfrischer Schöpferkraft Erstaunliches, Unendliches zu leisten.

---

[1] Lk 14 26 f 33 9 23 Mt 10 37 f — [2] Mt 13 44 ff — [3] Mt 11 12 Lk 16 16 13 24.

In seinem Vorgehen finden wir nicht das leiseste Zaudern oder Schwanken. Er weiß in jedem Falle, was er zu tun hat. In den schwierigsten Lagen ist er meist schnell entschieden. Hindernisse, etwa von Gegnern oder entgegenstehenden Meinungen, werden im Sturme genommen[1]. „Niemals zurück", das ist seine Losung. Vorwärts mit unwiderstehlicher Kraft. Darum verlief auch sein Leben so schnell. Nur zu bald trat die entscheidende Wendung ein, weil er selbst völlig entschieden war. Er war ein Meister des Entschlusses. Hier ein Beispiel mitten aus seinem Wirken heraus:

Ein Aussätziger wirft sich vor ihm auf den Weg: „Herr, wenn Du willst, kannst Du mich reinigen." Sofort streckt Jesus die Hand aus: „Ich will, sei rein!" — zwei Worte in seiner Sprache. Und die Wirkung blieb nicht aus[2].

Vouloir, c'est pouvoir. Dieser starke, unverwandte, geübte und wohlausgebildete Wille allein wäre hinreichend, manche „Wunder" Jesu zu erklären.

Seine Entschlossenheit zeigte sich auch im völligen Verzicht auf jegliches, an sich noch so berechtigte Nebeninteresse. Ehre und Ansehen, Geld und Gut, Wohlleben, Behaglichkeit, Familie und hundert andere menschliche Bedürfnisse waren für ihn wie ausgelöscht. Kunst und Wissenschaft lagen von je ihm fern. „Eins ist not[3]" — dieses eine große Ziel verfolgte er mit der Eile und Anspannung eines zu Felde ziehenden Königs, dem die höchsten Interessen auf dem Spiele stehn. Ein ganzer Mann, griff er alles, was er tat, mit ganzer Seele an. Darum erklärte

---

[1] Mt 8 4 12 25 Lk 7 40 Mk 1 46 — [2] Mt 8 2 f vgl 9 9. 19 Joh 5 6 ꝛc — [3] Lk 10 42.

er auch unter den Tausenden von überlieferten Satzungen das für das Hauptgebot: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Gedanken und aus aller deiner Kraft[1]."

In jedes seiner Worte und seiner Werke legte er seine ganze Person. Nichts gedankenlos, mechanisch, gewohnheits- oder berufsmäßig, nichts mit Hintergedanken, Nebenabsichten oder mit Bedenken, alles in vollkommener Einfalt, Klarheit, Ganzheit, mit einer staunenswerten Sicherheit und Tatkraft — das war der Eindruck seines Handelns und Wandelns.

„Wer die Hand an den Pflug legt und rückwärts schaut, ist unbrauchbar für das Reich Gottes[2]." Bei einzelnen Anlässen trat seinen Schülern diese Entschlossenheit fast unheimlich entgegen, so besonders, als er das Heiligtum in Jerusalem säuberte, und als er sich zum Martyrium anschickte[3].

Alle seine Aussprüche erhielten einen ungewöhnlichen Nachdruck durch die darin lebende Entschlossenheit. Sie sind zumeist apodiktisch. Es sind nicht Vorschläge, der Erwägung der Mitwelt unterbreitet, sorgfältig begründet, gewinnend fein aufgebaut, sondern es sind Machtworte, „Schwerter", unbedingte Befehle, autoritative Äußerungen einer zielbewußten, sehr entschiedenen Persönlichkeit. „Ihr habt gehört, daß gesagt ist — ich aber sage euch. Wahrhaftig, ich sage euch[4]" . . .

Bekanntlich liegt das Geheimnis des Erfolges der Rede in der Entschlossenheit, mit der sie auf das Herz

[1] Mk 12 28 ff — [2] Lk 9 62 — [3] Lk 9 45.51 18 34 — [4] Mt 5 21 ff.

zielt und einen bestimmten, praktischen Zweck erstrebt. Man sehe daraufhin die Reden Jesu an. Nicht mit Unrecht hat man von einem eigenen Stil Jesu gesprochen. Derselbe ist in der Tat sehr bemerkenswert. Wenn in Gesichts- und Schriftzügen, in Hand und Handbewegung, in Gang und Stil der Charakter eines Menschen, vor allem seine Entschlossenheit oder Unschlüssigkeit, sich besonders scharf ausprägt, so haben wir von Jesus leider nur noch seinen Stil vor Augen, und auch diesen erst von zweiter oder dritter Hand festgehalten. „Der Stil zeigt den ganzen Mann", sagt mit ein wenig Übertreibung der Franzose. Aber die herzandringende, zur Entscheidung zwingende Willenskraft Jesu wird ein jeder fühlen, der sich seinen Worten hingibt — sie müssen wirken schon wegen der persönlichen Gewalt, mit der sie geformt und entsandt wurden. Jeder Satz eine Tat.

Ein solcher Mann konnte allerdings die Welt bewegen. An willensstarken, entschlossenen Naturen finden zahllose schwächere Seelen Halt. An dem unbeugsamen, klaren Willen Jesu hat sich so vieler Menschen schwankendes und verwirrtes Wesen immer wieder aufgerichtet.

---

4. Zorn.

Völlig verfehlt ist es, sich unter Jesus einen nur sanften Menschen vorzustellen. Sein Angesicht mag schön gewesen sein, aber der süßlich sentimentale, weiche Ausdruck, mit dem lange Zeit die Kunst sein Bild ausstattete, war ihm jedenfalls fremd.

Jesus war vielmehr schroff, schlagfertig, streitbar von Natur. Unter den vier alten Temperamenten müßte man ihm am ehesten das cholerische zuweisen mit einer Beimischung des melancholischen. Nach neuerer Ausdrucksweise wäre er als sehr temperamentvoll zu bezeichnen. Wallenden Blutes, feurigen Auges, von sprechendem, rasch wechselndem Gesichtsausdruck und lebhaften, schnellen Bewegungen — so gibt's ein richtigeres Bild. Unsere Geschichtsquellen zeigen uns einen wehrhaften, kampfbereiten Mann, dessen Zorn hell auflodern konnte, dessen Eifer ihn verzehrte.

„Mir aus den Augen, Satan!" so scheuchte er nicht nur die versucherische Erscheinung in der Einöde von sich [1], mit dem gleichen heftigen Wort strafte er den Petrus [2]: „Mir aus den Augen, Satan, du willst mich verführen."

„Mir aus den Augen, ihr Frevler, ich habe euch nie gekannt," so werde ich denen erklären, sagt er selbst [3], welche nur zum Schein meine Jünger sind. „Ich sage

---

[1] Mt 4 10 — [2] Mt 16 23 — [3] Mt 7 23 Lk 13 27.

euch, ich weiß nicht, woher ihr seid. Mir aus den Augen, ihr Frevler! Da wird es Wehklagen und Zähneknirschen geben, wenn ihr Abraham, Isaak, Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes seht, euch aber ausgeschlossen!"

Derselbe helle Zorn glüht in vielen seiner herrlichen Reden.

So im Gleichnis vom Unkraut[1]: „Wie das Unkraut zusammengelesen und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch am Ende der Welt geschehen! Der Menschensohn wird seine Engel senden, und sie werden aus seinem Reiche alle Verführer und Übeltäter zusammenlesen und werden sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Wehklagen und Zähneknirschen."

Fast gleichlautend im Gleichnis vom Netze[2]. „Die Engel werden ausgehen, werden die Bösen von den Gerechten absondern und sie in den Feuerofen werfen; da wird sein Wehklagen und Zähneknirschen."

Im Gleichnis von der großen Schuld[3] läßt zuletzt der König voll Zorn den bösen Knecht den Folterknechten übergeben, bis er seine ganze Schuld bezahlen würde; und in dem, allerdings hinsichtlich der Echtheit angefochtenen, Schluß der „Hochzeit des Königsohns" wird der König zornig, schickt seine Heere aus und läßt die Mörder umbringen und ihre Stadt verbrennen. Nachher im Hochzeitssaal bemerkt er einen Menschen ohne Festgewand und befiehlt in seiner Entrüstung über diese Gleichgültigkeit: „Bindet ihn an Händen und Füßen und werft ihn in die Finsternis hinaus. Da wird sein Wehklagen und Zähneknirschen[4]".

---

[1] Mt 13 41 ff — [2] Mt 13 49 f — [3] Mt 18 23 ff — [4] Mt 22.

Mit ähnlichem Zorngericht endigen die drei von Matthäus ans Ende gestellten Gleichnisse Jesu [1], von den zehn Jungfrauen, von den Talenten, von den Schafen und Böcken. „Den unbrauchbaren Knecht werft in die Finsternis draußen, da wird sein Wehklagen und Zähneknirschen.“ „Fort von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist für den Teufel und seine Engel.“

Das Gleichnis vom Edelmann, der eine Königskrone zu gewinnen auszog [2], schließt mit einem scharfen Strafgericht über seine Widersacher: „Und meine Feinde da, die mich nicht zu ihrem Könige haben wollten, die bringt hieher und macht sie vor meinen Augen nieder.“

Im Gleichnis von dem über die Dienerschaft gesetzten Hausverwalter [3] kommt der Hausherr unvermutet zurück und wird dann den gewissenlosen Beamten „in Stücke hauen und ihm das Los der Treulosen bereiten“.

Dies einige Beispiele aus den Reden Jesu — Beispiele seines glühenden, zornkräftigen Fühlens. Mit solcher psychologischen Erklärung soll die Wucht und die Wahrheit jener Stellen nicht abgeschwächt werden. So gewiß sich aber eine andere Form der Darbietung jener Wahrheiten denken ließe, so gewiß tritt hier ein bestimmtes Naturell Jesu zutage.

Die falschen Propheten nennt er räuberische Wölfe [4], den König Herodes einen Fuchs [5], die Kananäerin fertigt er ab mit dem Wort von den Hunden [6], über seine Jünger bricht er einmal aus: „O du ungläubiges und verkehrtes Geschlecht, wie lange muß ich noch bei euch sein, wie lange soll ich noch bei euch aushalten [7]?“ — „Ihr

[1] Mt 25 — [2] Lk 19 12–27 — [3] Lk 12 42–48 — [4] Mt 7 15 — [5] Lk 13 32 — [6] Mt 15 26 — [7] Mt 17 17.

Schlangenbrut", so lautet's in einer Rede an die Pharisäer[1], „wie könntet ihr Gutes reden, so schlecht wie ihr seid?" „Ihr Heuchler!" (oder Schauspieler) — das wird fast seine stehende Anrede an sie[2]. „Ihr Heuchler, von euch hat Jesajas richtig prophezeit: Dies Volk ehrt mich mit den Lippen, aber . . . . . ." so erwidert er einmal scharf auf eine Anfrage der Pharisäer[3], und auf eine Bitte derselben ein andermal[4]: „Dies böse und gottvergessene (ehebrecherische) Geschlecht verlangt ein Wunderzeichen . . . . die Männer von Ninive werden im Gericht als Zeugen auftreten gegen das heutige Geschlecht und seine Verurteilung herbeiführen." Und endlich in einer schneidenden Strafrede gegen diese Schriftgelehrten-Zunft mit vielfachem Wehe[5]: „Wehe euch, ihr Toren und Blinden, ihr Heuchler! Ihr gleicht getünchten Gräbern, die von außen freundlich aussehen, innen aber voller Totengebeine und voll Unreinigkeit sind. So erscheint auch ihr äußerlich den Menschen als Gerechte, inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Frevel. Ihr Schlangen, ihr Otternbrut, wie wollt ihr dem Gerichte der Hölle entgehen?"

Wie rollen und grollen da die Donner, wie blitzt der Zorn aus den befruchtenden Wolken der „frohen Botschaft"!

Als die Gegner ihn belauern in der Synagoge und ein gutes Werk an einem Lahmhändigen nicht geschehen lassen wollen an ihrem Sabbat, da blickt er zornig um sich und voll Betrübnis über ihre Verhärtung[6]. Den gleichen Zorn sprühen seine Worte vom Mühlstein um den Hals, geschleudert gegen die Verführer[7], und seine

---

[1] Mt 12$_{34}$ — [2] Mt 15$_{7}$ 16$_{3}$ 22$_{18}$ 23$_{13 . 14 . 15 . 23 . 25 . 27 . 29}$ — [3] Mt 15$_{7}$ — [4] Mt 16$_{4}$ — [5] Mt 23 — [6] Mk 3$_{5}$ — [7] Mt 18$_{6}$.

Sprüche gegen die Unversöhnlichkeit[1], gegen den Richtgeist[2], vom dummgewordenen Salz[3] und vom faulen Baum[4] in der Bergpredigt.

Welch ein Schelten und Verdammen der Städte, die ihm Enttäuschungen bereitet haben[5]: „Wehe dir Chorazin, wehe dir Bethsaida, wären in Tyrus und Sidon — heidnischen Städten — die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Ich sage euch, es wird Tyrus und Sidon am Tage des Gerichts erträglicher gehen als euch." „Und du Kapernaum, wardst du nicht zum Himmel erhöht? In die Hölle sollst du hinabgestoßen werden! Wären in Sodom ꝛc. ꝛc."

„Jerusalem, Jerusalem, ... und sie werden dich und deine Kinder in dir zu Boden schmettern und werden keinen Stein in dir auf dem andern lassen, weil du die Zeit der Fürsorge für dich nicht erkannt hast[6] . ."

Hierher gehört die Art, wie er seine Mutter, seine Geschwister preisgab[7], als sie ihn aus der Versammlung riefen; wie er den Feigenbaum am Wege verfluchte, der seinem Hunger nichts zu essen bot[8]; wie er böswillige Frager bisweilen anherrschte und stehen ließ[9].

Das merkwürdigste Beispiel der Zornkraft Jesu bildet die Tempelreinigung[10].

Jesus ging in den Tempel und machte sich daran, alle die dort verkauften und kauften hinauszuwerfen, und stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um und ließ nicht zu, daß jemand ein

---

[1] Mt 5 22 ff 6 15 — [2] Mt 7 1 ff — [3] Mt 5 13 — [4] Mt 7 19 — [5] Mt 11 20 ff — [6] Lk 13 34 21 20 ff 23 28 — [7] Mt 12 46 ff — [8] Mt 21 18 ff — [9] Mk 7 5 ff 8 11–13 10 5 11 27 ff Mt 21 15 f — [10] Mt 21 12 ff.

Gerät durch den Tempel trüge, und schärfte ihnen dabei das Wort ein: „Steht nicht in der Schrift: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber macht es zu einer Räuberhöhle.“

Alle drei Berichterstatter schildern die verblüffende, weittragende Wirkung dieser Zornestat[1]. Selbst das vierte Evangelium, welches nach der Meinung einzelner Forscher den in Rede stehenden Charakterzug Jesu abzuschwächen oder in vornehme Überlegenheit aufzulösen strebt, malt mit noch stärkeren Farben eine Tempelreinigung[2]: Jesus fand im Tempel die Verkäufer von Ochsen, Schafen und Tauben und die Geldwechsler sitzen. Da *machte er sich aus Stricken eine Geißel* und trieb sie alle zum Tempel hinaus samt ihren Ochsen und Schafen, schüttete den Wechslern das Geld aus, warf ihre Tische um und sagte zu den Taubenhändlern: „Nehmt das hier fort, macht das Haus meines Vaters nicht zum Bazar.“ Da dachten seine Jünger an das Schriftwort: „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“

Der gleiche Evangelist läßt Jesum in Bethanien gegenüber der Trauer der Maria und ihrer Begleiter über den Lazarus in heftige Gemütsbewegung und zornige Wallung geraten[3]; läßt ihn vom ersten Auftreten bis zum letzten Verhör an Gereiztheit und Erbitterung sich steigernde Kämpfe mit der Judenschaft ausfechten[4]. Demnach ist es nicht das Johannesevangelium, welches den ersten Schritt in der Richtung des späteren weichen, temperamentlosen Christusbildes macht.

---

[1] Mt 21_{15} Mk 11_{18} Lk 19_{47} — [2] Joh 2_{13} ff – [3] Joh 11_{33} — [4] Joh 2_{19} $3_{10 \,.\, 12 \,.\, 20}$ 5_{37-47} 6_{26} 7_{19} $8_{14 \,.\, 19 \,.\, 21 \,.\, 23}$ f $_{37}$ ff 9_{39} ff $10_{8 \,.\, 10 \,.\, 12}$ f $_{25}$ f 12_{48} 18_{20} ff 19_{11}.

Alle großen Propheten und Reformatoren waren zornmütig, streitbar — das ist eine der notwendigen Naturgrundlagen für ihren Beruf. Luther überragt Melanchthon als Reformator im selben Maße, als er zornkräftiger ist. (Alle Ecken und Härten jenes derben Bergmannssohns sollen damit nicht gerechtfertigt werden.) Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen Calvin und Oecolampad, zwischen Paulus und Barnabas, zwischen dem Jesus der Evangelien und dem Christus der spätern kirchlichen Darstellung.

Der wahre, menschlich erregte, zornglühende und -sprühende Jesus ist als Reformator wirksamer und durchgreifender bis heute. Zweifellos hat ihm diese seine Naturanlage manchen Kampf bereitet. Birgt die Entschlossenheit die Gefahr des Starrsinns in sich, der sich in unwegsame Höhen versteigt, so ist auch starkes Empfinden und Aufwallen eine gefährliche Waffe.

Jesus hat sie führen gelernt im Kampf mit sich selbst, im Schoß einer zahlreichen, eng beieinander wohnenden Familie, im Handwerkerleben. Das Resultat seiner Selbsterziehung finden wir niedergelegt in der Seligpreisung der Sanftmütigen[1], in den Ausführungen über das Zürnen und Schelten[2], das Vergeben und sich Versöhnen[3], in der Forderung der Feindesliebe, in dem Gebot, dem Bösen mit stiller Großmut und Güte zu begegnen, statt es mit Bösem zu vergelten[4]: „Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die andere. Wer mit dir um deinen Rock prozessieren will, dem überlasse auch den

---

[1] Mt 5 5 — [2] Mt 5 22 — [3] Mt 5 23 ff 6 12. 14 7 1 18 15. 21 ff Lk 17 4 — [4] Mt 5 38 ff 44.

Mantel. Und wer dich für eine Meile zwingt, mit dem gehe zwei!"

Solche gesunden und hohen Grundsätze hat Jesus nur in heißem Ringen mit seinem Temperament gewonnen. Und welche Selbstbeherrschung zeigt sich nun hier der Welt! Nicht widerstehen dem Bösen! Ja, gute Miene zum bösen Spiel machen im besten Sinn des Worts! Nicht aus Schwäche, sondern mit wahrer Stärke des Charakters; nicht ein mattes Geschehen- und Übersichergehenlassen, sondern der allerschärfste und wirksamste Kampf gegen das Böse. Es erfordert die höchste sittliche Kraft, das Böse an sich geschehen zu lassen, weil man das Böse in sich entwaffnet und gebunden hat. Besser Unrecht leiden als Unrecht tun. Jede Ausübung von Gewalt stärkt die Gewalttätigkeit; jeder Verzicht auf Vergeltung schwächt den Rachegeist. Es handelt sich um furchtbare Mächte innerhalb der eigenen Persönlichkeit, gegen welche der Kampf geführt werden muß. Und weil die beste Verteidigung im Angriff besteht, so lehrt Jesus, über das selbstbezwingende Ertragen hinausgehend die Feinde zu lieben und das Böse mit Gutem zu vergelten. Alle guten Regungen im Menschen werden aufgeboten gegen die unheimliche, böse Leidenschaft. Vermöge der angespanntesten Willenskraft wird im gefährlichsten Augenblick, da durch Kränkung von außen Seele und Leib in Versuchung und Aufruhr gebracht worden, die gewaltigste Selbstbehauptung des höheren Ichs erzielt, durch Sanftmut die Zornglut gelöscht, durch Liebe der Haß überwunden und eine großartige Unabhängigkeit des Geistes von dem Verhalten der Umgebung an den Tag gelegt. Wer durch wiederholte Siege zu solcher Selbstbeherrschung es gebracht, der ist vor Über-

eilung in Wort und Tat gesichert und zu großen Erfolgen über andere befähigt. „Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben“ – oder, wie Jesus sagt: Die Sanftmütigen werden das Land besitzen.

Michael Faraday, der Begründer der modernen Elektrotechnik, nach dem Urteil seines Biographen Tyndall der größte naturwissenschaftliche Experimentator, den die Welt gesehen, wird von diesem geschildert als ein Mann von starkem, urwüchsigem, feurigem Naturell, doch von großer Zartheit und Weichheit des Gefühls. „Unter seiner Milde und Sanftmut lohte das Feuer eines Vulkans. Eine leicht erregbare, heftige Natur, wußte er durch hohe Selbstbeherrschung die Flammen zu einer stetig wärmenden Glut, zu einer wirksamen Lebenskraft zu dämpfen und gestattete ihnen nie, in Leidenschaften nutzlos zu verflackern.“

Ähnliches ließe sich ohne weiteres von Jesus sagen. Sein Vertrauter, Petrus, konnte ihm im Blick auf das letzte Verhör das Zeugnis ausstellen: „Er ließ sich schmähen und schmähte nicht wieder, er litt, aber er drohte nicht, sondern stellte es dem anheim, der gerecht richtet[1].“ Es ist der gleiche Jünger, der das Wort vernehmen mußte[2]: „Stecke dein Schwert in die Scheide“ – ein Wort, das Jesus selbst in den nachfolgenden Marterstunden in geradezu vollkommener Weise betätigt hat. Der wirksamste und ergreifendste Widerstand gegen die Bosheit ist doch der Entschluß, lieber zu leiden und zu sterben als sich selber von Bosheit hinreißen zu lassen.

Derselbe Jesus, der für seine Person gelassen blieb und nie Gewalt brauchte – der wußte allem Bösen mit er-

---

[1] 1. Petr 2 23 — [2] Mt 26 52.

hobener Hand, mit schneidendem Wort[1], mit geschwungener Geißel entgegen zu treten, den Zorn als Werkzeug seines hohen Berufs schlagfertig handhabend.

Derselbe Jesus, der die Verleumdungen, er stehe mit Beelzebub im Bunde, für seine Person gleichmütig[2] hinnahm — der vermochte den Dämonen zu drohen[3], daß sie auf der Stelle „verstummten und ausfuhren".

Derselbe Jesus, der die Feuer vom Himmel begehrenden Donnersöhne scheltend zurückweist[4], der auf persönliche Rache gegenüber jenen ungastlichen Samaritern verzichtet — der sendet seine Boten in die Ortschaften Israels mit der Weisung[5]: „Wo man euch nicht aufnimmt und eure Worte nicht hört, da verlaßt das Haus und die Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen. Wahrhaftig, ich sage euch, es wird Sodom und Gomorra am Tage des Gerichtes erträglicher gehen als solcher Stadt!"

„Rechnet nicht, daß ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen — nein, nicht Frieden, sondern das Schwert! Ich bin gekommen, den Sohn von seinem Vater zu trennen und die Tochter von ihrer Mutter und die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter; die eigenen Hausgenossen werden eines Menschen Feinde sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert ꝛc.[6]"

Also Krieg! Die Jünger sollen die Kriegsfackel, das Schwert, das Feuer in die Lande tragen und zur Entscheidung rufen allüberall. „Ich bin zur Entscheidung in diese Welt gekommen, so läßt der vierte Evangelist Jesum sagen[7], die Blinden sollen sehen lernen, und die Sehenden

[1] Lk 11 45 — [2] Mt 12 32 — [3] Mk 1 25 ff 9 25 f Lk 4 41 — [4] Lk 9 55 f — [5] Mt 10 14 f — [6] Mt 10 34–37 — [7] Joh 9 39.

sollen blind werden." Dem entspricht durchaus die auffallende Erklärung, warum er die gleichnishafte Darbietung der Wahrheit bevorzuge (Mk 4_{11} f): „Jenen draußen wird alles nur in Gleichnissen zuteil, damit sie mit sehenden Augen nichts sehen und mit hörenden Ohren nichts verstehen, damit sie nicht umkehren und ihnen vergeben werde."

Ein sehr anstößiges Wort! Sollen doch (wie Jülicher überzeugend nachgewiesen) die Gleichnisse nicht der Verhüllung, sondern gerade der Enthüllung der großen, neuen Wahrheit dienen. Aber darin eben zeigt sich die vorgeschrittene Verhärtung der Hörer, daß auch die allerdeutlichste Sprache nichts mehr hilft. Immer nur nach äußern Glücksgütern ausschauend, fassen sie die geistigen Gedanken Jesu, „das Geheimnis des Himmelreichs", nicht. „Wie gerne würde ich meine Gedanken ohne Bild darlegen, aber nicht einmal im Bilde werden sie sie annehmen. An diesen Parabeln muß ich erleben, daß sie sehend nichts sehen. . . ." Gegenüber solcher Unempfänglichkeit des Volkes erkennt sich Jesus als ein göttliches Werkzeug zur Scheidung der Geister, und mit schmerzlicher Ironie, zugleich aber mit heiliger Entschlossenheit, geht er auf diese ihm immer klarer werdende Tatsache ein. Der neueste Parabelausleger, der Norweger Chr. Bugge, bezieht übrigens jene „harten Worte" nur auf die im gleichen Kapitel bei Mt und Mk wiedergegebenen Parabeln von der Entfaltung des Reiches Gottes, die er dementsprechend „Geheimnisparabeln" nennt.

In diesem Sinne reiht sich der vielleicht mangelhaft überlieferte Ausspruch den zahlreichen sonstigen Gerichtsprophezeiungen Jesu ein; er muß nicht als späterer Zusatz gestrichen werden. Mehr und mehr hat Jesus bittere

Äußerungen über sein Volk getan: sie sind wie spielende Kinder, denen es niemand recht machen kann[1]; wie ein rückfälliger Besessener, mit dem es ärger wird als je[2]; wie das Geschlecht zur Zeit der Sintflut, ja wie Sodom und Gomorra. Sie leben in den Tag hinein; alles ist umsonst; unaufhaltsam naht das Verderben[3]!

Was ist zu tun? Mit verschränkten Armen zusehen, sich zurückziehen, jede Hoffnung aufgeben? Das war nicht Sache dieses mutigen Mannes mit der Losung Vorwärts und nie zurück. Alles zielte bei ihm auf Entscheidung. Darum hinauf nach Jerusalem[4] zum letzten Kampf! Geradeswegs hinein ins Herz des Volkes, in die prophetenmörderische Stadt[5], ins Zentrum der Parteien. Unerhörte Kühnheit! Im Gleichnis von den bösen Weingärtnern malt er dem Volke die Lage vor Augen[6]. Seine Jünger aber waren ganz entsetzt, als er ihnen die ersten Mitteilungen vom bevorstehenden blutigen Ausgang machte und den Weg antrat; sie verstanden's nicht[7]. Sie wunderten sich, daß er der Gefahr entgegenging, und bekamen Furcht gegenüber solcher Hoheit und Entschlossenheit seines Wesens.

Dieser letzte Kampf – ein Riesenkampf zwischen unsichtbaren Mächten – zeigt uns Jesus auf der Höhe seines Charakters, höchste Tapferkeit gepaart mit höchster Selbstverleugnung, eine Willenskraft ohnegleichen. „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich gebe es freiwillig", läßt ihn Johannes sagen[8]. Er hätte zehnmal entrinnen können, bis zur letzten Stunde. Er lieferte sich selber aus; doch nicht ohne lebhaften Protest gegen den

---

[1] Mt 11 16–19 — [2] Mt 12 43–45 — [3] Lk 17 25–30 — [4] Lk 9 51 ff 18 31 — [5] Lk 13 33 ff — [6] Lk 20 9–20 — [7] Lk 18 34 9 45 — [8] Joh 10 18.

feigen, verräterischen Überfall[1]. Er war ein Mann des Tages und nicht der Nacht, ein Kämpfer mit offenem Visier und wahrer Held.

In dieser Hinsicht ist er ebenso ein Sohn des unvergleichlich tapfern David, als ein Sohn Galiläas. War das jüdische Volk überhaupt kriegerisch, todesverachtend, so galt dies in hervorragendem Maße von dem Bergvolk der Galiläer. Feigheit, sagt der Geschichtsschreiber Josephus, war nicht Sache des Galiläers. Die fleißige, wohlhabende Bevölkerung dieses rauhen und doch fruchtbaren, um den See gelagerten Grenzlandes war durchdrungen von stolzem Bewußtsein selbsteigner, auch starken Feinden gewachsener Kraft. Wie viele treffliche, todbereite Soldaten hat Galiläa immer wieder geliefert! Wie viele kühne Neuerer und Anführer[2] sind aus Galiläa hervorgegangen, wie viele tapfere Kriegshelden, von Barak und Gideon an; wie viele Propheten endlich! Elia und Elisa, auf dem Karmel und in Sunem, dürfen Galiläer genannt werden, Hosea und Jona nicht minder. Nach Hieronymus stammten auch die Eltern des Apostels Paulus aus Galiläa, aus Giskala in Naftali.

Aus Galiläa stammten zum größten Teil die Apostel Jesu. Was sind es für Männer, mit denen sich Jesus umgab? Wer waren seine nächsten Vertrauten? Seine Auserwählten waren Simon, welchen er Kephas, Felsenmann nannte, der das Schwert an der Seite trug, und die beiden Zebedäussöhne, welchen er den Beinamen Boanerges, Donnersöhne, gab, Leute von feurigster Gemütsart und donnerndem Dreinfahren[3]. Der Bruder des Simon Petrus, welcher zuweilen als vierter im engsten

---

[1] Mk 14 48 f — [2] Apg 5 37 Lk 13 1 — [3] Mk 3 16 f 10 35 Lk 9 49. 54.

Kreise erscheint, hatte sich den griechischen Namen Andreas beigelegt, d. i. der Mannhafte. Unter der übrigen Apostelschar finden wir einen Simon Zelotes, d. h. Eiferer[1], und einen Judas Lebbäus oder Taddäus[2], d. i. der Beherzte. Das weist doch wohl auf einen im Charakter Jesu selbst ausgeprägten Zug zurück. So viel Not er mit diesen brausenden, streitbaren, starken Charakteren gehabt haben mag, – ein willenskräftiger, tapferer, energischer Mann zieht andere an und braucht ähnlich energische Naturen zur Mitarbeit, während er laue, schwache Menschen nicht leicht erträgt[3].

Demnach hat die älteste germanische Darstellung im Heliand so unrecht nicht, wenn sie Jesus als einen Herzog, umgeben von streitbaren Recken, auftreten läßt.

---

[1] Lk 6 15 — [2] Mt 10 3 — [3] Offb 3 16.

5. Wahrhaftigkeit.

George Washington, wohl der größte Sohn Amerikas und einer der besten Charaktere überhaupt, zeigte von Jugend auf hervorragenden Mannesmut und hielt sich durchaus frei von der dunklen Macht, von welcher der Dichter klagt: Weh, o weh der Lüge, sie befreiet nicht! „Es ist kein Fall bekannt, schreibt Sparks in seiner trefflichen Biographie, wo er sich von unlautern Motiven leiten ließ oder sich unwürdiger Mittel für seine Zwecke bediente. Wahrhaftigkeit und Unbestechlichkeit waren tief in seinem Wesen eingewurzelt, und nichts konnte ihn so aufbringen, als wenn er krummen Wegen auf die Spur kam, nichts wurde ihm so schwer zu verzeihen, als Unehrlichkeit, Hinterlist, Täuschung. Er war durch und durch wahr und aufrichtig, treu gegen seine Freunde, ja gegen alle, ein Feind jeglicher Verstellung, zu stolz für „Kunstgriffe“, nicht imstande Hoffnungen zu machen, die er nicht fest im Sinne gehabt hätte zu erfüllen. Seine Leidenschaften waren starke und brachen bisweilen mit Heftigkeit hervor, aber er vermochte sie in einem Augenblicke zu bemeistern. Selbstzucht war vielleicht der hervorstechendste Zug seines Charakters.“ Und jene Ehrlichkeit, fügen wir hinzu, war nicht minder bemerkenswert gerade bei einem Staatsmann. Im „weißen Hause“, das er als erster Präsident des neuen Staates bezog in der nach ihm benannten Stadt, bei den schwierigsten Lagen der Politik unbedingt wahr zu bleiben,

das erforderte die gleiche Tatkraft, welche die Unabhängigkeit Amerikas erkämpfte. — Auch an dem Gründer des neuen Deutschen Reiches ist die Ehrlichkeit gerühmt worden. Während sonst die Diplomaten lügen, sagte Bismarck oft mit der verblüffendsten Geradheit seine Meinungen und Absichten heraus. Das entspricht nur der Reckenhaftigkeit dieses urdeutschen Mannes, und durch nichts konnte besser ein dauernder Friede und neues Vertrauen unter den Völkern angebahnt werden als durch solche Wahrhaftigkeit.

Für einen religiösen Lehrer ist die Gefahr der Unaufrichtigkeit fast noch größer als für den Politiker. Wenn die römischen Augurn einander begegneten, lachten sie sich an, wegen des dummen von ihnen betrogenen Volkes. Und die „Geistlichen" der christlichen Konfessionen? Es liegt im Wesen des Kirchentums, von den einzelnen Unterwerfung unter das Bekenntnis, unter das Dogma, unter das Zeremoniell zu fordern und somit die Unaufrichtigkeit zu fördern.

Die jüdische Kirche zur Zeit Jesu war durch und durch unaufrichtig. Die Scheinfrömmigkeit war epidemisch geworden, besonders bei den Dienern und eifrigsten Vertretern der Religion.

Gegen nichts ist Jesus mit gleicher Schärfe und Beharrlichkeit aufgetreten wie gegen die Heuchelei. Er verfolgt diese Krankheit bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel und weist ihre Spuren nach in ganz überraschenden Symptomen[1]. Man lese die Bergpredigt und die Standreden gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer.

---

[1] Mt 7 7 16 8 23 25. 29 Luk 13 15.

Sehr bemerkenswert ist die Anerkennung, die ihm selbst von eben diesen Gegnern gezollt wurde, halb unfreiwillig zwar, bei Anlaß eines Vorstoßes[1]: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und dich um niemanden kümmerst. Du fragst nicht nach dem Ansehen der Menschen, sondern lehrst in Wahrheit den von Gott vorgeschriebenen Weg.“ Runder konnten die Wahrhaftigkeit und der Freimut, diese Hauptzüge des Charakters Jesu, von Feindesmund nicht zugestanden werden.

Solche Wahrhaftigkeit setzt voraus, daß er die Heuchelei der Kirche, in die er hineingeboren war, Schritt für Schritt zunächst an seinem eigenen Leibe bekämpft hat. Es mag sein, daß hierfür sein galiläischer Standort günstiger war, als wenn er in Judäa aufgewachsen wäre. In dem von heidnischen Einflüssen bewegten Galiläa[2] scheint ein gewisser religiöser Freisinn heimisch gewesen zu sein. Anderseits hielt man in der Familie Jesu wahrscheinlich auf die Davidische Abkunft[3] und auf jüdische Reinheit, und dies vielleicht nur um so strenger gegenüber der freisinnigen Umgebung.

Ohne Zweifel hatte Jesus von dem uns leider unbekannten Moment an, wo ihm ein neues Erkennen sich aufgetan, die ihm angelernten, eingeprägten, aufgedrängten Formen und Formeln der Frömmigkeit und Sittlichkeit Stück für Stück mit seinem Gewissen zu durchleuchten, zu richten, zu sichten. Das mag eine Arbeit von Jahren gewesen sein; und im selben Maße, als er für seine Person mit dem hergebrachten „nach väterlicher Weise“, mit dieser „Erbsünde“ brach und Schein in Sein verwandelte, im selben Maße muß ihm die Schuld seines

---

[1] Mt 22 16 — [2] Mt 4 15 f — [3] Mt 9 27 12 23 15 22 20 30 21 9 22 43 ff 1 1 ff Rö 1 3 Ofb 5 5 22 16.

Volkes zum Bewußtsein gekommen, zum Druck geworden sein — eine Schuld, die ihn in seiner Wahrhaftigkeit zur Buße und Taufe des Wüstenpredigers und weiter trieb.

Die neuen Erkenntnisse, die Jesu in Nazareth aufleuchteten, waren nicht sowohl eine Frucht logischen Denkens als des innersten Erlebens und Empfindens, der Intuition. Nicht Philosophie, auch nicht Theologie, sondern echte Religion. Aus einer neuen Gotteserkenntnis als Zentrum [1] hervorbrechend, bestrahlten sie immer mächtiger die ganze Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welchen Jesus stand. Es ist begreiflich, daß nicht alle menschlichen Gebiete während seines kurzen Lebens von seiner bei aller Größe eben doch begrenzten Individualität [2] umfaßt und durchleuchtet werden konnten — wir vermissen beispielsweise die Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Politik und Kriegführung, des ehelichen Zusammenlebens und des Greisenalters. Aber was er erfaßte, das faßte er in der Tiefe und mit der äußersten, dem Menschen erreichbaren Klarheit, von Goethe anerkannt in den Worten: „Mag der menschliche Geist sich erweitern wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Solche Reinheit und Stärke des Wahrheitslichtes hängt ab von der Treue, mit der die allmählich aufleuchtenden Erkenntnisse jedesmal praktisch verwertet werden, von dem entschlossenen und unbedingten Gehorsam, den die Stimme des Gewissens findet.

„Wer da hat, dem wird gegeben bis zum Überfluß; wer aber nicht hat, d. h. anwendet, dem wird auch das

[1] Kap 2.15.27 — [2] Kap 29.

genommen, was er hat[1]" — so lautet Jesu Erfahrungssatz hinsichtlich des Fortschreitens in der Wahrheit durch Treue und Wahrhaftigkeit. Sein eigenes Erleben und Tun schildert er in den beiden Gleichnissen vom Senfkorn und vom Sauerteig[2], sowie in dem von den anvertrauten Talenten[3].

In vierfacher Stufenfolge hatte sich die tapfere Energie Jesu gegenüber der erkannten Wahrheit zu bewähren. Erstlich also im Verwirklichen der Wahrheit, in der Anwendung und Ausführung des Erkannten bei sich selbst, mit schonungsloser Entschiedenheit. Die, welche „die Wahrheit im Unrechttuen aufhalten", werden, statt tiefer in die Wahrheit einzudringen, immer stumpfer, blöder, sinnlicher. Solchen aber, welche, das Schwert in der Hand, einen Drachen nach dem andern des der Wahrheit entgegenstehenden Bösen zerhauen, tun sich alle Türen auf. Indem Jesus mit seinen Anschauungen zuerst an seinem eigenen Leibe schneidenden Ernst machte, brach er der welterneuernden Wahrheit mächtig Bahn.

Sinnig redet ein altes Buch, die „Theologia deutsch", von den beiden Augen Christi. Mit dem einen blickte er in die Sinnenwelt, mit dem andern in das Reich des Geistes. Alltägliches schauend, erfaßte er die darin wirksamen ewigen Gesetze, und in Himmlisches sich versenkend, verlor er nicht die Fühlung mit dem Irdischen. Menschliches miterlebend und erleidend, stieg er auf zu göttlicher Betrachtung; dem Göttlichen nachdenkend und nachstrebend, verklärte er das Menschliche. Hinter jedem seiner Worte stand die Himmelfahrt einer vollkommenen Selbstüber-

---

[1] Mt 13 12 25 29 — [2] Mt 13 31 ff — [3] Mt 25 14 ff.

windung, doch redet er nicht aus den Wolken, sondern aus den Tiefen des wirklichen Lebens.

Sodann trat an ihn die innere Nötigung als göttlicher Ruf heran, die erkannte Wahrheit öffentlich zu verkünden. Es wäre für ihn eine Unwahrhaftigkeit gewesen, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, die Wahrheit zu bezeugen", läßt ihn der Evangelist Johannes erklären. Seine Redegabe, seine Denkkraft und logische Klarheit, seine gesamte Anlage machte es ihm zur gebieterischen Pflicht, das ihm anvertraute Pfund nicht für sich zu behalten, sondern in Umlauf zu setzen und zu mehren. Erst auf dem Markt des Lebens bewährt die Wahrheit ihren innern Gehalt und steigert sich ihr Kurswert. Aber welch eine Unerschrockenheit und Mannesstärke brauchte es, um die Dinge zu sagen, die Jesus zu sagen hatte! Es galt das festgefügte System eines zähen Volkes zu durchbrechen, es galt die Geschichte von Jahrhunderten zu korrigieren, es galt uraltem Wahn und Trug gegenüber zu treten. Nathan und Elias waren Männer von festem Rückgrat, daß sie den Fehlern eines David und eines Ahab zu widerstehen wagten. Johannes dem Täufer hatte es das Leben gekostet, daß er den Ehebruch des Herodes gestraft. Wie viele bittere Wahrheiten nach oben und unten hatte Jesus zu sagen! Beständig wurde er belauert, und die Gegner umringten ihn wie eine Mauer, aber uneingeschüchtert brach er durch und redete tapfer die Wahrheit. Oft antwortete er auf noch unausgesprochene Gedanken seiner Laurer[1]. Er „sah ihre Gedanken". Seine Antworten, seine Aussprüche, hatten jedesmal etwas Schlagendes.

[1] Mt 9 $_4$ Luk 6 $_8$ 7 $_{40.50}$ 14 $_3$ Joh 2 $_{24}$ f.

Sie trugen allesamt den Stempel der Wahrheit. Warum? Eben weil er selbst alles zuvor erlebt, an sich selbst erhärtet, in seinem Wesen ausgeprägt und so die Wahrheit gleichsam verkörpert hatte.

Deswegen sind wir heute berechtigt, seine Worte samt und sonders zu seiner eigenen Charakteristik zu verwenden, indem wir von ihnen unbedenklich zurückschließen auf seine Lebenserfahrungen und Herzenseigenschaften. Das ist bekanntlich nicht bei jedem großen Manne, am wenigsten bei jedem Philosophen möglich. — In Jesu Charakter leuchtend sichtbar dargestellt, haben sich seine Aussprüche Schülern und Hörern so fest eingeprägt, daß sie viele Jahre später noch im wesentlichen getreu niedergeschrieben werden konnten. Bei ihm stimmten Wort und Werk und Wesen zusammen. Er lehrte sein Leben und lebte seine Lehre. Daher ist der Ausdruck erlaubt: er war die Wahrheit[1]. Daher scheute er auch in keiner Weise das Licht, sondern konnte sich in seinem letzten Prozeß erhobnen Hauptes auf die Geradheit und Öffentlichkeit seines gesamten Wirkens berufen[2]. Nach einer Überlieferung des vierten Evangeliums sagte er zum Hohenpriester: „Ich habe öffentlich zur Welt geredet, ich habe allezeit in der Synagoge und im Tempel gelehrt, wo alle Juden zusammenkommen, und habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich? Frage die, die es gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Sieh, die wissen, was ich zu ihnen gesagt habe!" — So offen aufzutreten und herauszureden vor aller Welt – das offenbart eine große Willenskraft.

Die Wahrhaftigkeit Jesu bewährte sich drittens darin, daß er auch im öffentlichen Leben Ernst machte mit

[1] Joh 14 6 — [2] Lk 22 53 Joh 18 20 f.

allen Konsequenzen seiner neuen Erkenntnisse. Ein vorsichtiger Weltmann hätte den Zöllnern und Dirnen gegenüber mehr Zurückhaltung bewahrt und erst jahrelang gesucht, durch mündliche Erörterungen den Boden zu bereiten für eine freiere Stellung. Jesus trat vom ersten Tage seines Wirkens an mit ganzer Person für die verachteten Volksschichten ein, erwählte Fischer und Zöllner zu seinen Lebensgefährten, aß mit ihnen[1] und ließ sich von keinerlei „höheren Rücksichten" abhalten, Farbe zu bekennen. Er predigte nicht bloß von einer tiefern Auffassung des Gesetzes, sondern inzwischen brach er auf Schritt und Tritt den jüdischen Sabbat[2], die jüdischen Reinheits- und Speisegesetze[3], die Kasten- und Fastenordnungen[4] und sonstige Menschensatzungen[5], unbekümmert um die daraus entstehenden Konflikte.

Nur ein Mann von Charakter hat den Mut, die Wahrheit auch dann auszusprechen und zu betätigen, wenn sie mißliebig ist; den Mut, ungeachtet der herrschenden Meinung das Rechte zu tun einfach, weil es recht ist. „Wehe euch, rief Jesus[6], wenn euch jedermann wohlredet!" Die Popularität, die Volksgunst im gewöhnlichen Sinne ist nicht wert, daß man danach strebt. Der Beifall des eigenen Gewissens, die Treue gegen die erkannte Wahrheit, die konsequente Ausgestaltung der gesamten Persönlichkeit ist wichtiger. Übe dich, „du selber" zu sein und nicht bloß das Echo anderer. Schaffe dir deine eigene Überzeugung und betätige sie. Wer nicht den Mut und die Kraft hat, seinem Gewissen nachzuleben unter den Menschen, dessen Leben wird zerrissen und unwahr.

[1] Mt 9_{10} Lk 15_{2} 19_{7} — [2] Mk 2_{23} ff 3_{2} ff Lk 13_{10} ff 14_{3} ff ꝛc. — [3] Mt 15_{2} ff $_{11}$ — [4] Mt 9_{14} — [5] Mt 8_{3} Lk 7_{39} — [6] Lk 6_{26}.

Endlich viertens, den abschließenden Beweis seiner Wahrhaftigkeit leistete Jesus durch seinen *Märtyrertod*. Der griechische Volksstamm der Lokrer hatte den seltsamen Brauch, daß, wer einen Vorschlag zur Änderung der bestehenden Gesetze einbrachte, der mußte in der Volksversammlung, in der er ihn begründete, mit einem Stricke um den Hals reden, und er wurde an demselben aufgehängt, wenn er seine Mitbürger nicht zu überzeugen vermochte. Ein sinnreicher Brauch, meint Paulsen; die Geschichte halte es auch so, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie erst von dem Stricke Gebrauch macht, und dann sich überzeugt.

Jesus fühlte doch wohl vom Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit an, mindestens aber seit der Gefangensetzung des Täufers[1], den Strick um den Hals. Um so tapferer, gewaltiger, herrlicher sein Eintreten für die Wahrheit. Um dieses Gold ließ sich nicht markten, von seinem Wert ließ sich keine Unze abfeilschen; und wenn seine Echtheit im Feuer des schmachvollsten Martertodes geprüft werden sollte, Jesus war bereit dazu. Er hatte alles im voraus für seinen Schatz dahingegeben, auch sein Leben. Er schrak vor dem schmalen Weg und vor der letzten engen Pforte nicht zurück, durch welche seine Wahrheit ewiges Leben und den Ausgang hinaus zu allen Völkern finden sollte. Er sagte seinen Nachfolgern[2]: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt" – in der Sprache der Gegenwart: „wer nicht zum Schafott sich bereit macht — der kann nicht mein Jünger sein." – Napoleon I., aufgefordert eine neue Religion zu gründen, soll erwidert haben: Dazu muß man über ein Golgatha, und das kann ich nicht.

[1] Mt 4_{12} 14_{12} f 17_{12} 9_{15} $10_{16.25.28}$ Lk 13_{31} ff — [2] Lk 9_{23} f 14_{27}.

Ein edler Tod ist die Krone eines edlen Lebens. Kein Charakter wird ohne Kampf und Leiden vollendet. Schmach und Schande, Verleumdung und Lästerung gehören wesentlich zum Siege. Sokrates mußte 72jährig den Schierlingsbecher trinken, weil seine erhabene Lehre den Vorurteilen, dem Parteigeist seiner Zeit zuwiderlief; und sterbend redete er von der Unsterblichkeit. Sein Schüler Plato beschreibt den Gerechten als einen, der selbst nichts Unrechtes tut und doch den Schein des größten Unrechts hat, und der seine Gerechtigkeit durch feste Ausdauer trotz Verleumdung bis zum Tode beweist, ja er erhebt sich zu dem Spruch (der Staat 74 Amsterd. Ausg.), daß, wenn jemals ein solcher Gerechter auf Erden erscheinen sollte, er gegeißelt, gemartert, gebunden, des Augenlichts beraubt und nach Erduldung aller möglichen Schmach an einen Pfahl genagelt werden würde!

J. J. Rousseau, überrascht durch diese Weissagung, sagt dazu im Emile: Quand Platon peint son juste imaginaire, couvert de tout opprobre du crime et digne de tous les prix de la vertue, il peint trait par trait Jésus-Christ: la ressemblance est si frappante, que tous les pères l'ont sentie, et qu'il n'est pas possible de s'y tromper.

Damit wäre Ernest Renan einigermaßen widerlegt, nach dessen bestrickender Darstellung Jesus, ein galiläischer Schwärmer, man könnte auch sagen Schwindler, seinen Anhang durch leichtfertige Versprechungen in beständiger Täuschung gehalten hat, bis endlich die unvermeidliche Katastrophe hereinbrach. „In einer reizenden Gegend Galiläas als unwissender Bauer von außerordentlichem Genie und tadelloser Tugend aufgewachsen, wurde er ein unvergleichlicher, entzückender Lehrer, un rabbi délicieux,

von bezaubernder Schönheit, ein Prediger des reinsten Sittengesetzes und ein Arzt für mancherlei Krankheiten Leibes und Geistes. Als er aber endlich fand, daß er entweder den einfältigen messianischen Erwartungen seines Volkes genügen oder seine Mission aufgeben müsse, gehorchte er seinen Freunden und ließ sich auf die Politik einer feinen Täuschung ein, die infolge einer plötzlichen und unerklärlichen Umwandlung seines Charakters in vollständige Scharlatanerie und krassen Betrug ausartete, bis er seinen Irrtum mit seinem Blute bezahlte." Renan hat von der welterobernden Tapferkeit und dem unwiderstehlichen Wahrheitsdrang Jesu keine Ahnung. Ein „feiger Schwindler" hätte sich nicht kreuzigen lassen. Was aber die leichtfertigen Versprechungen und Täuschungen betrifft, so sei nur auf das aus den Quellen deutlich hervortretende Verfahren Jesu verwiesen, das er seinen Bewerbern gegenüber anwandte. „Meister ich will dir folgen, wohin du willst", rief einer voll Begeisterung [1]. Mußte nicht wie ein kalter Wasserstrahl die Antwort wirken: „Die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel des Himmels ihre Nester, aber der ‚Mensch' hat keine Stelle, wo er sein Haupt hinlegen könnte." Ein andermal gingen große Volksmassen mit Jesus, und er sichtete den Haufen, indem er sich umwandte und die allerhärtesten Bedingungen stellte in sechs oder sieben herben Sätzen [2], als wolle er mit wuchtigen Schlägen die Masse gleichsam von sich treiben.

Sehr schwierig bleibt allerdings die Frage, wie weit Jesus die zahllosen falschen, sinnlichen, übertriebenen Erwartungen, die an seine Person und an das von ihm verkündigte Reich Gottes geknüpft wurden, berichtigt hat oder

---

[1] Mt 8 19 — [2] Lk 14 25 ff vgl Joh 6 60. 66.

hätte berichtigen sollen. Wir finden Spuren genug von solchen Berichtigungen[1]. Wir finden aber auch Spuren, daß Jesus seine eigene Erwartung erst nach und nach berichtigt oder vertieft hat[2]. Endlich wäre es wohl nicht ratsam gewesen, bei Neulingen oder bei der großen Menge die Verkündigung mit lauter Berichtigungen anzufangen; es empfahl sich vielmehr im Interesse der Wahrheit, zunächst im Rahmen des Gegebenen das Neue einzuführen. Die Zukunftshoffnungen und andere vorgefundene Anschauungen konnten als Baugerüst dienen, um das Gebäude einer neuen Frömmigkeit und Sittlichkeit im Volke aufzurichten. Im selben Maße als der innere Bau wuchs, wurde das Gerüst entbehrlich und konnte schließlich ganz abgebrochen werden. Erst bauen, dann abbrechen, das ist die Taktik des Reformators. Ein hölzernes Bein, sagt Schopenhauer, ist besser als gar keines; irgendeine Religion besser als keine überhaupt.

Die Wahrheit findet ihren Sporn an der Liebe, aber ihren Zügel an der Weisheit. Die Wahrhaftigkeit wird von der Pädagogik zwar nicht eingeschränkt, aber doch so gelenkt, daß sie das Rechte zur rechten Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Weise sagt. „Ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen[3]." Auf Rechnung der gleichen Pädagogik ist zu setzen, daß Jesus die meisten Wahrheiten in bildlichen Reden aussprechen mußte. Einer spätern Stunde und höheren Stufe der Entwicklung seiner Lehre bleibt es, laut dem vierten Evangelium, vorbehalten, nicht mehr in Bildern, sondern gerade heraus von den göttlichen Dingen zu reden[4].

---

1 Mt 5 17 7 21 9 16 11 19 20 12 20 ff — 2 Mt 8 10 ff 11 25 12 28 13 13.28.32 15 28 16 21 19 30 20 16 22 8.43 ff Mk 6 6 — 3 Joh 16 12 4 Joh 16 25.

Eine Neigung dagegen zur Anbequemung an fremde Anschauungen, zur „Akkommodation an den Volksglauben“, hat Jesus nicht gehabt. Wenn er beispielsweise von Dämonen oder unsaubern Geistern redet, so können wir gewiß sein, daß er solche Geister geschaut hat, ebenso wie die lichten Engel, und diese Begriffe nicht bloß vor dem „dummen Volke“, sondern auch in seinem innersten Denken festhält. Der Menge zulieb etwas Unwahres in den Mund nehmen — das konnte er ebensowenig als schmeicheln oder sich schmeicheln lassen. Jesus war ein Feind jeglicher Täuschung, Übertreibung, leichtfertiger Beteurung, leerer Versprechung. „In seinem Munde fand sich kein Trug (1. Petr 2 22).“

6. Selbstzucht.

Halt Leser an! ob auch dein Geist
Phantastisch um den Erdpol kreist,
Tiefgrabend auch dein Eisen reißt
Die Erde wund —
Selbstzucht allein ist, daß du's weißt!
Der Weisheit Grund!

Rob. Burns.

Buddha Gautama von Kapilavastu in Indien, genannt Sakyamuni, d. i. der Asket aus dem reichen Kriegergeschlecht der Sakya, heiratete mit 16 Jahren die Prinzessin Gopa und verbrachte mit ihr und mit andern Frauen in feenhaftem Palaste und paradiesischen Lustgärten die nächsten 13 Jahre im üppigsten Lebensgenuß und Sinnenrausch, kurz im Vollbesitz irdischen Glückes. Den 29jährigen erfaßte plötzlich der Weltschmerz. Mitten im höchsten Glück geängstet, verstieß er das Glück, oder dieses ihn. Von mehreren Lustfahrten heimkehrend, erblickte er, nach der Legende, das menschliche Elend immer wieder, in wechselnden Gestalten, an den Toren seines Gartens, als zitternden Greis, als Fieberkranken, als Leiche auf der Bahre; und dem dadurch in tiefes Sinnen Versenkten winkte am vierten Tore auch der Weg zum Frieden in Person eines Bettelmönchs in gelbem Gewande, der, wie ihm sein Wagenlenker erklärte, allem entsagt habe, um ohne Leidenschaft und Neid von Almosen zu leben. Alsbald faßte er den unwiderruflichen Entschluß, verließ heimlich Schloß, Gemahlin, Sohn und

alles, um fern und unerkannt dem asketischen Ideal eines Entsagenden nachzuleben. – Nach neuerer Forschung war die Flucht in die Einsamkeit nicht sowohl durch Betrachtung fremden Elendes veranlaßt, als durch eigene Bedrängnis — Unterjochung des Sakyageschlechtes seitens eines mächtigen Nachbarstammes.

In zerlumptem Bettlergewand begab sich der Büßer in die tiefen Wälder am Nairanjana-Flusse und erwählte sich unter den zahlreich dort hausenden Einsiedlern zwei Weise zu geistlichen Führern, welche durch harte Kasteiungen zu völliger Leidenschaftslosigkeit zu gelangen trachteten. Jahrelang beschränkte sich seine Nahrung auf „täglich ein Gerstenkorn oder Reiskorn oder Sesamkörnlein", so daß sein ausgedörrter Körper zuletzt einer zusammengeschrumpften Melone, ja einem schwarzen Schatten glich, und man ihn nur den dunklen Gautama nannte. Allmählich aber erschien ihm solch übermäßiges Entbehren als Verirrung, das ihn weder zur höchsten Erkenntnis noch zum wahren Seelenfrieden führte. Er sagte seinen Eremiten Lebewohl – nach sechsjährigem Verweilen — und nahm wieder kräftigere Kost. In stiller Einsamkeit unter einem „Bodhibaum" in vieltägiges tiefes Nachdenken sich versenkend, erschaute er endlich das ersehnte Licht; unter dem „Erleuchtungsbaum" ward er zum Erleuchteten, zum „Buddha". Vor seinem Geist erstand das System der „vier erhabenen Wahrheiten": vom Leiden, der Erzeugung des Leidens, der Vernichtung des Leidens und Weg zu dieser Vernichtung (durch die höchste, den Geist völlig entsinnlichende Kontemplation) – die fortan zum Kern seiner von Millionen bewunderten, ja vergötterten Lehre werden sollten.

28 Tage nach der ältern Überlieferung, 49 nach

einer jüngern, hat Buddha unter dem Bodhibaum gesessen und seine neue Erkenntnis gegen die wütenden Angriffe des Todesgottes Mara und seiner bösen Geister siegreich behauptet. Ob zwischen dieser Sage und der Versuchung Jesu in der Wüste eine Beziehung besteht, ist bisher nicht aufgeklärt.

Später hat Buddha verhältnismäßig milde asketische Grundsätze gepredigt. So verwarf er die Forderung völligen Nacktgehens oder bloßer Lumpenbekleidung und verlangte von seinen Büßern nicht einmal unbedingtes Fliehen vor den Weibern – nur Vorsicht. Mit unerbittlicher Strenge dagegen verbot er ihnen jeden Eigenbesitz. Eine sehr alte Überlieferung läßt den achtzigjährigen Ordensstifter am Genusse eines Eberbratens erkranken und sterben.

In Indien ist man der milden Weise des Meisters im wesentlichen treu geblieben. Buddhas Mönche und Nonnen sollten nach seinem Willen und Vorbild einen Bettelorden bilden, aber in anständiger Zucht und Beschränkung, damit sie als Träger einer ethischen Kulturmission auf die Mitmenschen einwirken könnten. Dem Buddhajünger soll der Stifter als Inbegriff seiner irdischen Habseligkeiten eine Achtzahl von Gegenständen vorgeschrieben haben, weil eben diese acht Stücke ihm selbst, als er zum Büßerleben überging, ein Engel überbracht habe. Das merkwürdige Inventar ist folgendes: 1. eine Schale als Eßnapf für die zu erbettelnde Kost, 2. Unterkleid, 3. Oberkleid, 4. Mantel oder Kutte, 5. Rasiermesser, 6. eine Nadel, 7. ein Band oder Gürtel, 8. ein Sieb. Zu dieser armseligen Habe hat eine spätere Zeit noch Zahnstocher und Rosenkranz hinzugefügt. Fußbekleidung und

Sonnenschirm, ursprünglich klar verboten, wurden später vereinzelt gestattet; Geldbesitz dagegen blieb stets durchaus untersagt. – Viel strenger und komplizierter gestaltete sich die Askese der Buddhisten außerhalb Indiens, z. B. in Tibet, worauf wir hier nicht eingehen dürfen. In ähnlichem Verhältnis sind ja auch ins Christentum durch die Berührung mit den Völkern sehr weitgehende und verschiedenartige asketische Strömungen eingedrungen – nicht zum Vorteil.

War Jesus ein Asket? Das ist die Frage, zu deren Beantwortung der Seitenblick auf Buddha, den ein halbes Jahrtausend früher aufgetretenen Stifter der mit der christlichen wohl am härtesten konkurrierenden Religion, mithelfen kann.

Während Buddhas Leben ein gebrochenes, zwischen Gegensätzen schwankendes war, das erst allmählich den Mittelweg fand, lief die Bahn Jesu einfach, geradlinig, stetig fort. Auf das jugendliche Genußleben des reichen indischen Prinzen mußte eine harte Büßerzeit folgen, wenn noch ein Meister aus ihm werden sollte; nicht so bei Jesus, der an der Schwelle des Mannesalters, in Gautamas kritischem Alter, bereits als vollendeter Meister vor uns steht. – Buddhas Weg war die Selbsterlösung durch planvolle Selbsttötung, der langsame Tod; sein Ziel das Nirwana, die völlige Befreiung vom Leiden, vom Sein überhaupt. Jesu Weg und Ziel waren durchaus andere. Buddha, persönlich Atheist, wird von seinen Anhängern als gestorbener Gott, als erloschenes Feuer verehrt. Jesus, dieser Gottesmann wie kein zweiter, verkörpert für alle Zeiten das Leben, die ewig fortwirkende, wachsende Kraft.

War Jesus ein Asket?

John Locke meinte, daß ein rechtschaffenes Bauernhaus der beste Ort sei, an dem ein Kind aufwachsen könne. Etwas derartiges hatte Jesus, als Sohn eines ländlichen Handwerkers, in Nazareth. Weder im Reichtum noch in drückender Armut hat er seine Jugend verbracht. Nicht Wohlleben, aber gemessene Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse nebst ernsthafter körperlicher Arbeit — das war die bestmögliche Vorschule für den, der später so Großes leisten sollte. Zeichnete sich doch die Bevölkerung Galiläas durch Fleiß und Betriebsamkeit aus, und reichlich lohnte der Ackerbau in dem fruchtbaren Lande. Das treffliche Gebot der Israeliten: Sechs Tage sollst du arbeiten! und ihr Spruch: „Geh hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Wege und werde klug" stand im wohltuenden Gegensatz zur Arbeitsscheu anderer Nationen, zur Trägheitsmoral selbst hochstehender Kulturvölker. Der altägyptische Sinnspruch, der sich auf dem Papyrus Prisse II gefunden: „die Handarbeit ist erniedrigend, und das Nichtstun ist ehrenvoll" gibt ziemlich genau auch die Anschauung der Griechen. Wie anders die der Juden! Sie entspricht dem gesunden asketischen Zug, der überhaupt von der jüdischen Religion aus durch die nationale Sitte ging. Umfangreiche Speisegesetze regelten die Diät, beschränkten insbesondere den Fleischgenuß. Seit alters hielt das ganze Volk anläßlich der großen jährlichen Versöhnungsfeier am sog. langen Tage ein 24stündiges Ganzfasten, nach dem Exil dazu noch vier andere öffentliche Bußfasten, in Erinnerung an schwere nationale Schicksalsschläge — also fünf große allgemeine Fasttage im Jahre. Diesen asketischen Bräuchen, in denen er aufgewachsen war, hat sich Jesus ebenso wie den mosaischen Sabbat-, Fest-

und Opferordnungen bis an sein Ende unterzogen[1]. Durch alle diese Bestimmungen wurde das Leben in feste Regeln gebracht und unter heilsame Zucht gestellt.

Eine Steigerung zu dieser milden Nationalaskese bilden die zur Zeit Jesu mündlich überlieferten „Aufsätze der Ältesten"[2], welche der gesetzesstrengen Partei der Pharisäer, der „Abgesonderten", als Richtschnur dienten[3]. Die beiden Wochenfasten des Pharisäismus am Montag und Donnerstag griffen tief ins gesamte Volksleben ein. Sie wurden freilich nur von den Strengsten das ganze Jahr hindurch gehalten, wie von dem Pharisäer in Jesu Parabel[4], von den andern nur zeitenweise je nach Anordnung. Wurde gelind gefastet, so wusch und salbte man sich noch, bei der strengsten Fastenübung jedoch enthielt man sich jeglichen frohen Verkehrs mit der Mitwelt, selbst des Grüßens, man verstellte sein Angesicht, um zu scheinen vor den Leuten[5]. Eine besonders strenge Fastenordnung sollte beispielsweise für den Fall anhaltenden herbstlichen Regenmangels in Kraft treten. Auch eine Reihe privater Fastenbräuche wurden eingeführt, vor allem zum Gedächtnis teurer Verstorbener an deren Todestagen. — Die höchste Steigerung endlich der jüdischen Askese brachten die Essäer auf mit ihrer gänzlichen Enthaltung von Fleisch- und Weingenuß und der sonstigen rigorosen Diät, der Ausdruck der dumpf verzweifelnden Gemütsstimmung eines dem Untergang zueilenden Volkes.

Jesus verhielt sich gegen diese Übertreibungen ablehnend, ohne deswegen zum Sadduzäer, zum skrupellosen Lebemann zu werden. Er fastete nicht wie die Pharisäer[6].

---

[1] Mt 6_{16-18} Kap 15.20 — [2] Mt 15_2 ff Mk $7_{4.8.13}$ — [3] Mt 12_2 9_{14} Lk 11_{38} — [4] Lk 18_{12} — [5] Mt 6_{16} — [6] Mk 2_{19} f.

„Die Brautführer können doch nicht trauern, solange der Bräutigam bei ihnen ist!“ So hielt er den Schild über seine Jünger, als er von der strengeren Richtung wegen des Nichtfastens zur Rede gestellt ward. Er ließ sich von keiner Partei oder Richtung in Beschlag nehmen und schloß sich keiner der bestehenden Schulen an — der gärende Wein seiner neuen Lehre durfte nicht in die alten Schläuche gefaßt werden[1].

Er trat mit seiner Lebensweise in bewußten Gegensatz zu Johannes dem Täufer[2]. „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht, so daß man ihn für gestört erklärt. Der ‚Mensch‘ ist gekommen, isset und trinket, so daß man ihn als Schlemmer und Weintrinker, als Zöllner- und Sündergenossen bezeichnet.“ In der Tat, neben einem Johannes in seinem härenen Mantel nimmt sich Jesus fast wie ein Weltkind aus. Johannes führt ein Eremitenleben, nährt sich von Heuschrecken und wildem Honig, Jesus ist geselliger Natur, Freund einer „bürgerlichen Kost“, mönchischem Wesen abhold. Johannes bleibt in der Wüste, Jesus tritt unter die Menschen und geht auf ihre Anliegen, Nöte, Leiden und Freuden ein. Johannis Wesen ist herbe, düster, gebunden, Jesu Predigt sonnig und freudig, seine Stimmung heiter und zuversichtlich, sein Standpunkt königlich frei.

Wenn Nietzsche meint[3], Jesus habe nie gelacht, so stimmt das nicht zu dem Bilde, das uns aus den Evangelien von ihm entgegenleuchtet, noch weniger zu dem galiläischen Volkscharakter, wie er aus den Schriften des Josephus herausspringt. Dieser jüdische Autor zeichnet

---

[1] Lk 5 37–39 — [2] Mt 11 18 f — [3] vgl Kap 10 S 125.

die Galiläer gelegentlich als einfach in ihren Sitten, rasch begeistert, witzig, fröhlich. Im Gegensatz zu der Felsenwüste Judäas war und ist Galiläa ein lieblich lachendes Land, mit sonnigen Bergtälern, mit fruchtbaren Auen der Ebene, mit dem zaubrischen grünen See.

Wir beobachten an Jesus auf der Höhe seines Wirkens einen ruhigen, harmlosen Lebensgenuß. Er läßt sich einladen in Familien zu Gastmählern und eigens für ihn veranstalteten Festlichkeiten[1]. Er empfindet es, wenn bei solchen Anlässen der Gastgeber ihn um die üblichen Ehrungen, wie feierlichen Empfang, Fußwaschen, Salben des Hauptes, kürzt[2]. Er nimmt eine „Salbung", von dankbar liebender Hand verschwenderisch gespendet, gerne entgegen[3]. Er geht in würdiger Gewandung einher[4], und zeigt so gar nichts Auffallendes, Absonderliches in seiner äußern Erscheinung, daß dieser in den Berichten nirgends die leiseste Erwähnung geschieht. Während ägyptische Priesterasketen das Salz ausdrücklich verboten, weil es den Appetit und die Trinklust reizt, ermahnt Jesus seine Jünger: Habt Salz bei euch[5]! selbstverständlich in bildlichem Sinne, aber offenbar ausgehend von dem wirklichen Salze, das sie für ihr tägliches Bedürfnis tatsächlich mit sich führten. Jesus liebt es, das Reich Gottes mit einer Hochzeit[6] oder einem Gastmahle[7] zu vergleichen, wo die Frommen aller Zeiten zu Tische liegen und sich's wohl sein lassen, wo man auch im Festkleide erscheinen muß[8]. Ein Fest mit Schlachtung des Mastkalbes, nebst Musik und Reigen, malt er, zu Ehren

[1] Lk 5_{29} 4_{39} 7_{36} 10_{38} 11_{37} 14_{1} 15_{2} 19_{6} 22_{11} f Mk 14_{3} Joh 12_{2} (2_{2}) — [2] Lk 7_{44} ff — [3] Lk 7_{37} f Mk 14_{3} ff Joh 12_{1} ff — [4] Mt 9_{20} 14_{36} 17_{2} $26_{31 \cdot 35}$ Joh 19_{23} — [5] Mk 9_{50} — [6] Mt 9_{15} 22_{2} 25_{1} Lk 12_{36} ff — [7] Lk 12_{16} 13_{26} ff Mt 8_{11} — [8] Mt 22_{11} f Lk 15_{22}.

des verlorenen Sohnes veranstaltet[1]. Er selbst scheint sich wiederholt auch um den leiblichen Hunger seiner Zuhörer bekümmert zu haben[2]. Seine schönsten Parabeln hat er den Gebieten des Garten-[3] und Ackerbaues[4], des Fischfanges[5] und des Winzerlebens[6] entnommen; und nach einem außerhalb der Bibel überlieferten Ausspruch schildert er den Zustand der künftigen neuen Welt als den üppiger Fruchtbarkeit, da Weinstöcke wachsen mit zehntausend Ranken, jede mit zehntausend Zweigen, jeder mit zehntausend Trieben, jeder mit zehntausend Trauben und jede Traube mit zehntausend Beeren. Als er bezeichnenderweise mit einem sorgfältig angeordneten Abschiedsmahle[7] sein Zusammenleben mit seinen Jüngern beschloß, sprach er davon, daß er den Rebensaft neu mit ihnen zu trinken hoffe in seines Vaters Reich[8]. Und bis heute erzählt – nicht bloß von seinem Tode, sondern auch von seiner froh geselligen Weise zu leben, das Mahl, durch welches seine Anhänger mit Brot und Wein sein Gedächtnis feiern[9].

Das alles ergibt nicht das Bild eines eigentlichen Asketen. Und wenn er's für sich noch gewesen wäre, so gönnte er doch den andern die Genüsse, die er sich versagte, ohne jede Engherzigkeit. Von Weltschmerz keine Spur. Einem abgehärteten Asketen wäre es am allerwenigsten eingefallen, einen Feigenbaum zu verfluchen deswegen, weil er dem Hungernden nichts bot[10]. Zu rauher Selbstpeinigung, insbesondere zum Nahrungsentzug, lag in

[1] Lk 15$_{23-25}$ — [2] Mk 6$_{37}$ 8$_{2}$ f vgl 8$_{17}$ ff Joh 2$_{7}$ ff 21$_{5}$ Lk 5$_{4}$ — [3] Mt 7$_{16.17}$ 13$_{31}$ f Lk 13$_{6}$ ff — [4] Mt 13$_{1-9.24-30.44}$ Mk 4$_{26}$ ff Lk 9$_{62}$ 12$_{22-27}$ — [5] Mt 13$_{47}$ ff — [6] Lk 5$_{37}$ Mt 20$_{1-16}$ 21$_{28-31.33-46}$ — [7] Lk 22$_{8.10.15}$ Joh 13 ff — [8] Lk 22$_{18}$ Mk 14$_{25}$ — [9] Lk 22$_{19}$ 24$_{30}$ f 1. Kor 11$_{24.25.26}$ Apg 2$_{42.46}$ 20$_{7}$ – [10] Mk 11$_{12}$ ff.

Jesu Vergangenheit kein sein Gewissen nötigender Grund; vielmehr forderte seine Tätigkeit eine ausreichende Ernährung. Jesus hatte andere Kämpfe zu kämpfen als mit dem Hunger! Er bedurfte zur Ausrichtung seiner Riesenaufgabe frischen Lebensmutes und des Vollbesitzes seiner Körperkräfte. Bernhard von Clairvaux hat es später an sich getadelt, daß er seine Gesundheit durch unerbittliche Asketik selbst zerstört habe; schien ihm doch in den ersten Jahren seines Mönchtums der Schlaf verlorene Zeit; seine Nahrung bestand aus Buchenblättern, ein wenig Haferbrot und Hirse; seine Füße schwollen, weil er stehend Tag und Nacht im Gebet verharrte; sein zart angelegter Körper ward hinfällig. Brach dann auch um so stärker die ungewöhnliche Kraft seines Geistes durch den schwachen Körper hindurch – nichtsdestoweniger war es ein Unmaß und ein Unrecht, was er sich angetan.

F. M. Dostojewskij sagt einmal: „Wer den Mönch nicht kennt, der kennt auch die Welt nicht." Jesus hat beides gekannt. Aber es fehlt uns jeder Anhalt dafür, daß er sich zeitweilig einem Orden angeschlossen oder einer bestimmten Regel hingegeben habe. Anderseits muß er seinen Leib, dies vornehmste Werkzeug des Geistes, in seiner Jugendzeit in besondere, wahrscheinlich sehr strenge Zucht genommen haben. Irgendeine Askese — d. h. ja wörtlich Übung – ist dem öffentlichen Wirken Jesu jedenfalls vorangegangen, so gewiß dem Kampfspiel planmäßige Waffenübung voraufgehen muß. Woher sonst jene wunderbare Selbstbeherrschung, jene Bedürfnislosigkeit und Einfachheit seines Lebens, die stete Zucht, in der er stand? Woher sonst jene nicht zu verkennende Furche der Entsagung, die seiner Stirne eingegraben geblieben bei aller

Heiterkeit des Gemütes, bei aller Freudigkeit der Lebensauffassung.

Da steht gleich zum Eingang seiner Geschichte jene seltsam anmutende Erzählung von einem vieltägigen Fasten. Die Evangelisten müssen sie aus Jesu eigenem Munde haben[1]. Der Geist habe ihn in die Einöde hinausgejagt, wörtlich „hinausgeworfen", also wider seinen eigenen Plan und Willen, und er habe mit den Tieren gelebt, der Teufel habe ihn versucht, und die Engel haben ihm aufgewartet[2]. Diese Selbsterzählung – auch in der ausführlichern Form der beiden andern Nacherzähler[3] – macht nicht den Eindruck eines beifallsuchenden Heroismus, eines asketischen Probestücks, aber doch den einer durch jahrelange gesunde Askese wahrhaft „geübten" Natur. Indem sich Jesus mit den übermächtig hereinströmenden Gedanken, diesen himmlischen Schauungen, beschäftigte, vergaß er darüber Essen und Trinken, Tag und Nacht. Der vorhin erwähnte Bernhard ritt einen ganzen Tag längs des Genfer Sees, und als man abends vom Genfer See sprach, hatte er nichts von ihm wahrgenommen; „was ihn innerlich lebhaft beschäftigte, entzog ihn gänzlich der Außenwelt", eben weil er durch die Askese vermöge seiner feurigen Willenskraft in der Kontemplation geübt war. Das Eindringen und sich Aufschwingen in überweltliche Gebiete setzt den Sieg über die Sinnlichkeit voraus. „Gebt acht, daß eure Herzen nicht beschwert werden durch Rausch und Trunk und Nahrungsgelüste" empfahl Jesus seinen Schülern[4]. Seine Selbstzucht dort in der Wüste bewährte sich darin, daß er, statt den zuletzt sich heftig meldenden Hunger in

[1] vgl. Mt 12 29 Lk 10 18 22 31 Joh 12 31 14 30 Mt 13 25 16 23 — [2] Mk 1 12 f — [3] Mt 4 1 ff Lk 4 1 ff – [4] Lk 21 34 12 29 Mk 4 19.

stürmischem Drange zu stillen, vielmehr die daran anknüpfende Versuchung mit ruhiger Überlegung zurückweisen konnte [1]. Übrigens steht in der Geschichte der Askese und Mystik die körperliche Leistung Jesu bei der Versuchung in der Wüste keineswegs einzig da, zumal wenn man in dem jüdischen Ausdruck „Vierzig Tage" eine ganz unbestimmte Frist erkennt.

Eine diesen Fasttagen ähnliche Erscheinung sind die Wachnächte, die Jesus meist vor oder nach besonders angestrengten Tagen betend auf dem Berge unter freiem Himmel verbringt [2]. Ein übermächtiges geistliches Bedürfnis, ein Hunger nach Gott, ein Durst nach neuem Licht — und der Körper gehorcht! Die Müdigkeit wird durch einen unbewußten Willensakt einfach überwunden, und folgenden Tages geschieht das Auftreten des Meisters wahrscheinlich so frisch, als wenn er die gewöhnliche Nachtruhe genossen hätte. Eine dieser Wachnächte, die er auf einem hohen Berge im Norden des Landes gegen Ende seiner Laufbahn zubrachte, und in die er ausnahmsweise Zeugen mitgenommen, wurde durch ein übersinnliches Erlebnis bedeutsam, dessen Natur und Zusammenhang noch unaufgehellt, das aber auf orientalischem Boden nicht ohne Parallelen dasteht [3]. Lassen wir diese mit Vollmondlicht und Schlafzuständen natürlich nicht erklärte Erscheinung dahingestellt, so bleiben doch die Wachnächte an sich so charakteristisch für Jesus, daß die christliche Kirche früh begann, eine kultische Einrichtung daraus zu machen. Die Ostervigilie, die Nacht vom Ostersamstag zum Auferstehungsmorgen, unter Fasten in gottesdienstlicher Versammlung

[1] Mt 4 3 ff Lk 4 3 ff — [2] Mk 1 35 6 46 9 2 Luk 9 28 6 12 22 39 ff 21 37 Joh 18 2 — [3] Mt 17 2 Mk 9 3 Lk 9 29 2. Mos 34 29 ff.

verbracht, reicht wahrscheinlich nah an die apostolische Zeit zurück. In dieser „großen“ oder „engelischen“ Nacht wurden mit Vorliebe Taufakte vorgenommen und lange Homilien gehalten, man maß ihr die Bedeutung einer der schwereren asketischen Leistungen des altkirchlichen Jahreszyklus bei. Infolgedessen schlichen sich dann auch bald die schwersten Mißbräuche ein, so daß sie mit Verboten umgeben werden mußte. Diese und andere Vigilien, Frühgebete (Matutinen) und sonstige klösterliche Sitten den Schlaf zu brechen, haben sich eben gänzlich entfernt von ihrem Vorbild Jesus, dem jedes gesetzliche, verdiensthaschende, gezwungene Wesen fremd, dem das Wachen so natürlich war wie das Beten [1]. Seine Fasttage, Wachnächte, und so manche Stunden, wo er über fortgesetzter Inanspruchnahme seine Mahlzeit und seinen Schlaf verschob, Hunger, Durst, Müdigkeit und andere leibliche Bedürfnisse fröhlichen Angesichts überwand [2] — waren keine beabsichtigten Kraftleistungen, sondern nur der unwillkürliche Ausdruck seines übermächtigen Geisteslebens, waren nicht Selbstzweck, sondern nur Staffeln des Höherstrebenden und finden ihre Erläuterung in dem begeisterten Wort am Jakobsbrunnen [3], das das Johannisevangelium uns aufbehalten: „Ich habe etwas zu essen, was ihr nicht kennt. Meine Speise ist die, daß ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und daß ich sein Werk vollende.“

Hierher gehört auch die ganze Selbstverleugnung und abgehärtete Anspruchslosigkeit seines Wanderlebens. Er verzichtete auf die Bequemlichkeit eines eigenen Bettes,

---

[1] Mt 26 41 — [2] Mk 3 20. 32 4 38 Joh 4 6 ff Mt 6 17 — [3] Joh 4 32. 34.

auf die Behaglichkeit eines eigenen Heims. Angewiesen auf die Gastfreundschaft seiner Anhänger, eilt er rastlos von Ort zu Ort, stets zu Fuß[1] und wahrscheinlich meist barfuß[2], schläft manchen Abend an einem des Morgens noch nicht geahnten Platz[3], wohl oft auf dem bloßen Erdboden in den Mantel gewickelt – und führt also nach unsern Begriffen ein höchst ungemütliches Leben. „Die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel des Himmels ihre Nester, aber ‚der Mensch' hat keine Stelle, sein Haupt hinzulegen!" So ruft er einem jugendlichen Schriftgelehrten zu[4], der blindlings sein Leben teilen will. Wilhelm Steinhausen hat's in ergreifendem Gemälde zur Anschauung gebracht, allerdings nicht ohne den Gedanken der büßenden Askese hineinzulegen, während die großartige Freiheit Jesu, seine Unabhängigkeit von Begierden, seine Herrschaft über sich selbst und somit auch über die Natur, zurücktritt. Diese Freiheit ist nach der andern Seite doch nicht ausgeartet in nomadische Ungebundenheit und fast leidenschaftliches Schweifen und Wohnen unter freiem Himmel, das Renan von den Beduinen ohne weiteres auf Jesum überträgt. Das Wanderleben Jesu war weder eine selbstauferlegte Strafe noch eine bloße Naturschwärmerei, sondern einfach der gebotene Weg zur Erreichung seines Zieles. Vor wenigen Jahren entdeckte ein englischer Gelehrter auf dem 49 m hohen, prächtigen Siegestor in Fathepur Sikri, der Siegesstadt Akbars in Indien, die folgende Inschrift in arabischer Sprache: „Jesus, Friede sei mit ihm, hat gesagt: die Welt ist nur eine Brücke, schreite darüber, aber baue nicht deine Wohnung darauf. Das Leben währt

[1] Mt 21 $_{2}$ — [2] Mt 10 $_{10}$ Lk 10 $_{4}$ — [3] Lk 9 $_{53}$ — [4] Mt 8 $_{19}$ f Lk 9 $_{57}$ f.

eine Stunde bloß, widme diese Stunde der Andacht.“ Ihrem Sinne nach könnte wenigstens der erste Satz ganz wohl von Jesus stammen; eben so lebte er und so lehrte er's seine Nachfolger[1]. „Wer mein Nachfolger sein will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz und folge mir.“ Er verlangt von ihnen Verlassen der Angehörigen, Aufgeben der Heimat, Verzicht auf Behagen[2]. Das Reiseinventar seiner Sendboten ist nicht viel reichhaltiger als das der Buddhajünger. Vor allem kein Gold noch Silber noch Kupfer im Gürtel! Also schlechterdings kein Geldbesitz. Kein Beutel, keine Tasche. Kein Wechsel- oder Doppelgewand. Keine Fußbekleidung. Kein Stecken. Kein Brot[3]. Betreffs der Sandalen und des Stabes scheint später Freiheit gestattet worden zu sein, ebenso wie bei den Buddhamönchen[4]. Sie sollten alles nötige unterwegs von den Leuten erhalten. Aber nicht erbetteln — und hier tritt nun der bedeutsame Unterschied hervor, der Jesus von den buddhistischen und allen spätern „christlichen“ Bettelorden trennt. Der Herr, schreibt Paulus, hat den Verkündigern des Evangeliums befohlen vom Evangelium zu leben[5]. „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert, hat er gesagt[6], er verdient seine Nahrung. Wenn ihr in eine Stadt oder ein Dorf kommt, so erforscht, wer dort würdig ist, euch zu beherbergen, und da bleibt dann, bis ihr weiter zieht. Und wo man euch nicht aufnimmt, da verlaßt das Haus und die Stadt, und schüttelt den Staub von den Füßen . . .“ Also die Sendlinge Jesu sollen nicht herumbetteln, sondern, mit Würde und Standesbewußtsein auftretend, die Gast-

---

[1] Lk 9_{23} — [2] Mt 10_{37} Lk $14_{26.33}$ 18_{29} f $9_{59.62}$ 5_{27} 18_{22} — [3] Mk 6_{8} ff Mt 10_{9} ff Lk 9_{3} 10_{4} — [4] Mk 6_{9} Lk 9_{3} Mt 10_{10} — [5] 1 Kor 9_{14} — [6] Mt 10_{10} Lk 10_{7}.

freundlichkeiten als verdienten Lohn empfangen[1]. Die Dürftigkeit ihrer Ausrüſtung ſollte teils ihrer Erziehung, teils dem Zweck ihrer Sendung dienen. Es iſt anzunehmen, daß Jeſus ſelbſt nicht beſſer ausgerüſtet war. Er war kein Freund von weichen Kleidern, von Purpur und köſtlicher Leinwand[2]. „Den Armen wird die frohe Botſchaft verkündet[3]" — von Armen. Die Loſung Vorwärts verbietet alles Gepäck; ſie erlaubt kein Verweilen[4], kein Wohlleben, kein Sichumſchauen und Ergötzen in dem „Wahnheim und Wunſchheim[5]" dieſer Welt! — Die Stellung Jeſu zur Ehe und zum Beſitz ſoll in beſondern Kapiteln dieſes Buches[6] beleuchtet werden, ſeine vermeintliche Verachtung von Kunſt und Wiſſenſchaft im Schlußabſchnitt[7].

Summa: Ein asketiſcher Zug läßt ſich Jeſus nicht abſprechen, zumal im Vergleich mit dem heutigen askeſeloſen Geſchlecht. Von Buddha und andern Büßern des Altertums wie des Mittelalters unterſcheidet ſich Jeſus auf das Vorteilhafteſte durch ſeinen wahrhaft befreiten Geiſt. Nicht Weltflucht, ſondern Weltüberwindung, nicht Selbſtertötung, ſondern höchſte Selbſtbehauptung iſt ſein Ziel. Die Askeſe füllt bei ihm nicht das Leben aus, ſondern bildet nur den verſchwiegenen Untergrund ſeines ſegensreichen Wirkens; es iſt die Askeſe des Soldaten, der die Heimat verläßt, um für die Heimat zu kämpfen: Entbehrungen, Wunden, Leiden, Mühen nimmt er als ſelbſtverſtändlich hin, ja übt ſich im voraus darin, um Sieg und Frieden zu erringen.

„Die Askeſe, ſagt der Pädagoge F. W. Förſter, hat

[1] Mk 6_{10} f Mt 10_{11-15} Lk 9_{4} f 10_{7-16} — [2] Mt 11_{8} Lk 7_{25} 16_{19} 12_{33} — [3] Lk 7_{22} — [4] Lk 10_{4} f vgl 2 Kö 4_{29} — [5] Richard Wagner — [6] Kap 7 u. 17 — [7] Kap 27 u. 29.

für den ganzen Menschen die hohe Bedeutung, daß durch die häufige Betätigung und die Konzentration aller Vorstellungen auf diese Aufgabe die Herrschaft des Geistes über Körper und Nervensystem geübt und sozusagen zu einer festen Tradition des ganzen Organismus gemacht wird, welcher sich allmählich alle Triebe und Reize unterordnen . . . Erst die rechte Übung in der Kraft der Entsagung gibt jene Helligkeit und Frische des Geistes, innerhalb deren sich der Mensch dann auch der Lebensfreude mit wahrer Freiheit überlassen kann, weil für ihn der Genuß jene verborgenen Gefahren verloren hat, mit denen er den Unfreien und Charakterlosen stets umstrickt und dessen Freuden in Leid und Gewissensnot verwandelt."

Rechtverstandene Askese war den Weisen aller Zeiten der gewiesene Weg zur Weisheit und zu Gott. Sie gibt dem Willen eine bleibende Richtung nach oben und verschafft dem Geist eine Ahnung der göttlichen Überweltlichkeit. „Wer sich nie etwas Erlaubtes versagt hat, von dem kann man nicht mit Sicherheit erwarten, daß er sich Unerlaubtes versagt." Wer aber durch freiwillige Enthaltsamkeit und fleißige Zähmung der Begierden, bei den untersten anfangend, seinen Leib an Zucht und Gehorsam gewöhnt, der wird überhaupt seine Pflicht erfüllen, im Guten mächtig zunehmen und allmählich den schwersten Versuchungen gewachsen, den höchsten Erleuchtungen zugänglich sein. Die Selbstüberwindung ist der Schlüssel zu allen Tugenden.

Der Stoiker Epiktet, der die Bergpredigt kannte, und sein kaiserlicher Geistesjünger Mark Aurel huldigten dem rauhen Wahlspruch: „Dulde und entsage!" Dem Neuplatoniker Plotin rühmten die Bewunderer nach, er habe seinen Leib als „Kerker der Seele" förmlich gehaßt und deshalb aufs

härteste behandelt. Auf den gleichen Abweg sind später zahllose Anhänger Jesu geraten. Jesus ist dafür nicht verantwortlich. Seine Askese zeigt ein schönes Ebenmaß. Sie sichert ihm einen Grad der Selbstbeherrschung, vermöge dessen der Geist in dem Leibe ein unbedingt gehorsames Werkzeug hat und der größten Wirkungen auch auf andere fähig wird.

Am höchsten hat sich diese Selbstzucht im Todesleiden Jesu bewährt. Die Art, wie er demselben entgegenging, wie er das einzelne vorausschaute und auf sich nahm [1], wie er den Betäubungstrank zurückwies [2] und mit vollendeter Ergebung, Gelassenheit, Großmut gegen seine Peiniger die schrecklichsten Qualen ertrug — die grausame römische Geißelung [3], die noch blutigere, entsetzliche Marter der Kreuzigung [4], das Verschmachten im Sonnenbrand unter namenlosen Beängstigungen [5], von den Seelenleiden ganz zu schweigen — kann nur Staunen der Verehrung selbst bei rohen Menschen wecken. Hier ist wahre Größe in der tiefsten Schmach, ein hehres Siegen mitten im Unterliegen.

Die Passion Jesu nennt Lessing das erhabenste Bild, welches die Künstlerin Weltgeschichte gemalt hat, so voll von dramatischem Geschehen, von plastischen Einzelbildern, daß kaum eines Stecknadelkopfes Raum darin ist, der nicht Ursache gäbe und gegeben hat zur künstlerischen Darstellung.

„J'ose vous défier, tous que vous êtes, rief der Philosoph Denis Diderot, Mitherausgeber der berüchtigten freidenkerischen Enzyklopädie, in einer jener Abendgesellschaften

---

[1] Mt 20_{18} f 22_{39} $26_{12.21.28.39}$ — [2] Mk 15_{23} Mt 27_{34} — [3] Mt 27_{26} Joh 19 — [4] Lk 23_{33} Joh $19_{18.31}$ f — [5] Mk 15_{36} Joh 19_{28} ff.

der berühmtesten Ungläubigen bei Baron Holbach — de faire un récit qui soit aussi simple, mais en même temps aussi sublime, aussi touchant que le récit de la passion et de la mort de Jésus-Christ, qui produise le même effet, qui fasse une sensation aussi forte, aussi généralement ressentie, et dont l'influence soit encore la même après tant de siècles.“ Diese unerwarteten Worte erstaunten alle, die soeben noch gespottet, und es folgte ihnen ein langes Schweigen.

---

7. Ehelosigkeit.

Das niedrigste gesetzliche Heiratsalter für einen jüdischen Jüngling zur Zeit Jesu war das dreizehnte Jahr, das gewöhnliche Heiratsjahr das achtzehnte. Ben schemona esre lechuppah, sagt der Talmud in den Sprüchen der Väter, „der achtzehnjährige muß unter den Baldachin"! Jesus hat sein Jünglingsalter verstreichen lassen, ohne eine Jungfrau heimzuführen oder einen eigenen Hausstand zu gründen – wiewohl Ehelosigkeit im Morgenlande durchschnittlich weit seltener vorkommt als bei uns. Es ist eine nicht zu umgehende Frage, warum Jesus die von ihm selbst als göttlich gepriesene Einrichtung der Ehe gemieden hat, er, der doch gerne von Hochzeiten erzählt und sie wohl auch besucht hat[1]. War es Armut, die ihn zurückhielt? Oder war es Selbstsucht und Hang zur Ungebundenheit, Scheu vor den Lasten, welche gerade dem Manne das Ehejoch auferlegt? Oder war es ein dunkler Pessimismus, welcher die Seele des Jünglings warnte, ein fremdes Geschick mit dem eigenen zu verketten und etwaige Nachkommenschaft einem traurigen Dasein auszuliefern? Oder war es ein wählerisches Wesen, welches im engen Nazareth und im Umkreis kein Mädchen fand, das auch nur entfernt den Ansprüchen genügt hätte? Einzig diese letzte Möglichkeit lohnt sich's zu erwägen; der

---

[1] Mt 9 15 22 2 ff 25 1 ff Lk 12 36 14 8 Joh 2 1 ff.

Gedanke liegt in der Tat nahe, daß für einen Jesus keine ebenbürtige Gefährtin zu finden war. Aber einmal betrachtete man im Morgenlande die eheliche Verbindung von ganz anderen Gesichtspunkten aus als wir heute, vor allem von dem der Minderwertigkeit des Weibes. Und sodann beobachten wir an dem späteren Jesus, daß er durchaus nicht anspruchsvoll war in bezug auf seinen Umgang. Er umgab sich am liebsten mit Leuten, denen er recht viel bieten konnte, und eine Gefährtin, die sich nur still seiner Leitung überließ, hätte ihn wohl befriedigt. — Ob Rücksicht auf seine Mutter ihm die Ehe verbieten wollte? Wir wissen nicht, seit wann Maria verwitwet und der Erstgeborene ihre Stütze war[1]. Es würde der öfter von Jesus kundgegebenen Achtung vor dem Elterngebot[2] nur entsprechen, wenn er der Mutter das Opfer des eigenen Eheglücks gebracht hätte. Aber sein Opfer galt einem höheren Ideale. Der Vorahnung seines *Berufes* ist es entsprungen.

Als er einmal öffentlich von der Heiligkeit und Unlöslichkeit der Ehe gesprochen[3], sagten seine Jünger zu ihm: Wenn es so steht, dann ist es besser, nicht zu heiraten; worauf Jesus mit dem Rätselwort von den „Verschnittenen" (so Luther) erwiderte: „Nicht alle fassen diesen Gedanken, von der unverletzlichen Heiligkeit der Ehe, sondern nur die, welchen es verliehen ist. Es gibt nämlich dreierlei Eunuchen oder Ehelose. Solche, welche von Geburt zeugungsunfähig, andere, welche von Menschen durch Kastration dazu gemacht sind. Endlich gibt es Eunuchen, welche um des *Himmelreichs* willen sich selbst zu Eunuchen gemacht

[1] Mk 6_{3} Joh 19_{25} f? $2_{1.\ 12}$ 7_{3}? Apg 1_{14} Mt 12_{46} — [2] Mt 15_{4} ff 19_{19} 21_{28} ff Lk 15_{11} ff — [3] Mt 19_{3} f.

haben. Wer es verstehen kann, verstehe es!" Was für Leute meint Jesus mit der dritten Klasse? Das Mosaische Gesetz verbot ausdrücklich die Kastration, sowohl am Menschen als am Vieh[1]. Kein frommer Jude wäre auch nur des Gedankens der Selbstentmannung fähig gewesen. Die Verstümmelung des Origenes, von ihm selbst später bereut, war ein trauriges Mißverständnis. Jesus redet somit von Menschen, welche freiwillig um des Reiches Gottes willen auf die Ehe, auf jeden Geschlechtsverkehr überhaupt verzichtet haben, gerade so, wie die wirklichen Eunuchen, durch ihre Körperbeschaffenheit gezwungen, darauf verzichten. Dies galt von dem Einsiedler Johannes und nicht minder von Jesus selbst. Es galt von solchen unter den Jüngern, die, wie der jugendliche Johannes, Zebedäus Sohn, vielleicht in die Ehe getreten wären, wenn sie nicht Jesu Ruf vernommen hätten, und in anderm Sinne auch von solchen, welche, wie Petrus, Weib und Haus verlassen hatten, um Jesu zu folgen[2]. In diesen allen war die Gesinnung verkörpert, welche erforderlich ist, um der hohen Lehre Jesu von der Ehe nachzuleben: Die innere Freiheit vom Geschlechtsverkehr — gerade so, wie vom Besitz und vom leiblichen Leben. Nur wer ein Herr seines Geschlechtstriebes und jederzeit bereit ist, auf dessen Betätigung zu verzichten, der kann die Ehe rein und unverbrüchlich halten.

In dieser sehr bemerkenswerten Auslassung nennt Jesus den eigentlichen Grund seiner Ehelosigkeit[3]: „Um des Himmelreichs willen." Das kann offenbar beides umfassen: Das Himmelreich als Gegenstand der Hoffnung,

---

[1] 5. Mos 23_{2} 3. Mos 22_{24} — [2] Mt 19_{27} ff 8_{14} — [3] Mt 19_{12}.

der stillen Erwartung, und als Gegenstand der Tätigkeit, des Berufs. Es kann bedeuten: „Um des Himmelreichs persönlich würdig zu werden", aber auch „um der Sache des Himmelreichs besser dienen zu können". Das erste wird der achtzehnjährige Jüngling geltend gemacht haben, das andere kam später für den als Herold des Himmelreichs Hervortretenden hinzu.

Wir erkennen hier wieder die wundervolle Entschlossenheit und Selbstzucht Jesu, seine ungeteilte Hingabe an den einen, ihn demnach schon längst bewegenden, ihn immer ausschließlicher beherrschenden Gedanken: Das Reich Gottes. Während die leiblichen Brüder Jesu sich verheirateten, laut einer Versicherung des Paulus[1], blieb er selbst ledig „um des Himmelreichs willen"! Was für Einflüsse und Anschauungen und Ideengänge dies im einzelnen voraussetzt, ob beispielsweise essäische Gedankenkreise hier hereinspielen, ob es in eine strenge Gesamtaskese des Jünglings Jesus hineingehört, das ist heute nicht mehr möglich auszumachen. Da der Apostel Paulus bezüglich der Ehe in die Fußtapfen Jesu getreten und er seine Stellung zur Frage ausdrücklich von Jesus herleitet, so dürfen vielleicht seine Ausführungen zum Verständnis des Standpunktes Jesu herangezogen werden. „Wegen der bevorstehenden Bedrängnis, schreibt Paulus an die Korinther[2], ist es gut, ledig zu sein. Bist du an eine Frau gebunden — suche keine Trennung! Bist du ledig — suche keine Frau! Wenn du dennoch heiratest, ist es keine Sünde. Bedrängnis für den äußern Menschen werden die Betreffenden freilich davon haben, und ich

[1] 1 Kor 9 5 — [2] 1 Kor 7 26 ff.

möchte euch gerne verschont wissen. Das versichere ich euch, meine Brüder: Die Zeit drängt. Deshalb müssen die Verheirateten leben, als wären sie unverheiratet . . die mit der Welt Verkehrenden, als berühre sie dieser Verkehr nicht. Denn der jetzige Zustand dieser Welt wird bald aufhören. Da möchte ich dann, daß ihr nicht mit Sorgen beschwert wäret. Der Unverheiratete sorgt um die Sache des Herrn, er möchte dem Herrn gefallen; der Verheiratete aber sorgt um weltliche Dinge, er möchte seiner Frau gefallen. So ist sein Herz geteilt."

Dem ähnlich mag der Jüngling Jesus gedacht haben. In der Parabel vom Festmahl schildert er nach Lukas als die beiden Hindernisse, welche die Berufenen vom Reiche Gottes fernhalten und ausschließen: irdischen Besitz – und Heirat[1] „ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen" ! Und den Hereinbruch des Reiches schildert er mit den Worten: „Wie die Menschen in den Tagen vor der Flut aßen und tranken, heirateten und verheirateten bis zu dem Tage, wo Noah in den Kasten ging, und nichts merkten, bis die Flut kam und sie alle wegriß, so wird es auch in den Tagen des ‚Menschen' sein[2]." Das schließt doch wohl den selbsterprobten Rat ein: Um die Augen offen zu halten für das Reich Gottes und seiner teilhaft zu werden, ist's gut, die leiblichen Bedürfnisse zu beschränken und an Heiraten überhaupt nicht zu denken.

In dem Jüngling Jesus reift der Entschluß, das Reich Gottes selbst zu verkünden, anzubahnen, zu verkörpern; und er wird zum Manne, der den Entschluß mit rastloser, selbstvergessener Energie ausführt. Wie das Harren, so

---

[1] Lk 14 20 — [2] Lk 17 26 Mt 24 38 f.

gebot ihm das Wirken ernste Sammlung, ungeteilte Bereitschaft auf die Winke Gottes. Nicht nur blieb er ehelos, er löste sich auch von seiner Familie in Nazareth [1]. Er wollte von seinen Blutsverwandten als solchen keinerlei Bevormundung, Beeinflussung, Hemmung [2]. Seine Wege schieden sich, wenigstens für den Augenblick, von denen seiner Brüder [3]. Jesus stellte neue, geistliche Bande über familiäre Beziehungen und fand seine wahren Verwandten im Kreise seiner Jünger und Jüngerinnen, ohne übrigens einen Bruch mit seiner Mutter und seinen Geschwistern herbeizuführen. Auch seine Begleiter scheint er geflissentlich von ihren Familien getrennt zu haben, wenn auch nur für eine Zeitlang. Als ein von ihm zur Nachfolge Aufgeforderter um die Erlaubnis bat, zuvor seinen Vater begraben zu dürfen, wies er ihn mit den Worten zurecht: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber geh' und verkündige das Reich Gottes — folge mir [4]!" Es handelt sich hier wahrscheinlich um einen lebenden alten Vater, bei welchem halb pietätvoll, halb sentimental der Sohn zu bleiben wünscht, bis er ihn begraben muß, obwohl offenbar noch andere Familienglieder vorhanden waren. Jesus schneidet kurz ab und wünscht solche Rücksichten auf die Seite gesetzt gegenüber dem einen großen Ziele: Das Reich Gottes. „Ich bin gekommen, den Sohn von seinem Vater zu trennen und die Tochter von ihrer Mutter und die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter; die eigenen Hausgenossen werden eines Menschen Feinde sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert. . . . [5]" Mit dieser fast feindlichen Stellung zu Familie und Ehe

[1] Mt 4 13 Mk 6 3.4 — [2] Mk 3 21.31 ff Joh 2 4 ? 7 6 ? — [3] Joh 7 5 ? Apg 1 14 Mk 6 3 — [4] Lk 9 60 — [5] Mt 10 35 ff.

ist durchaus nicht irgendwelche Mißachtung der Ehe gepaart, so wenig als der Eltern. Niemand vor Jesus hat so hohe Worte von der göttlichen Würde und Unlöslichkeit der Ehe gesprochen als er[1].

Seinem persönlichen Verzicht auf die Ehe entsprach ein willensstarker Verzicht auf jegliche stille Neigung sowohl, als überhaupt auf jede Sinnlichkeit — anders als bei so manchen priesterlichen Zölibatären in seinem spätern Anhang. Man betrachte sein Verhalten in den drei Fällen[2], wo über Begegnungen mit sittenlosen Frauen ausführlicher berichtet wird. Welch eine Reinheit, welcher Seelenadel! Um nur an eins zu erinnern: Als man ihm das beim Ehebruch ertappte Weib frühmorgens in den Tempel brachte, mitten in eine Ansprache hinein, und die schändliche Geschichte vor aller Ohren schamlos ausbreitete, wird Jesus geschildert, wie er sich auf den Boden bückte und mit den Fingern auf die Steinfließen schrieb[3]. Warum wohl? Sollten nicht keusche Verlegenheit und mitfühlende Zartheit ihn bestimmt haben? Erst als die Unfeinen weiter mit Fragen in ihn drangen, richtete er sich auf und sagte die großen Worte: Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie! Und er beugte sich wieder nieder und schrieb auf den Boden. Geschlagen gingen die Ankläger einer nach dem andern davon, und Jesus blieb allein mit der dastehenden Frau zurück. „Frau, wo sind sie? Hat keiner dich verurteilt? — Keiner, Herr. — Auch ich verurteile dich nicht; gehe hin, sündige von nun an nicht mehr!" So milde urteilt nur einer, der selber gekämpft und überwunden hat! Seine persönliche Entschlossen-

---

[1] Kap 26 — [2] Lk 7 37 ff Joh 8 2 4 7 ff? — [3] Joh 8 6. 8.

heit, seine Strenge auf diesem Gebiet zeigt am besten seine Auslegung des Gebots: Du sollst nicht ehebrechen[1].

„Ich aber sage euch: Jeder der eine Frau mit lüsternem Begehren ansieht, hat schon mit ihr Ehebruch getrieben in seinem Herzen. Gesetzt, dein rechtes Auge will dich verführen, so reiß es aus und wirf es weg. Besser eins deiner Glieder wird vernichtet, als daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird. Und wenn deine rechte Hand dich verführen will, so haue sie ab und wirf sie weg. Besser eins deiner Glieder wird vernichtet, als daß dein ganzer Leib in die Hölle kommt."

Nur der ist ein Mann, der den männlichen Trieb zu bewachen gelernt hat. Jeder Sieg auf diesem Gebiet führt eine mächtige Stärkung des Willens und Charakters, einen Aufschwung des Geistes mit sich, während jede Niederlage gegenüber den sinnlichen Trieben das höhere Wesen des Menschen nachteilig beeinflußt. Zur rechten Wachsamkeit in diesem Kampfe gehört aber auch die Einhaltung der guten Sitte.

In dieser Hinsicht verdient vielleicht Beachtung, daß Jesus sich in der Kammer des zwölfjährigen Mägdleins nicht einschloß, ohne die Eltern zu sich zu nehmen[2]. Als die Kananäerin ihn für ihre Tochter bat, ist er nicht mit ihr gegangen[3]. Seine Berührungen mit dem weiblichen Geschlechte und Heilungen unter demselben sind ungleich seltener als unter Männern[4]. Die von ihm geheilten Frauen, welche sich seinem Kreise anschlossen und eine Zeitlang mitzogen durch Stadt und Land[5], indem sie „sich

---

[1] Mt 5 27 ff — [2] Mk 5 40 vgl 1. Kön 17 19 2. Kön 4 33 Apg 9 40 Mt 6 6 — [3] Mk 7 29 — [4] Mk 1 30 5 25! Lk 13 11 vgl Joh 4 27! — [5] Lk 8 2 f vgl Mk 16 9 15 40 f 47 f Joh 20 11 ff.

ihm und seinen Jüngern mit ihrem Vermögen zur Verfügung stellten", gehörten einem reiferen Alter an, es waren Ehefrauen, Witwen, Mütter seiner Schüler, Verwandte Jesu. Dennoch würde dieses Zusammenwandern und -wohnen der Frauen mit den um Jesus gruppierten Männern unter morgenländischem Himmel die größten Gefahren in sich geborgen haben — wenn nicht eben der eine große Gedanke alle beherrscht hätte: das Reich Gottes; wenn nicht die gewaltige Persönlichkeit Jesu jeden Nebel von Unreinheit von vornherein ferngehalten hätte. Kühnlich kann der späteste Evangelist wagen in die Welt hinauszuschreiben: Jesus hatte Martha lieb und ihre Schwester und Lazarus (Joh 11 5), wobei er das edelste Wort gebraucht, das die griechische Sprache für Liebe hat. Tatsächlich ist dem bei seinem Volke so arg verlästerten Jesus der Vorwurf des losen Lebens, der Unsittlichkeit erspart geblieben, den sonst die Welt so gern erhebt und so unerbittlich ausschlachtet: hinsichtlich seiner weiblichen Begleitung ist ein Tadel oder auch nur Mißtrauen seitens der Zeitgenossen nirgends gegen Jesum ausgesprochen worden. Erst unserer Zeit ist vorbehalten geblieben, von Liebesverhältnissen Jesu zu phantasieren, sündige Romane um sein lichtes Haupt zu weben und ihn, den fast ängstlich Reinen, in den Schmutz der Ehebruchstheater hinabzuziehen.

Atmet nicht die ganze Redeweise Jesu die ungetrübteste Reinheit? Nirgends ein auch nur die Grenze streifendes Bild. Während beispielsweise die Reden und Schriften der jüdischen Propheten von häufigen Vergleichen aus dem sexuellen Gebiet durchflochten sind, ist uns aus dem Munde Jesu nichts Derartiges aufbehalten. In poetischer, ebenso schwungvoller als leidenschaftsloser Weise vergleicht

er gern das Himmelreich einer Hochzeit[1]; aber nie tut er der Braut auch nur Erwähnung. Gedanken eines türkischen Paradieses weist er mit klaren Worten ab. Während er hin und wieder vom „Essen und Trinken in meines Vaters Reich“ redet[2], versichert er ausdrücklich, daß sie in der Auferstehung weder heiraten noch sich verheiraten lassen, sondern sind „wie Engel im Himmel“ — über jede Sinnlichkeit erhaben[3]. „. . . Und jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib, und keine Kleider, keine Falten umgeben den verklärten Leib.“

Wie ganz anders war Mohammeds Stellung zum weiblichen Geschlechte! Welche persönlichen Gefahren Jesus auf diesem Gebiete überwunden und welche sittliche Höhe er – noch dazu unter orientalischen Verhältnissen – errungen, das ermißt am besten, wer einen Blick wirft in das Eheleben des arabischen Religionsstifters, wie es uns etwa in der musterhaften Sprengerschen Biographie[4] vorgeführt wird. Nachdem Mohammed vom 25.—50. Lebensjahre eine glückliche, mit sechs Kindern gesegnete Ehe zurseite einer älteren, vornehmen Witwe geführt hatte, deren Karawanenführer er gewesen war, gewann mit deren Tode die volle semitische Vielweiberei bei dem Propheten die Oberhand, samt ihren Auswüchsen und schädlichen Einflüssen. Gegen vierzig Frauen hat er von da an noch heimgeführt. Einzelne trugen sich ihm selber an. Andere fielen ihm als Beute zu im „heiligen Krieg“ oder wurden ihm von unterwürfigen Familien und Häuptlingen in schmeichlerischer Weise geschenkt. Viele erwarb er selbst. „Während der letzten zwei Lebensjahre war seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ver-

---

[1] Mt 9 15 22 2 ff 25 1 ff Lk 12 36 14 8 — [2] Kap 6 — [3] Mt 22 30 — [4] besd III c 17 Anhang.

größerung seines Harem gerichtet. Wenn er von einem schönen Weibe hörte, machte er ihr einen Heiratsantrag [1]." Da Überzahl von Frauen selbst bei den Arabern für unsittlich galt, fand es Mohammed nötig, durch eine besondere Offenbarung die öffentliche Meinung zu beschwichtigen — zumal ihm keine Kinder mehr geschenkt wurden. Gott erlaubt ihm im Koran 30, 49 betreffs Anzahl und Wahl der Frauen eine größere Freiheit als andern Menschen. Überhaupt fiel es dem Propheten nicht schwer, für seine ehelichen Wünsche und Verwicklungen zur rechten Zeit neue, besondere Offenbarungen vorzuweisen, die im Koran auf uns gekommen sind. Den wahren Grund seiner Ausschreitungen spricht er in wohlverbürgter Tradition selber also aus: „Mein einziges Vergnügen auf Erden sind Weiber, Wohlgerüche und das Gebet." Das Prophetentum, fügen die Moslim hinzu, ist eine so schwere Aufgabe, daß Gott dem Propheten im Liebesgenuß einen Ersatz gewährte und ihn mit ungleich größerer Kraft dafür ausstattete als andere Männer — der gleiche Vorzug, den schon Abraham, David und Salomo, jene Lieblinge Gottes, nach ihrer Auffassung genossen [2].

Kehrt man von Mohammed und seinem Koran wieder zu Jesus und den Evangelien zurück, so ist's, als ob man aus sumpfiger Niederung zur reinen Luft erhabner Bergeshöhe emporsteige. Von Jesus weht uns die Wahrhaftigkeit, Selbstzucht und Sittenstrenge eines wahren Propheten entgegen. Man kann es bedauern, daß er der Ehe völlig ferngeblieben und dies so schwierige Gebiet nicht auch mit seinem Lichte beleuchtet hat. Man mag seine Stellung einseitig nennen, wiewohl sie für ihn durchaus die gegebene

[1] Sprenger III Seite 82 — [2] Sprenger III, 87.

war[1]. Daß er ein guter Hausvater geworden wäre, hat er vielleicht in seinem Wanderhaushalt bewiesen[2], und daß er ein Kinderfreund war, läßt die biblische Erzählung deutlich durchblicken[3]. Aber die Vorsehung hatte ihm höhere Schulen zugedacht als die der Ehe, und eine unendlich größere Nachkommenschaft als die leibliche, und ein zu kurzes Wirken, als daß er in behaglicher Ruhe eine Familie hätte gründen dürfen. Man sieht, das Terenzische Homo sum „ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd" paßt nicht völlig auf Jesus; aber um so mehr ist immer wieder die Selbstbeschränkung zu bewundern, mit der er sein Leben seinem innersten Beruf unterwarf und dem Höchsten dienstbar machte, das ein Mensch erstreben kann.

---

[1] Kap 5.26.29 — [2] Kap 9.26 — [3] Mk 9 36 f 10 13 ff Mt 11 16.25 7 11 21 15 f.

8. Reichtum des Geistes.

In seinem lehrreichen Versuch, das Verhältnis zwischen „Werk und Persönlichkeit" bei den höheren Berufsarten klarzulegen, gelangt Eduard Platzhoff zu folgender Stufenleiter der eigentlichen Förderer der Menschheit: Entdecker und Erfinder, Stratege, Staatsmann, Regent, Prophet, Apostel, Reformator, Gelehrter, Philosoph, und zu oberst der Künstler. Diese Reihenfolge ergibt sich aus dem Stärkegrade, in dem das Persönliche sich äußert, bezw. dem Werke sich aufprägt. Am wenigsten oder gar keine persönlichen Spuren sind vorhanden im Werke des Entdeckers und Erfinders, am meisten Persönlichkeit kommt zum Ausdruck im Werke des schaffenden Künstlers. Damit ist übrigens noch nicht gesagt, daß uns die Persönlichkeit des Künstlers nun auch am meisten interessiert. Es geht uns im Grunde nichts an, was für ein Charakter Rembrandt war oder unter welchen Lebensumständen Beethoven seine neunte Symphonie gedichtet hat. Hingegen ist die Kenntnis der Persönlichkeit unerläßlich zur Beurteilung des Wirkens beim Feldherrn, Staatsmann und Fürsten, beim Propheten, Apostel und Reformator. Ist doch ihr Werk von ihrem persönlichen Leben unabtrennbar, in ihrer persönlichen Geschichte unlöslich enthalten – während der Gelehrte, der Philosoph und auch der Künstler ihr Werk aus sich heraussetzen und als ein durchaus Selbständiges, in sich Geschlossenes, für sich Lebendiges,

der Nachwelt überliefern. Diese Letztgenannten arbeiten im Atelier, in der Studierstube, in der Einsamkeit, mit dem Pinsel, dem Meißel, der Feder. Die Vorhergenannten dagegen treten hinaus auf den Schauplatz, handeln wie der Augenblick es ihnen gebietet, mit zündender Rede, mit blitzender Waffe oder mit ordnender Hand. Mehr als bei allen andern Geistesheroen ist bei Propheten und Reformatoren zum Verständnis ihres Werks die Erforschung der Persönlichkeit geboten.

Hingegen leuchtet ein, daß in des Propheten Wirken keineswegs am meisten Eigenpersönlichkeit sich offenbart. Der Prophet als solcher redet, aber handelt nicht. Er verkündet eine kommende Wandlung und wartet geduldig, daß sie hereinbreche. Inzwischen sucht er durch Predigt und Beispiel die Gewissen zu wecken und eine würdige Haltung gegenüber dem Künftigen herbeizuführen. Die Größe des Propheten besteht in dem Gegensatze zu der gesamten Umgebung, in der Vereinsamung seines Denkens und Fühlens. Seine Botschaft und vielleicht selbst die Art, wie er sie ausrichtet, bekräftigt, nötigenfalls durch Leiden erhärtet, fließt nur zu einem Teile aus seinem eigensten Innern. Seine hellseherische Begabung macht ihn zum Träger höherer Gedanken, kurzweg, zum Gesandten Gottes. Nicht spekulativ wie der Philosoph, nicht experimentierend und kombinierend wie der Gelehrte, auch nicht rein schöpferisch genial wie der Künstler, erzeugt der Prophet unter innerm Zwange mittels Kontemplation oder Vision, bald aus dem Reiche des Unbewußten, bald aus dem Schatze früherer Beobachtungen, eine Reihe von neuen, durch die Zukunft zu erhärtenden Erkenntnissen, indem er beständig auf die Gegenwart sich bezieht, an Gegebenes sich anschließt, mehr oder weniger Eigenes hineinmischt.

Das Wirken des Apostels ist persönlicher als das des Propheten. Während dieser sich auf passive Verkündung seiner neuen Erkenntnisse zuschauend beschränkt, sucht der Apostel das von seinem Propheten und Helden verkündete Neue durch tatkräftiges Eingreifen in die Verhältnisse anzubahnen, anzupassen, aufzurichten, auszubreiten. Dabei macht sich natürlich seine durch Temperament, Bildung, Erfahrung bestimmte Eigenart stark geltend, vom ersten Verständnis an, das er dem Neuen entgegenbringt und das ihn zur Gefolgschaft veranlaßt, bis zur letzten Ergänzung und Umbildung, die er nach dem Tode des Meisters den veränderten Umständen zuliebe vornimmt – man betrachte nur den Unterschied zwischen Jesus und Paulus.

Der Reformator endlich steht freier und selbsttätiger da als Prophet und Apostel zusammengenommen. Weder ist er von jemandem beauftragt und insofern gebunden, noch fühlt er sich auf innere Stimmen angewiesen, seien es nun dunkle Ahnungen oder helle Offenbarungen; er schaltet und waltet mit klarem, praktischem Verstande unter dem, was er vorfindet, er billigt das Geschehene bis zu einem gewissen, verhängnisvollen Wendepunkt der Entwicklung, auf den er zurückgreift, verbessert einzelnes, sanktioniert anderes, benutzt allerlei geistliche und weltliche Mächte zur Durchführung seiner Reformen, wirkt selbst auf die vielseitigste Weise, mit Wort und Schrift, in Predigt und Lied, durch Maßregeln und Taten verschiedenster Art – und das alles nach subjektivem Ermessen, gemäß seiner nur vom eigenen Gewissen überwachten Eigenart.

Ohne Frage ist Jesus beides gewesen, Prophet und Reformator. Für einen Propheten hielt er sich selbst, wie

aus verschiedenen Äußerungen hervorgeht[1], für einen Propheten, sogar für einen großen, nahm ihn das Volk[2]. Alle Quellen geben uns Beispiele seiner Sehergabe[3], besonders aus der letzten Zeit seines Lebens[4]. Fernschau[5] und Vorausblick[6] — beides findet sich nebeneinander. In den Vordergrund seines Lebensgemäldes treten die Voraussagungen seines Leidens und Todesgeschicks[7] mit vielen Einzelheiten, wie Judas' Verrat[8] und Petrus' Verleugnung[9], und die Prophezeiungen der Zerstörung des Tempels[10], des Untergangs der Stadt Jerusalem[11]. Wichtiger ist der divinatorische Blick, mit dem er die Gesamtlage seines Volkes durchdrang, das sichere Gefühl, mit dem er die sittlichen Zustände erfaßte, die Klarheit, mit der er die Zeichen der Zeit verstand, die Schärfe, Furchtlosigkeit und „Vollmacht", mit der er sich über das alles ausspricht[12].

Den Reformator haben wir bereits kennen gelernt, der den Tempel säuberte und der Hierarchie zu Leibe ging, der mit so manchem toten Brauch aufräumte und das Kastenwesen zertrümmerte; der wie Elias mit Donnerwort und Feuergeist das ganze Volk in Bewegung brachte und vor die Entscheidung stellte. Ein „Sozialreformer" im heutigen Sinne des Worts ist Jesus nicht gewesen.

---

[1] Mt 13_{57} Lk 4_{24} ff 13_{33} f — [2] Mt $21_{11.46}$ 16_{14} Mk 6_{15} 8_{28} Lk $7_{16.39}$ $9_{8.19}$ 24_{19} Apg 3_{22} f 7_{37} Joh $4_{19.44}$ 6_{14} 7_{40} 9_{17} — [3] Mt 8_{11} 10_{17} ff Mk 9_{1} 10_{39} Lk 10_{18} Joh $1_{42.47}$ 2_{21} 4_{17-21} — [4] Mt 26_{12} f $_{31}$ vgl auch Anm 5–11 — [5] Mt 17_{27} ? 21_{2} Mk 11_{2-6} 14_{13} ff Lk 5_{4} ? Joh 4_{18} ? — [6] Mk 2_{20} 10_{39} — [7] Mt 16_{21} $17_{12.22}$ f 20_{17} ff $_{22}$ f $_{28}$ 21_{37} 26_{29} Lk 12_{50} 13_{32} (Joh 2_{19} ff 3_{14} ff $10_{12.17}$ f $12_{24.32}$ f 13_{1} ff) — [8] Mt 26_{21} ff (Joh 6_{64} ff 13_{10} f $_{21}$ ff 17_{12}) — [9] Mt 26_{34} — [10] Mt 24_{2} (26_{61} 27_{40} Joh 2_{19}) — [11] Mt 22_{7} 23_{36} ff Lk 19_{41} ff — [12] Mt 8_{12} 11_{16} $12_{28.41}$ f 16_{4} 17_{12} 21_{32} ff 22_{1} ff Lk 19_{11} ff Joh 4_{35} ff usw.

Statistik hat er nicht getrieben, Tatsachen nicht gesammelt, mit Behörden nicht verhandelt, eine Partei nicht organisiert, der „Presse“ sich nicht bedient, in Ratssälen keine Reden gehalten, volkswirtschaftlichen oder Verfassungsfragen keine Beachtung geschenkt. Er war nicht so sehr Agitator als Konsolator; sein letztes Ziel war nicht, die Leute unzufrieden zu machen, sondern sie zu erquicken, aufzurichten und mit neuem Mut neu anfangen zu lassen. Kurz, sein Wirken bewegte sich durchaus auf dem religiösen und sittlichen Gebiet. Hier war seine Reform allerdings so durchgreifend, daß sie dem ganzen Menschengeschlecht zugute kommen konnte.

Jesus war aber mehr als ein Prophet und Reformator, der das Überkommene besserte und das Kommende voraussah. Wir haben alles Recht, ihn zudem unter die eigentlich schöpferischen Geister zu reihen. Er darf zwar nicht ein Gelehrter, aber ein Philosoph oder Weiser, ein Redner, ja Dichter genannt werden.

Betrachten wir einmal das Gewand seiner Reden genauer, so muß uns auf den ersten Blick die schlichte Schönheit, die Farbe, die Frische auffallen, dann aber auch die Festigkeit seines Gewebes. Charakteristisch für die Lehrweise Jesu ist ebenso die Bildform wie die Spruchform, die reizvolle Anschaulichkeit wie die zwingende Logik, der ahnende Aufblick wie die schlagende Realistik, der poetische Schmuck wie die begriffliche Klarheit, die populäre Verständlichkeit wie die gedankentiefe Kürze. Schon aus der Form seiner Lehren erkennen wir die reiche natürliche Veranlagung dieses Lehrers: seine scharfe Urteilskraft, seine lebhafte Phantasie, seine treffliche Beobachtungsgabe, seine Beherrschung der Sprache, seinen Schönheitssinn, sein Feingefühl

für das Denken und Fühlen anderer und sogar etwas von jener Fertigkeit augenblicklichen Kombinierens, die wir Esprit nennen.

Orient und Okzident berühren sich aufs glücklichste in der Person des heute zum Lehrer des Erdkreises Gewordenen. In seinem zwischen den drei Erdteilen gelagerten Heimatländchen Galiläa ertönten die griechische und die syrische Sprache, römische Laute und semitische Mundarten nebeneinander, strömten europäische, asiatische und alexandrinische Einflüsse zusammen. So fand sich Jesus gewissermaßen vom Geistesleben der gesamten damaligen Kultur umflutet, und sein beweglicher, reicher Geist vermochte auch ohne akademische Bildung aus den verschiedensten Quellen zu schöpfen, das Urteilen und Empfinden des Morgen- und des Abendlandes in sich aufzunehmen.

Die Lehrweise Jesu erinnert auf der einen Seite an die eines Hillel und anderer jüdischer Schriftgelehrten. Ohne deren Spitzfindigkeiten, Trugschlüsse, Geschmacklosigkeiten finden wir bei ihm die gleiche morgenländische Vorstellungswelt, dieselbe gern an niedere Vorgänge und Erlebnisse anknüpfende Art der Belehrung, dieselbe Beweisführung und Berufung auf die Schrift — „es steht geschrieben[1]“ —, die gleiche Neigung zu Paradoxien und Parabeln. Den edelsten Perlen hebräischer Spruchweisheit reihen sich die Sprüche Jesu an. Diese bei den Juden seit alters beliebte Form, die scharf zugespitzte und verdoppelte Sentenz, kommt dem Verständnis wie dem Gedächtnis trefflich zu Hilfe. Nicht selten wird Jesus jüdische Sprüche verwertet haben; aber gerade in der Prägung neuer Sprüche hat er ein solches Geschick

[1] Mt $4_{4.7.10}$ 11_{10} 21_{13} $26_{24.31}$ Mk 7_{6} 9_{12} f Lk 10_{26} 20_{17} 22_{37} usw.

bewiesen, daß ein gut Teil derselben heute in den sprichwörtlichen Gebrauch der Völker übergegangen sind[1]. Wie knapp und kernig runden sich seine Sprüche; keine Silbe ist zu viel! „Ein Wort eine Welt, und ein Satz umspannt Himmel und Erde."

Auf der andern Seite hat man die Lehrweise Jesu auch mit der sokratischen Methode verglichen. Ähnlich dieser weckt sie eine gesunde Selbsterkenntnis, und, indem sie an die nüchternen Tatsachen dieses neuentdeckten Ichs wie der es umgebenden rauhen Wirklichkeit anknüpft, nötigt sie den Hörer mit unerbittlicher Logik die daraus gezogenen Schlüsse einfach anzuerkennen[2]. Kurz und bündig werden die Folgerungen hingestellt[3]; ja oft wird dem Angeredeten selber das Schlußurteil überlassen[4]. Auf die einfachsten Prinzipien werden die Dinge zurückgeführt und die Grundsätze durch keine einschränkenden Vorbehalte verdunkelt[5]. Aus der Tiefe geschöpft und sichtlich untereinander zusammenhängend sind die Gedanken, ein in sich geschlossenes System, wenn auch keineswegs als solches vorgetragen. Es sind ja nur Gelegenheitsreden, nicht im Schulmantel, sondern im Alltagsrock, darum nicht bloß für Gelehrte, sondern für jedermann. Aber jedermann wird ihre gewaltige Einheit erkennen.

Etwas wunderbar Weltumspannendes, Allgemeinmenschliches zeichnet die Denk- und Lehrart Jesu aus, eine Verbindung von Einfachheit und Tiefe, eine Verschmelzung

---

[1] Mt 5_{15} f $6_{8.21.24.34}$ $7_{3.6.7.9.15.20}$ $8_{22.9.12}$ 10_{16} 12_{34} 13_{12} 25_{29} 23_{23} 26_{41} Lk 9_{55} 10_{42} $15_{18.21}$ usw — [2] Mt 7_{9-12} Lk 15_{4} ff 14_{7} ff 17_{7} ff 7_{40} ff 13_{15} f 14_{5} f usw — [3] Mt $5_{16.26.48}$ Lk 12_{21} 16_{9} $18_{7.14}$ usw — [4] Mt 7_{16} 12_{8} ff $_{26}$ ff 9_{4} f 16_{26} $21_{31.40}$ Lk 10_{36} f usw — [5] Mt $5_{34.39.45.48}$ 6_{33} $7_{8.12}$ usw.

von Prosa und Poesie, die seine Ideen allen Altersstufen und Bildungsgraden, allen Ständen, Rassen und Klassen zugänglich und genießbar macht. Wo er seinen Mund auftut, erkennen wir sein Streben, auf dem kürzesten Wege die größte Deutlichkeit zu erzielen, mit den schlagendsten Mitteln den faßlichsten Ausdruck zu prägen. Lieber wird er einseitig als unklar, lieber schroff und kurz abgeschnitten als breit, trivial und verschwommen[1]! Niemals braucht er Künste, um zu überreden, zu bestechen, über Schwierigkeiten hinwegzutäuschen, Anstöße zu beseitigen. Mit vollkommener Offenheit und ohne Zugeständnisse bringt er sein Urteil oder seine Forderung scharf zum Ausdruck. Aber er wendet alle Kunst an, um von der Wahrheit seines Worts zu überzeugen und immer neue Brücken zu schlagen zwischen Himmel und Erde, zwischen dem einfachsten Menschenverstand und den höchsten Erkenntnissen. Nicht eine Geheimlehre wollte er ja bringen für wenige Auserwählte und Eingeweihte[2], sondern eine frohe Botschaft für alles Volk.

Von seinen Reden sind uns nur Bruchstücke erhalten, nachträgliche, mehr oder weniger unzuverlässige Aufzeichnungen von fremder Hand. Wieviel Schönheit mag da verwischt, wieviel Besonderheit verloren, wieviel Erhabenheit verkürzt worden sein! Aber welch ein Duft und welch ein Glanz liegt noch heute über diesen schlichten Worten! Hier blinkt und perlt und glitzert alles wie Morgentau.

Das Eigentümlichste und Schönste im Vortrag Jesu ist seine Bildersprache. Seine ausgeführten Gleichnisse, Fabeln und Beispielerzählungen, 70—80 an der Zahl, machen mehr als die Hälfte des gesamten von ihm über-

[1] Lk 6 29 f 10 42 14 12—14 . 26 Mt 6 25 ff 8 22 11 25 f 10 34 ff 15 11 18 21 f vgl 15 ff 19 23 ff usw — [2] vgl Kap 4 Seite 37, auch S 105.

lieferten Redestoffes aus. Dazu kommen, ungezählt und überall eingestreut, die oft in einem einzigen Wort oder Sätzchen enthaltenen Vergleiche, die bildlichen Ausdrücke, ohne welche sich das Höchste, das Jenseitige nun einmal nicht darstellen läßt. Dem Reichtum und der treffenden Art der Bilder verdankt die Rede Jesu hauptsächlich ihre lichte Anschaulichkeit. Sie sind die hellen Fenster in dem hehren Gebäude seiner Lehre.

Die Parabeln Jesu sind von solcher Mannigfaltigkeit, Lieblichkeit und Originalität, daß man sie als den unersetzlichsten Teil seines Nachlasses bezeichnen darf, der uns den tiefsten Blick in sein Herz gewährt. Daher wendet sich auch die eingehendste Spezialforschung in neuerer Zeit gerade diesen Früchten seines Geistes zu. Kein anderer biblischer Schriftsteller oder religiöser Lehrer hat es diesem Meister in der parabolischen Lehrweise gleichgetan. Die verwandten rabbinischen Erzeugnisse stehen in weitem Abstande hinter ihnen zurück. Die Gleichnisse Jesu verraten in der Tat ein Genie und verdienen als Kunstwerke einen Platz in der Literatur der Völker.

„Wie kommt es, fragt Lavater im Vermächtnis an seine Freunde, daß keine kritische Poesie die Parabeln Christi, diese Meisterstücke populärer Dichtung, als Muster anführt und Jesum als den ersten Dichter der Welt darstellt?" Das letzte schießt natürlich über das Ziel hinaus. Jesus ist mit Homer oder Shakespeare nicht zu vergleichen. Er wollte überhaupt kein Dichter sein. Auch wird er an seinen Parabeln nicht gedreht und gefeilt und studiert haben. Sie sind Kinder des Augenblicks, freie Schöpfungen seiner Einbildungskraft, unwillkürliche Ausflüsse seines einzig auf Belehrung und Gewinnung der Menschen bedachten

Geistes. Offenbar hat er nie nach Bildern suchen müssen, sie flogen ihm zu, sie tauchten ihm in unerschöpflicher Fülle aus der Tiefe des Gemüts auf. Aber gerade das verrät den Dichter. Der Vergleich ist der Anfang und das Hauptstück aller Poesie. Wenn Goethe von sich sagt, er könne gar nicht ohne Gleichnis reden, unwillkürlich gehe ihm alles in Gleichnis über, so gibt er ein Kennzeichen des echten Poeten. — Religion und Kunst stehen in mannigfachem seelischen Zusammenhang. Bahnbrechende Glaubensmänner wie Franziskus, Luther, Zinzendorf sind zugleich poetisch schöpferische Kräfte gewesen.

Jesus war ein vortrefflicher Beobachter. Wo er hinkam, sah er sich um, und nicht das geringste entging seinem scharfen, bis in die Winkel dringenden Auge[1]. Auf Schritt und Tritt hat er gesammelt, und nicht nur Auffallendes, Ungewöhnliches sich gemerkt, sondern liebenden Blickes gerade das Unscheinbare gewürdigt, gerade das Unbedeutende hervorgezogen[2]. Wiewohl er kaum je aus seinem Lande herausgekommen ist, kennt er doch die Welt. Durch und durch Naturmensch, lebt und webt er in der freien Gottesschöpfung, ist vertraut mit den Tieren[3], entzückt von den Blumen[4], achtsam auf Baum und Strauch[5]. Er weiß an seinem schönen See[6] und auf dem stillen Berg[7], in der Stadt[8] und auf dem Lande[9], im Garten[10] und auf dem Felde[11], im Hühnerhof[12] und auf der Viehweide[13], in

[1] Lk 7_{32} $14_{1-3.7}$ 19_{5} 21_{2} $5_{20.22}$ 8_{50} usw — [2] Mt 10_{29} $13_{31.33.47.52}$ Lk 5_{37} 6_{43} 9_{62} 12_{22} ff usw — [3] Mt 6_{26} $10_{29.16}$ Lk 13_{32} 9_{58} — [4] Mt 6_{28} ff — [5] Mt 7_{16} ff 12_{33} Lk 13_{6} 21_{29} 23_{39} — [6] Mt 13_{47} ff — [7] Mt 18_{12} — [8] Lk 16_{19} ff Mt 25_{14} ff — [9] Mt 13_{1} ff $24_{4.44}$ Lk 12_{6} ff — [10] Mt 7_{16} — [11] Mt 20_{1} ff Lk 9_{26} — [12] Lk 13_{34} — [13] Lk 15_{4} ff 15 f 14_{19}.

der Küche und im Keller[1], im Palast und in der Hütte[2] Bescheid. Am liebsten greift er ins Menschenleben mit seinen Leiden und Freuden. Sein weltoffener, praktischer Sinn hat in die verschiedensten Verhältnisse hineingeblickt — und zwar immer bis auf den Grund; er versteht die entlegensten Vorkommnisse[3] so gut wie die alltäglichsten Begebenheiten[4] zu verwerten. Hier paßt ohne Einschränkung das Wort: nichts Menschliches ist ihm fremd; überall hat er zugeschaut, und lauschend mitempfunden. Dieser erstaunliche Reichtum Jesu an frischen Bildern aus den mannigfaltigsten Gebieten ist ja oft nachgewiesen worden.

Dazu kommt seine wunderbare Gestaltungskraft und Leichtigkeit des Ausdruckes; ein natürliches Geschick, das Geschaute neu zu erzeugen, das Beobachtete darzustellen, mit Worten zu malen; ein sicherer Takt, bald eine Geschichte mit verschwenderischer Fülle in Einzelzügen auszustatten[5], bald sie mit ganz wenig Strichen, gleichsam nackt, aber um so schärfer und packender hinzuwerfen[6] — kurz, eine schöne Erfindungsgabe, ein entschiedenes Erzählertalent, mit dem er die Menge immer wieder entzückt und an sich gefesselt hat.

Und endlich kommt hinzu eine tiefe Kenntnis des menschlichen Gemüts und feine Beherrschung der Mittel, die Saiten des Herzens zu rühren. Er wußte ruhig zu belehren und zu überzeugen, aber auch ernst zu strafen und zurechtzuweisen. Mit Vorliebe setzte er sich bei seinen Predigten[7], er konnte aber auch Standreden halten[8].

---

[1] Mt 5_{13} 9_{17} 13_{33} — [2] Lk 16_{19} 15_{8} ff 14_{16} ff Mt 18_{23} ff 22_{1} ff — [3] Lk 19_{12} — [4] Mt 9_{12} Lk 11_{5-8} 14_{28} ff — [5] Lk 15_{11} ff — [6] Mt 21_{28} ff — [7] Mt 5.13 Joh 8_{2} Mt 26_{55} — [8] Mt 22_{41} ff Joh 7_{37}.

Gern erhob er sich in der Synagoge zu feierlicher Ansprache[1], aber nicht minder gern unterhielt er, auf das Polster gestreckt, seinen Wirt und die Gäste mit anmutigen Tischgesprächen[2]. Er verstand ebenso freundlich einzuladen, aufzurichten, zu trösten[3] als jäh abzuweisen, niederzuschmettern, zu vernichten[4]. Ein Meister der Fragestellung, konnte er Rätsel schmieden, Probleme aufwerfen, unausgesprochene Bedenken beantworten, schiefe Fragen fein berichtigen, den wunden Punkt herausfühlen, die geheimsten Herzensregungen bloßlegen[5]. Er verfügte über Humor und Ironie[6], über Jubelton und Klagelaut[7], über den Stab Sanft und über den Stab Wehe[8]; er war gewohnt mit Gegensätzen und Steigerungen, mit Häufungen und Wiederholungen, mit Gleichklängen und Schlußakkorden zu wirken[9]. Und dies alles quoll und floß ihm wohl meist „aus dem Stegreif". Solch ein offenbares Redetalent wurde übrigens von seinen Zuhörern laut anerkannt.

Ohne Zweifel hätte er in allen diesen Künsten noch Glänzenderes leisten können. Was er uns davon spendete, das spendete er wie von ungefähr, nirgends aber als Selbstzweck. Warum hat Jesus auf jegliches Streben in dieser Richtung verzichtet? Hätte er sich aufs Dichten verlegt oder sich als Redner ausgebildet, so wäre er vielleicht nicht gekreuzigt worden. Hier erkennen wir aufs neue die zielbewußte Selbstbeschränkung seines festen, gesammelten

[1] Lk $4_{16.31}$ 6_{6} 13_{10} — [2] Lk 14_{7} ff — [3] Mt $9_{2.22}$ 11_{28} 15_{28} — [4] Mt 15_{24} f 23 Lk 12_{14} 11_{39} ff — [5] Mt 23_{17} ff $15_{11.20}$ $21_{25.28}$ 22_{41} ff $9_{2.4}$ Lk $10_{29.36}$ $7_{39.40}$ 6_{8} 14_{3} — [6] Mt 6_{27} $_{29}$ 7_{3} ff 9_{12} 19_{24} 23_{24} 21_{28} ff Lk 12_{16-21} 13_{15} f $_{32}$ f 14_{5} 16_{3} ff $_{22}$ ff $18_{5.10}$ ff 20_{25} Joh 8_{7} 10_{32} — [7] Mt 11_{25} ff Lk 13_{34} f — [8] Mt 11_{20} ff 23 Lk 6_{20-26} vgl Mt 5_{3} ff usw — [9] Mt 6_{19} f 12_{33} 16_{26} 6_{26} ff 7_{7} ff $_{16}$ ff $_{24}$ ff 11_{7} ff 13_{1} ff.

und verklärten Wollens. Dem großen Berufe muß alles dienen, dem einzigen Lebenszwecke müssen auch die glänzendsten Gaben sich unterordnen.

Der Beruf hat die reichen Talente geweckt, die vorher wohl meist schlummern mußten. Unter der das Höchste erstrebenden Willenskraft Jesu wurde sein Innerstes entzaubert und jedes Vermögen in ihm entbunden. Der gleiche Beruf aber hat, mittels der gleichen Willenskraft, die Talente wieder gebunden und in den Schranken eines ganz einseitigen Wirkens gehalten. Der Geschlossenheit dieses Geistes verdanken wir seine Meisterschaft. Statt seine Gaben in alle vier Winde zu zerstreuen und bald diesem, bald jenem Augenblickserfolge nachzujagen, steckt er sich das erhabenste Ziel und bringt ihm sein Alles rückhaltlos zum Dienst und zum Opfer.

So ist dieser Mann trotz des Reichtums seines Geistes immer in der Einfalt geblieben. Nie hat er mit seinen Gaben und Schätzen geprunkt, nie ließ er seinen Verstand in bloßer Dialektik und Rhetorik schillern, nie seine Phantasie zügellos schweifen und betören, nie sollte sein Gemälde durch Farbenglanz die Blicke von dem großen Gegenstande der Darstellung ablenken. Vielmehr hat er sich im öffentlichen Vortrag einer beschämenden Enthaltsamkeit und steten Rücksicht auf seine Hörer befleißigt. Klarheit war sein Streben, Wahrheit sein Ziel, Schönheit eine lächelnde Beigabe zu all dem heiligen Ernst, ein freundliches „Nebenprodukt" und eine nicht zu verachtende Lockung für das menschliche Gemüt. Meister der Form, aber ein noch größerer Meister des Gedankens, Meister der Sprache, aber ein noch größerer Meister über die Herzen, muß er durch sein Wort immer wieder eine wahre Zaubermacht

ausgeübt haben. „Alle drückten ihm Beifall aus und bewunderten die anmutigen Worte, die sein Mund sprach," so erzählt Lukas von seinem Besuch in der Vaterstadt. „Noch nie hat ein Mensch so gesprochen!" läßt Johannes die gegen ihn ausgesandten Diener den Hohenpriestern erklären. Mit geheimnisvollen Fäden zog er seine Hörer aus der Sinnenwelt hinauf in die Geisteswelt, aus dem alltäglichen Daseinskampf hinauf in ein höheres Leben und Streben, aus den Reichen der Natur in das Reich Gottes, aus dem Erdenstaub in die reine Himmelsluft.

Selbst der eiserne Napoleon konnte sich dem Eindruck solcher Redemacht nicht entziehen. Sein berühmtes Zeugnis darüber, in der Stille von St. Helena abgegeben, lautet nach John Abbots Wiedergabe etwa: „. . . . . Christus schwankt nicht hin und her, zaudert nicht in seinen Plänen, und das geringste Wort von ihm trägt das Siegel einer Einfalt und Tiefe, welche den Unwissenden und den Weisen einnehmen, sofern sie nur darauf achten. Nirgends sonst findet man eine solche Reihe schöner Gedanken, schöner sittlicher Maximen; sie defilieren wie die Bataillone der himmlischen Heerscharen und erwecken in unsern Seelen dasselbe Gefühl, welches man bei der Betrachtung des unendlichen, glänzenden Sternenhimmels in einer schönen Nacht empfindet . . . ."

Zum Schlusse dieses Kapitels sei ein Stück aus den Reden Jesu wiedergegeben: Das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das ausgeführteste Bild, das er uns hinterlassen.

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der Jüngere von beiden sprach zum Vater: „Vater, gib mir mein rechtmäßig Teil vom Vermögen heraus!" Da verteilte dieser

sein Gut unter sie. Nicht lange darauf packte der jüngere Sohn zusammen und zog auf und davon, in ein fernes Land, wo er sein Vermögen in Saus und Braus durchbrachte. Als er alles verbraucht hatte, kam eine furchtbare Teurung über das Land, und er geriet in bittere Not. Da ging er hin und machte sich an den ersten besten Bürger jenes Landes, der hieß ihn die Schweine hüten auf seiner Weide draußen. Und wiewohl er als Nahrung nur die Träber begehrte, welche die Schweine bekamen, so reichte ihm doch niemand etwas.

Da kam er zur Vernunft und dachte: Wieviele Tagelöhner meines Vaters haben Brot in Hülle und Fülle, während ich hier vor Hunger sterben und verderben muß. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und will ihm sagen: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und an dir, ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen, mache mich zu einem deiner Tagelöhner!" Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Noch war er weit entfernt, als ihn sein Vater erkannte. Er fühlte Erbarmen und lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Jetzt sprach der Sohn zu ihm: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und an dir, ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen". Doch der Vater sprach, gegen seine Knechte gewandt: „Geschwind, holt das beste Kleid und zieht es ihm an, gebt ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füße, bringt das gemästete Kalb, schlachtet es und laßt uns ein fröhliches Mahl halten! Denn dieser mein Sohn ist vom Tode wieder zum Leben erwacht, er war verloren und ist wiedergefunden". Und sie überließen sich festlicher Freude.

Unterdessen weilte der ältere Sohn auf dem Felde.

Wie er nun heimkehrte, vernahm er Musik und Tanz, da rief er einen der Knechte und fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Dieser sagte ihm: „Dein Bruder ist wieder da, und dein Vater hat das gemästete Kalb schlachten lassen, weil er ihm gesund zurückgegeben ist“. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater kam heraus, um ihn zu holen. Allein er entgegnete seinem Vater: „Schau, so viele Jahre diene ich dir und habe noch jeden deiner Befehle pünktlich ausgeführt; und mir hast du noch nie einen Hammel gespendet, daß ich auch einmal ein Fest mit meinen Freunden halten könnte. Kaum aber ist derjenige deiner Söhne gekommen, der dein Geld mit Dirnen verpraßt hat, so schlachtest du ihm zu Ehren das gemästete Kalb“. Doch jener bedeutete ihn: „Mein Sohn, du bist ja immer bei mir, und alles, was mein ist, ist dein. Wer wollte heute denn nicht fröhlich feiern? Denn dein Bruder ist vom Tode zum Leben erwacht, er war verloren und ist wieder gefunden!“

---

9. Herrschergabe.

Der Mann, welcher „die Herrschaft Gottes“ auf seine Fahne schrieb und nichts anderes in Wort und Werk vertrat [1], der muß selber mit einer nicht gewöhnlichen Herrschergabe ausgerüstet gewesen sein. Wer es unternimmt, einem König sein Reich zu schaffen, der muß selber etwas von einem König in sich tragen. Ein Feldherr, der ferne Gebiete erobern und die Grenzen behaupten soll, muß befehlen können und machtvoll durchgreifen wie ein Fürst [2]. Um das Reich Gottes nicht nur als eine große Idee zu erfassen und zu verkörpern, sondern es auch in den gegebenen Verhältnissen werbend und wirkend, kämpfend und leidend anzubahnen — dazu bedurfte es nicht geringen Machtgefühls und Organisationstalentes. Oder mit einem andern, von Jesus ebenfalls gebrauchten Bilde: um das neue Gebäude des Tempels Gottes auf Erden aufzuführen, seinen Aufriß im Geiste zu entwerfen und seine Fundamente im Volke zu legen — dazu brauchte es einen Baumeister von außerordentlichem Schlage [3].

Der Arbeitsplan Jesu ging dahin, einerseits auf die Masse des Volkes zu wirken [4], anderseits einzelne Schüler anzuwerben und auszubilden [5]. „Das Himmelreich gleicht einem Netz, das in den See geworfen wird und allerlei

---

[1] Kap 3.19.21 Mt 4 17.23 9 35 — [2] Mt 8 9 — [3] Mt 26 61 27 40 Joh 2 19 vgl Mk 6 3 Lk 14 28 20 17 — [4] Mk 1 14 f 21.33 Mt 9 13 22 14 — [5] Mk 1 16 ff 29 2 14 3 13.

Beute macht[1]". Aber der Netzfischer braucht Gehilfen. „Von nun an wirst du Menschen fangen", verheißt er in der Berufungsstunde leuchtend dem Petrus und seinen Gesellen[2]. Oder „mit dem Reich Gottes verhält sich's, wie wenn ein Bauer mit voller Hand Samen auf das Feld streut . ."[3] Aber der Bauer braucht Knechte[4], auf dem Felde geht es nicht ohne helfende Hände.

„Beim Anblick der ihn umdrängenden Volksmenge wurde Jesus von Mitleid ergriffen, erzählt Matthäus[5], weil sie verwundet und verschmachtet waren, wie hirtenlose Schafe. Da sagte er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. So bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Und dann berief er die Zwölfe . . ." Aus der Wurzel des tiefsten Mitleids erwächst hier der Baum, der die Erde überschatten soll, der Baum innerer und äußerer Mission, der Baum der vorerst um Israel werbenden, aber später völkerumspannenden neuen Kirche[6].

Es wird neuerdings öfter behauptet, Jesus, weitentfernt von Gemeindebildung oder Kirchengründung, habe sich darauf beschränkt, durch Lebensworte und Liebestaten der Menschheit einen neuen Geist einzuhauchen, den einzelnen Menschen in ein neues Verhältnis zu Gott zu bringen.

Allein unsere Geschichtsquellen liefern uns übereinstimmend doch ein etwas anderes Bild. Sie zeichnen uns Jesus nicht bloß als prophetischen Lehrer, der im mündlichen Vortrag sein Bestes gab und das persönliche Beispiel hinzufügte — sondern auch als Erzieher und Organisator, als Volks- und Gemeinschaftsmann, als bewußten

---

[1] Mt 13 47 — [2] Lk 5 10 vgl Mk 1 16 ff — [3] Mk 4 26. 3 — [4] Mt 13 27 20 1 — [5] Mt 9 36 ff vgl 14 14 Hes 34 5 — [6] Mt 13 31 f.

Gründer einer neuen Genossenschaft[1], als Gemeindestifter[2]. Er hat sich nicht begnügt, die Schlafenden zu wecken, die Erweckten zu fördern, die Neugierigen zu fesseln, die Suchenden zu befriedigen, große Versammlungen zu packen, tiefe Bewegungen zu entfachen, das öffentliche Leben zu beeinflussen, das ganze Volk zur Entscheidung zu treiben. Je länger je mehr ging er darauf aus, hin und her im Lande einen stillen Kreis von harrenden Gläubigen zu sammeln[3], und zudem eine abgesonderte Schar von Jüngern und Jüngerinnen anzuwerben, welche sich mit ihm zu gemeinsamem Leben und Streben verband. Diese Gefährten sollten ihm, dem Ehelosen, Vertraute werden[4], mit denen er über die höchsten Dinge reden könnte; vor allem aber sollten sie mit ihm hinausleuchten in die dunkle Welt als Musterbild, einer Bergstadt gleich, deren in der Sonne blinkende Zinnen weithin lockend die Blicke auf sich ziehen[5]; sie sollten unter seiner Hand Apostel des Himmelreichs, seine dereinstigen Nachfolger werden[6].

Die Art, wie Jesus in der kurzen Spanne Zeit diese Aufgabe löste, verrät den geborenen Herrscher. Staunen erweckt gleich die gebieterische Hoheit, mit der er die ersten Jünger berief[7]. Zwei Brüderpaare, als Fischer am See beschäftigt, werden unmittelbar von ihren Netzen und Schiffen und Angehörigen hinweggerufen. „Folget mir

---

[1] Mt 5 10 ff 9 14 ff 37 f 10 22 ff 32 ff 11 27 13 11 26 31 — [2] Mt 16 18 4 19 13 47—50 9 36 10 6 15 24 12 30 13 38 . 41 21 42 Mk 9 40 Lk 12 32 (Joh 10 3 f 20 ff Apg 1 15 2 41 24 5. 14 1 Kor 15 6) — [3] Lk 9 18 10 1. 6 21 . 38 11 23 12 8 f 32 14 26 ff 18 7 . 22 19 5 . 9 f usw — [4] Mk 3 14 — [5] Mt 5 14—16 vgl Joh 8 12 — [6] Mk 3 14 Mt 4 19 5 14—16 Lk 6 13 Joh 20 21 ff — [7] Mt 4 18 ff 9 9.

nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!" Ohne Zweifel ist diesem kurzen Befehlswort ein früheres Begegnen vorangegangen. Lukas läßt Jesus schon vor der Berufung des Petrus in dessen Stadt eine aufsehenerregende Wirksamkeit entfalten, ja in dessen Heim eintreten[1]. Der vierte Evangelist weiß gar von einem begeisterten Zusammensein vorher am Jordan[2], und nach einer scharfsinnigen Kombination wären zwei jener Erstberufenen leibliche Vettern Jesu gewesen[3]. Aber auch andere Jünger sind schließlich gleichsam im Sturm gewonnen worden, vor allem der Zöllner Levi-Matthäus[4]. Ein Blick Jesu und der einfache Befehl: Folge mir! scheinen genügt zu haben, diesen wohlhabenden Beamten, der vorher öfter sich zu den Zuhörern Jesu gesellt haben mag, zu sofortigem Verlassen seiner Zollbank, ja zu völligem Aufgeben seines Berufs und zum Eintritt in die Schule Jesu zu veranlassen. Daß Jesus aus dem Kreise der Verworfenen einen Jünger erwählte, war eine entscheidende Tat und durfte wohl durch ein festliches Mahl im Hause des Erwählten mit andern Zöllnern gefeiert werden, nicht ohne lebhaften Protest seitens der Vertreter des alten Systems[5]. Nicht minder mußte es auffallen, daß er auch Frauen in seine Nachfolge zog, wodurch er dem weiblichen Geschlechte eine neue, ebenbürtige Stellung in Kirche und Gesellschaft anbahnte[6].

Jesus war souverän in der Auswahl seiner Genossen. Mit schlagfertiger Entgegnung wußte er jedes „Aber" abzuschneiden, das sich seiner Berufung entgegensetzte[7]. Seine Jünger sollten mit gleich entschlossener Opferbereitschaft

---

[1] Lk 4 38 vgl 5 10 — [2] Joh 1 35 ff — [3] Mt 27 56 Mk 15 40 Joh 19 25 — [4] Lk 5 27 — [5] Mt 9 10–17 — [6] Lk 8 2 vgl Apg 1 14 Gal 3 28 — [7] Lk 9 59 ff.

wie er selbst dem Reiche Gottes sich weihen[1]. Der schneidende Befehl erprobte sogleich ihre künftige Hingabe und Tapferkeit. Der stürmende Elias hatte dem Elisa bei der Berufung noch erlaubt heimzugehen, um Vater und Mutter zu küssen[2] – Jesus, strenger, forderte auf seinen Ansturm eine unverzügliche, unbedingte, freudige Übergabe. Aber merkwürdig, wer sich selbst ihm anbot, der konnte von ihm auch wohl abgeschreckt und zurückgewiesen werden. Mehrere solcher Fälle werden berichtet[3]. Sein in die Tiefe der Herzen dringender Blick mag bei solchen Anlässen unterstützt worden sein durch ahnendes Schauen, durch die innere Stimme[4]. Um so mehr Bestimmtheit dann und Unwiderstehlichkeit in seinem Auftreten gegenüber den Berufenen. „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt[5]."

Diese Schüler sollten zunächst also um ihn sein und persönlich von ihm lernen. Ihnen vor allem hat er gepredigt und seine innersten Gedanken ausgelegt[6]. „Selig, sprach er, die Augen, die sehen, was ihr sehet und die Ohren, die hören, was ihr hört[7]." Nicht als hätte er ihnen eine Geheimlehre vertraut, aber die Stumpfheit des Volkes und die Kürze seiner Laufbahn brachten es mit sich, daß er seinen Schülern manches ins Ohr sagte, was erst später von den Dächern verkündet werden sollte[8]. Auf Wunsch gab er ihnen ein besonderes Gebet, welches nachher zur unterscheidenden Formel wurde, wiewohl es nichts eigentlich Neues enthält[9].

---

[1] Mt 19$_{21}$ — [2] 1 Kön 19$_{20}$ — [3] Lk 9$_{57}$ f 8$_{38}$ — [4] Joh 1$_{42.47}$ 2$_{24}$ f Mt 16$_{18}$ — [5] Joh 15$_{16}$ — [6] Mt 5$_{1}$ 10$_{27}$ 13$_{11}$ ff $_{18.23}$ Lk 6$_{17.20}$ — [7] Mt 13$_{16}$ f — [8] Mt 10$_{26}$ f — [9] Mt 6$_{9}$ ff Lk 11$_{1}$ ff Kap 28.

„Vater, geheiligt werde dein Name. Es komme dein Reich. Das nötige Brot gib uns täglich. Und vergib uns unsere Fehler, denn auch wir vergeben allen unsern Schuldnern. Und führe uns nicht in Versuchung.“ Diese vielleicht ursprünglichste Fassung des Gebets Jesu zeigt allerdings am deutlichsten die Richtung, die er seiner Jüngerschaft gab. Die Grundbitte, für das Reich Gottes, steht voran und klingt aus im Schlusse: bewahre uns vor Abfall, laß in allen Anfechtungen uns feststehen zu deinem Reich — eine Warnung, die in der Nacht der Gefangennahme besonders beweglich aus Jesu Munde erklang [1]. Außerdem drückt das Gebet die Freiheit aus von irdischen Sorgen, das Wachen über dem Verhältnis zu Gott und das Gelübde der vergebenden Liebe, der eigensten Gesinnung der Reichsgenossen [2].

Übrigens lesen wir nichts von gemeinsamen Gebetsübungen oder besonderen frommen Bräuchen dieser Jüngerschaft Jesu. Sie scheint sich eher durch Freiheit von Formen ausgezeichnet zu haben [3]. Um so lieblicher war ihre Tischgemeinschaft, bei welcher der Meister selber segnend das Brot brach [4] und es gewiß an geistiger Würze nicht fehlen ließ. Dieser „Tisch des Herrn“ blieb den Seinigen so unvergeßlich, daß sie nach seinem Hinschied in größerem Kreise die Liebesmahle fortsetzten, den Verklärten als Gast und Segensspender dazu bittend [5].

Jesus selbst betrachtete seine Jüngerschar in der Tat als seine Familie. Liebend war er für sie besorgt bis zuletzt [6]. Sie durften ihn begleiten auf seinen Fahrten und

---

[1] Mt 26_{41} – [2] Kap 24.25 — [3] Mt 9_{14} 12_{1} ff 15_{2} ff – [4] Mt 14_{19} 15_{36} Lk 22_{17} ff 24_{30} ff – [5] Apg $2_{42.46}$ 20_{7} – [6] Lk 22_{31} ff Joh 13_{1} ff 17.18_{8} f 19_{26} f.

Wanderungen, sie teilten seine Leiden und Freuden, sie verstärkten seine Wirksamkeit[1], ja sie standen ihm bei, wie er ausdrücklich ihnen nachrühmt, in seinen Anfechtungen[2]! Kurz, sie verwuchsen mit ihm und untereinander, trotz aller Schwächen und Gebrechen, zu einer innigen, geheiligten Gemeinschaft. Er nennt sie seine Brüder und Schwestern[3]; redet sie bald als seine Freunde[4], bald als seine Kinder oder Kleine[5] an, oft auch bezeichnet er sie gleichnisweise als seine Knechte, seine Leibeigenen[6]. Er fühlt sich als ihr Hausvater und Meister, Herr und Gebieter[7]. Er verlangt von ihnen allerlei Dienstleistungen, übt sie im Gehorsam[8], lobt, ermuntert, spornt, tadelt, straft, schilt, bedroht sie[9]. Er darf sich erlauben einzelne zu bevorzugen, wobei allerdings das „Dienstalter" und vielleicht auch die „Jugend" mitreden[10]. Eifersüchteleien und Rangstreitigkeiten weiß er auf mannigfache, überraschende Weise zu wehren[11]. Sehr entschiedenen Befehlstones redete er zu seinen Jüngern; und fand bei ihnen grenzenlose Verehrung, staunendes Vertrauen[12]. Sie waren allesamt Kinder des Volks, dank dem religiösen Unterricht wohl nicht ohne Herzensbildung, geistig lebendige, empfängliche, tapfere Galiläer[13], die meisten jung und begeisterungsfähig.

Als notwendige Eigenschaften verlangte Jesus von seinen Nachfolgern außer der Frömmigkeit vor allem Mut

[1] Mk 6_{14} Lk 9_{10} 10_{17} ff — [2] Lk 22_{28} Mt $26_{37.40}$ ff — [3] Mt 12_{49} (28_{10} 25_{40} Joh 20_{17}) — [4] Lk 12_{4} (Joh 15_{13} ff Mt 9_{15}) — [5] Mk 10_{24} (Joh 13_{33} 21_{5}) Mt 10_{42} $18_{6.10}$ 25_{40} — [6] Mt 10_{24} f 24_{42} ff 25_{14} ff Lk 19_{13} ff Joh 13_{16} 15_{15} ff — [7] Mt 10_{24} f $23_{8.10}$ 24_{42} Joh 13_{13} f — [8] Mk 11_{1} ff 14_{13} ff — [9] Mt 8_{26} 12_{49} $14_{22.27.31}$ $16_{7.8.23}$ $26_{21.40.45.52}$ Lk $9_{41.50.55}$ — [10] Mk 1_{16} ff $_{29}$ 3_{16} f 5_{37} 9_{2} 13_{3} 14_{33} — [11] Mk 9_{33} ff $_{38}$ f 10_{35} ff Lk 22_{25} ff — [12] Mt 21_{2} 23_{8} 26_{18} f $_{36.52}$ — [13] Kap 4.

und Demut, Lauterkeit, Klugheit und Genügsamkeit[1]. Inbezug auf Familie und Eigentum forderte er wohl nur ein zeitweiliges Aufgeben. Petrus mußte sein Weib nicht entlassen, Matthäus sein Geld nicht aushändigen[2]. Die Fischer durften später zu ihren Booten, die Familienväter in ihr Haus zurückkehren. Jesus selbst ging mit ihnen heim, speiste an ihrem Tisch, schlief unter ihrem Dach, verfügte über ihr Boot, nahm teil an ihren Festen und an ihren Sorgen, wie sie an den seinen[3].

Einmal sandte er sie aus – nicht bloß „zur Übung", wie ein Adler seine Jungen auf dem eignen Rücken fliegen lehrt, sondern in bitterm Ernste, an einem Wendepunkte seines Lebens, „um die verlornen zwölf Stämme Israels zu suchen", das ganze Volk mit dem Evangelium zu überziehen und jedermann vor die Entscheidung zu stellen[4]. Damals wählte er feierlich zwölf Sendboten aus seiner größern Jüngerschar. Diese Wahl zu bezweifeln, gibt das Schwanken der Apostellisten doch wohl nicht Grund genug. Jesus war zu sehr Jude, um nicht die Zwölfzahl zu lieben[5]. „Er stieg, schreibt Markus[6], auf die Anhöhe und rief zu sich, wen er nach eigener Wahl haben wollte, und sie kamen zu ihm. Und er bestimmte zwölf, die er auch Apostel nannte. Und er begann sie, zwei und zwei, auszusenden und gab ihnen Vollmacht über unreine Geister." So undeutlich dieser Bericht bleibt, so gibt er doch den Eindruck der Hoheit wieder, den jene Stunde auf die Teilnehmer machte. „Ich sende euch wie

---

[1] Mt 18_{3} $10_{9.16.19.26}$ — [2] Mt 8_{14} 19_{27} 10_{37} 19_{12} 9_{10} 27_{57} ff 1. Kor 9_{5} – [3] Mk $1_{29.31.35}$ f $2_{1.15}$ $4_{1.35}$ ff – [4] Mt 9_{36}–11_{1} Lk 9_{1-27} 10_{1-24} 22_{35} — [5] vgl Apg 1_{15} Joh 6_{67} Off 21_{14} — [6] Mk 3_{13} ff.

Lämmer unter die Wölfe[1]." Er weiht sie zum Zeugentode, dem, der Überlieferung nach, alle außer Judas und Johannes entgegengingen. „Sie werden euch den Gerichten übergeben, in den Synagogen euch geißeln, vor Statthalter und Könige euch stellen um meinetwillen . . . Ein Bruder wird den andern zum Tode ausliefern, der Vater den Sohn. Von allen werdet ihr gehaßt sein um meines Namens willen . . . Wer sein Leben erhalten will, wird's verlieren, wer's verliert um meinetwillen, der hat's gewonnen." So sagt Jesus die, ach so blutigen, Schauspiele voraus, denen durch Jahrhunderte seine Boten ausgesetzt sein sollten, und weckt den Heldenmut, der das Leben geringer achtet als Sieg. „Fürchtet euch nicht, sorget nicht um eure Verantwortung, zur Stunde wird euch das rechte Wort gegeben werden . . ." Ihr seid dann nicht gewöhnliche Menschen, galiläische Fischer, sondern Träger einer großen Sache, Herolde des Gottesreichs. „Ich sende euch!" Wiederum jener unwiderstehliche Befehl[2], der das Schwierige leicht, das Unmögliche möglich macht. Einstimmig wird bezeugt, daß diese Sendboten nun auf einmal auch Kranke heilen, Gestörte herstellen konnten[3]. Erfreut kehrten sie von ihrem ersten Fluge zurück und legten ihre Beute zu den Füßen Jesu[4].

Von Ignaz Loyola erzählt Ranke: wie er seine beiden ersten Schüler sich vor allem persönlich befreundet, so habe auch sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht verfehlt. Schonungslos habe er sie fasten lassen und sie sich ganz unterworfen, er machte sie sich ganz zu eigen

[1] Mt 10$_{16}$ ff — [2] Mt 10$_{5.16}$ — [3] Mt 10$_{8}$ 17$_{16}$ ff Mk 6$_{7.13}$ Lk 9$_{2.6}$ Apg 3$_{6}$ ff 5$_{15}$ 9$_{32}$ ff usw vgl Mk 9$_{18}$ 16$_{18}$ — [4] Mk 6$_{30}$ Lk 9$_{10}$ vgl 10$_{17}$ ff.

und teilte ihnen seine Gesinnung mit. — In höherm Sinne als von diesem Gewaltmenschen und seinen Jesuiten läßt sich von Jesus und seinen Aposteln sagen: „er machte sie sich ganz zu eigen und teilte ihnen seine Gesinnung mit", so daß sie wagten, was er, und seine große Mission wirksam unterstützten.

„Der Bund der Apostel ist der Anfang der Christenheit, sagt Karl Hase; die Kirche und die Umgestaltung der Weltgeschichte ist auf diesen Bund gegründet. Es ist herzerhebend: wo nur einer erkannt hat, was not tut, und nur elf treu zu ihm stehn, geht das Heil schon auf unter den Völkern. Wie ein scheidender Vater hat Jesus die Hände der Jünger zusammengelegt: Seid einig[1]! Auf ihrer Einigkeit ruhte die Christenheit. Und sie müssen wohl alle, nach dem Ersatze des einen Verlornen, ihre Sendung gesegnet erfüllt haben, auch die nur Genannten, Namenlosen, da der Dichter der Offenbarung in die zwölf Grundsteine der Gottesstadt die Namen der zwölf Apostel des Lammes geschrieben sieht[2]."

Es ist wahr, daß Jesus viel an seinen Zwölfen zu tragen und oft unter ihrer Beschränktheit zu seufzen hatte[3]. Bei aller an ihm unendlich hinaufsehenden Liebe schwankten doch ihre Vorstellungen von ihm verworren hin und her — bald meinen sie, mit ihm zu ertrinken, und dann wieder, er könne Feuer vom Himmel regnen lassen[4]. Nur langsam wuchs in ihnen der Glaube, der in Jesus so mächtig glühte, während die sinnlichen Erwartungen, die sie an ihn knüpften, fast nicht auszurotten waren[5]. Wer will

[1] Mt 18 1 ff 19 f 21 ff Joh 13 1 ff 35 — [2] Off 21 14 — [3] Mk 8 17 9 18 f Joh 14 8 ff — [4] Lk 8 24 ff 9 54 — [5] Lk 17 5 22 32 Mk 9 28 f 10 35 ff Apg 1 6.

sich darüber wundern? Sie stammten alle aus dem niedern Volk. Für seine Apostelwahl stand Jesus kein weites Feld offen. Zu diesem lauter blutige Opfer heischenden Dienste gab es kein Herandrängen. Schriftgelehrte oder sonstige Gebildete, Vornehme meldeten sich selten [1] und waren auch nicht die geeignetsten Träger seiner Botschaft [2]. Wir dürfen annehmen, daß Jesus aus dem, was ihm zugeführt ward [3], das Beste auswählte, und wir müssen ihn bewundern, der aus verhältnismäßig grobem Holz so tüchtige Werkzeuge sich zu schaffen wußte. Daß von der Mehrzahl der Apostel keine besondern Taten berichtet werden, schließt nicht aus, daß sie das ihre zu den Siegen des Evangeliums treulich beigetragen haben. Nur die Begabteren, ein Petrus und Johannes, die „Säulenapostel", und etwa noch Jakobus und Matthäus, traten hervor [4].

Es ist wahr, daß unter die Zwölfe ein Judas sich einschleichen konnte, in dessen Charakter Jesus sich entweder getäuscht oder ein Scheitern seiner Erziehungskunst erlebt hat. Des Verräters innere Entwicklung auf die finstere Tat hin ist ein psychologisches Problem, zu dessen sichrer Lösung nicht genug Kunde uns aufbehalten [5]. Über sein Ende berichten die beiden Quellen verschieden [6]. Aber erschütternd scheint es gewesen zu sein, und früh ist es als ein Zeugnis für Jesus gedeutet worden.

Ganz anders als der Verrat des Judas ist die Verleugnung des Petrus zu beurteilen: eine Übereilung, die er alsbald bitterlich bereute, eine Lüge zunächst der Tür-

---

[1] Mt 8 19 Mk 15 43 Joh 19 38 — [2] Kap 15 — [3] Joh 6 37 17 11 ff 18 9 Mt 11 25 — [4] Apg 1—10 12 2 Gal 2 2.6.9 — [5] Mk 14 3—11 Mt 26 6—13 Joh 6 70 f 12 6 13 10.18.21 ff 17 12 — [6] Mt 27 3 ff Apg 1 16 ff.

hüterin gegenüber, um in der Nähe Jesu bleiben zu können[1]. Ebenso verzeihlich ist die Flucht der Jünger in der Stunde der Gefangennahme[2]. Da sie die Todesgedanken, mit denen Jesus sie hatte vertraut machen wollen, nicht faßten, so mußten sie von dem bewaffneten Überfall tötlich überrascht und zersprengt werden. Aber sie haben sich bald wieder gefunden.

Die mächtige Persönlichkeit Jesu ließ sie nicht los. Obwohl er ihnen genommen schien, scharen sie sich aufs neue um ihn, mit nur noch größerer Einmütigkeit, Zielbewußtheit, Todesverachtung. Wunderbares Schauspiel! Um einen Gekreuzigten diese nun erst recht anhebende Begeisterung und Bewegung[3]! Welch eine das Ärgste überdauernde Triebkraft muß von diesem Führer ausgegangen sein!

Die Apostel selbst erklären zwar ihren neuen Mut und ihre Erfolge durch die Erscheinungen des Auferstandenen, die sie erlebt und die sie wunderbar tröstend über jeden Zweifel am Siege seiner Sache hinausgehoben haben[4]. Das ändert aber an dem soeben gewonnenen Urteil über den Charakter Jesu nichts, sondern kann es nur bestätigen. Warum haben denn ausschließlich Jünger und Jüngerinnen den Auferstandenen geschaut[5]? Eben weil sie vorher der Macht seiner Persönlichkeit in solchem Grade erlegen waren, daß sie nun auch das größte Opfer der Alltäglichkeitsvernunft dafür zu bringen vermochten. Dieser Jesus, dem sie als ihrem Herrn und Gott sich geweiht, hatte es in der Tat verstanden, ihnen seine Willensrichtung mitzuteilen, seinen Geist einzuhauchen, seinen Charakter aufzuprägen,

---

[1] Mk 14 66 ff Mt 26 69 ff Lk 22 31 ff 54 ff 24 34 Joh 18 15 ff 21 7 ff — [2] Mk 14 50 ff — [3] Apg 2 ff — [4] Apg 2 24 3 15 4 10 5 31 — [5] 1 Kor 15 4 ff.

mit einer Kraft, welche die Zeitgenossen verblüffte und, auf immer weitere Kreise hinauswirkend, die Welt schließlich umgestaltet nach dem Willen Jesu.

Dieselbe Herrschermacht erfuhren wie seine Freunde auch Gegner und andere. Man denke an jene Szene im Tempel, wo der eine Mann die Menge der Käufer und Verkäufer als willenlose Flüchtlinge vor sich hertrieb[1]. Man denke an die wiederholten „Versuchungen", bei welchen Jesus die Angesehensten im Volke schlagend abfertigte und stehen ließ[2]. Man denke an die öfteren Verfolgungen, denen er ausgesetzt war und in denen er unversehrt blieb durch die einfache Würde seiner Persönlichkeit, voran in Nazareth[3]. Der späteste Evangelist weiß zu berichten, daß Häscher der Hohenpriester, ausgesandt ihn zu ergreifen, ihre Hand nicht an ihn zu legen wagten und auf die Frage: warum bringt ihr ihn nicht? nur antworten konnten: „Noch nie hat ein Mensch also geredet wie dieser Mensch[4]." Es liegt durchaus auf der gleichen Linie, wenn nach diesem Evangelium in der letzten Nacht die Häscher vor dem schlichten Wort Jesu „Ich bins" zurückweichen, taumeln, straucheln[5]. Das ist nichts anderes, als was Plutarch von dem jugendlichen Julius Cäsar erzählt: Auf einer Fahrt nach Rhodus von Piraten gefangen, blieb er fünf Wochen bei ihnen, bis das Lösegeld von seinen Freunden aufgebracht war, allein er genoß während dieser Zeit solche Achtung bei den Seeräubern, daß jeder Fremde geschworen hätte, er sei der Herr, sie aber seine Sklaven. Wenn er ruhen wollte, verbot er ihnen Lärm zu machen, und sie gehorchten auf das untertänigste. Andere Male las er

[1] Mk 11 15 f Joh 2 15 f — [2] Mt 21 17. 23 ff — [3] Lk 4 28 ff 8 37 13 31 ff Mt 14 13 15 21 — [4] Joh 7 30.44 ff 8 20 vgl Lk 22 53 — [5] Joh 18 6.

ihnen die Gedichte und Reden vor, die er aus Langeweile aufgeschrieben hatte, und verrieten sie dabei etwa Mangel an Aufmerksamkeit, so schalt er sie gemeine Seelen, die nicht verdienten, daß man sie einer Vorlesung würdige, versprach zugleich sie samt und sonders kreuzigen zu lassen, sobald er seine Freiheit wieder erlangt habe — eine Drohung, die er pünktlich verwirklichte.

Derselbe Cäsar hat in den verhängnisvollsten Schlachten gesiegt, weil seine Soldaten ihm blindlings ergeben waren, ebenso wie einem Alexander seine Mazedonier. Napoleon schwang sich vom Korsischen Kadetten zum Tyrannen Europas empor, vermöge einer schlechthin überwältigenden Herrschergabe, einer allesbezwingenden, unbeugsamen Willenskraft. Friedrich der Große vermochte durch den Blick seine Leute nach Belieben zu leiten, in Tod und Sieg zu führen. Vielfältig bezeugt ist auch die Macht, welche Bernhard von Clairvaux über die Menschen geübt hat; erstaunlich, wieviele Männer und Frauen schon der 23jährige junge Mann zu dem Entschluß brachte, der Welt zu entsagen und sich einem heiligen Leben zu widmen. Am bekanntesten ist die Wirkung, die sein Aufruf zum Kreuzzug bei Tausenden hervorbrachte, der feurige Enthusiasmus, der hoch und niedrig ergriff und auf der Stelle fortriß zum Verlassen der Heimat unter dem Zeichen des Kreuzes. „Welche große Zahl von Menschen, schreibt einer seiner Freunde, hat er durch sein Wort und Beispiel nicht allein zur Bekehrung, sondern auch zur christlichen Vollkommenheit geführt. Welche Spaltungen hat er nicht beigelegt! Wie oft hat er nicht unter streitenden Gemeinden und Völkern den Frieden hergestellt."

Weit kürzer und schlichter verlief das Wirken Jesu; aber ähnlich war bei ihm die ungewöhnliche Kraft, Menschen

zu beeinflussen, ja sie nach seinem Willen zu lenken, sie im Innersten anzufassen und emporzuheben! Stand er Heilungsuchenden gegenüber, so gab er als Arzt gemessene Befehle, über den Kranken wie über die Krankheit gebietend[1]. Wie er in dem von ihm doch wohl zum ersten Male betretenen Hause des Synagogenvorstehers Jairus schaltete[2], Leute austrieb, Türen zuschloß, die Eltern zu sich nahm, dem Tode wehrte, noch zuletzt befahl, „man solle dem Mägdlein zu essen geben" — dem ähnlich wird er auch anderswo aufgetreten sein. Nirgends hat er seine heilsame Macht so bewährt wie an den Geistesgestörten, vor denen doch die „Suggestion" unserer Tage Halt machen muß. Machtvoll bedrohte er den bösen Geist. Blick, Handbewegung, der Befehl „fahr aus" oder „verstumme" wirkten zusammen, es waltete darin ein eiserner, am eigenen Leibe erprobter Wille, und der Irre kam zu sich selbst, der Kranke genas, die Umstehenden staunten[3]. Klarer als andere hat der römische Hauptmann, Befehlshaber der kleinen Garnison in Kapernaum, die gebieterische Würde, Hoheit, Machtvollkommenheit an dem wunderbaren Mann erfaßt, an den er sich selber hilfesuchend wandte[4]. Man denke auch an die Art, wie Jesus sich das Reittier sicherte für den Einzug in Jerusalem und das Speisehaus für das Abendmahl dort[5]. Weder Freund noch Feind konnten sich der unmittelbaren Gewalt dieser Persönlichkeit entziehen. In welchen Kreis dieser von Haus aus geringe Mann trat, da war er der Mittelpunkt: alles schaute auf

---

[1] Mk $1_{34.44}$ 2_{11} $3_{3.5}$ 9_{25} Lk 17_{14} vgl Joh 5_{8} 9_{7} — [2] Mk 5_{37} ff — [3] Mk 1_{23} ff $_{34.39}$ 3_{11} f $_{22}$ ff 5_{2} ff $7_{25.30}$ 9_{17} ff Mt 10_{1} 12_{22} ff usw — [4] Mt 8_{9} Lk 7_{8} — [5] Lk 19_{30} ff 22_{8} ff.

ihn, alles hing an seinem Munde und unterwarf sich seinem Blick.

Es liegt auf der Hand, daß solche eminente Herrschergabe ihre besondern Gefahren für den Träger in sich barg. Blitzartig hat er selbst sie beleuchtet in der Erzählung seiner Versuchung, als er von hohem Berge alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu schauen bekommen[1]. Öfter mag die Lockung an ihn herangetreten sein, als Volksführer nach Art anderer Galiläer sich von der sinnlich gerichteten Menge auf den Schild erheben zu lassen, oder auch nur unter geschickter Benutzung einer einzelnen Partei sich einen öffentlichen Vorteil zu erringen[2]. Er hat solche Wege verschmäht.

Dienen wollte er, nicht herrschen[3]. Dank seiner willensstarken Selbstbeherrschung paart sich mit seiner Herrschergabe ein ebenso auffallender Dienersinn. Willig hat er sich der Mitwelt zur Verfügung gestellt mit all seinen Gaben und Kräften als ihr Diener, als Helfer, Arzt, Erlöser. Er ließ sich holen in die Häuser und gab umsonst, was er hatte, ohne etwas für sich zu suchen[4]. Fürsorglich wartete er seinen Jüngern bei Tisch auf[5]. Ja, nach der bekannten Überlieferung hat er in der letzten Nacht noch sich den Schurz vorgebunden und ihnen die Füße gewaschen, um ihre Rangstreitigkeiten und Herrschgelüste zu beschämen[6]. Er wollte für seine Person nicht obenan sitzen und kämpfte gegen diesen Zug der menschlichen Natur, wo er ihn fand[7]. Er trug den Cäsar in sich, aber er erwählte die Dornenkrone.

---

[1] Mt 4 8 f — [2] Joh 6 15 Apg 5 37 23 6 ff — [3] Mt 22 28 — [4] Mt 4 23 8 3.7.14 9 2.19.35 Mk 6 55 f 7 33 f 8 23 ff 9 20 ff 10 49 ff Kap 24 u. 25 — [5] Lk 22 27 vgl 17.19 — [6] Joh 13 4 ff Lk 22 24 ff 9 46 ff — [7] Lk 14 7 ff Mt 23 6 ff.

Mit Unrecht wurde er als politischer Aufwiegler vor das römische Tribunal gestellt. Mit Recht aber stand über seinem Kreuz die Schrift: Rex Judaeorum. Er war ein König, jeder Zoll ein König; ein König der Wahrheit, ein König in der Selbstbeherrschung, ein König in der Befreiung gebundener Seelen und geknechteter Leiber, ein bleibender König im Reiche der Geister.

---

10. Ungeduld.

Alle Tugend ist gleichsam verwitwet, wenn sie nicht mit der Geduld bekrönt wird, so lautet ein alter Spruch. „Fast das ganze Geheimnis großer Seelen, sagt Victor Hugo, liegt in dem Wort perseverando: halt aus! Die Ausdauer ist für den Mut, was das Rad für die Hebestange, nämlich die fortwährende Erneuerung des Stützpunktes." Kürzer Buffon: „Der Genius großer Männer bestand in ihrer Geduld". Und doch läßt sich die Geduld Jesu ernstlich in Frage stellen.

Wenn es ihm entfährt[1]: „O du ungläubiges und verkehrtes Geschlecht, wie lange muß ich noch bei euch sein? wie lange soll ich es noch mit euch aushalten?" ist das nicht Ungeduld? Wenn er ausruft[2]: „Ich bin gekommen ein Feuer auf die Erde zu werfen, und was wollte ich lieber, als es brennete schon!" tönt es daraus nicht wie Ungeduld?

Wir finden bei Jesus starke Enttäuschungen. Wir hören ihn die Städte schelten, in denen er am meisten gewirkt: Chorazin, Bethsaida, Kapernaum, Jerusalem[3]. Seine Weherufe schallen wie ein Fluch, der sich sowohl an den blühenden Städten um den See, als an der Hauptstadt nur zu bald erfüllt hat. Das Auffallendste ist die kurze Frist, die Jesus diesen Städten ließ, das kurze Wirken, das er ihnen widmete. Seine Tätigkeit in Galiläa konnte

---

[1] Mt 17 17 — [2] Lk 12 49 — [3] Lk 10 13 ff 13 35.

höchstens nach Monaten zählen, als er mit den volkreichen Verkehrszentren am See bereits fertig war. In Jerusalem hatte er einige kürzere oder längere Festbesuche gemacht, als er ausrief: Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich dich versammeln wollen[1]! Ebenso sprach er über das ganze Volk nach der herkömmlichen Erklärung unter dem Bilde des Feigenbaumes den Fluch aus, nachdem er erst ganz wenige Jahre an der Volksseele gearbeitet hatte[2].

Das ganze Wirken Jesu war überhaupt erstaunlich kurz, kürzer als das irgendeines andern bedeutenden Mannes von ähnlichem Beruf. Nach den drei ersten Evangelien scheint es, als ob alles binnen Jahresfrist sich abgespielt hätte; und entsprechend dem raschen Wechsel der Jahreszeiten wären auch in der Wirksamkeit Jesu auf einen hoffnungsreichen, weichen galiläischen Frühling, auf einen schon schwülen Erntesommer bald herbstliche Stürme und winterliche Erkaltung gefolgt mit dem Abschluß des Todespassahs, nach welchem dann mit Pfingsten dennoch ein neuer Frühling für sein Werk anhob. Der Geschichtsschreiber Josephus läßt für die Wirksamkeit Jesu im Anschluß an den Täufer kaum ein Jahr. Seit dem zweiten Jahrhundert überliefern die Väter: Jesus hat ein Jahr oder wenig mehr seinen Schülern, seinem Volke gelebt. Origenes preist es als ein großes Zeichen der auf den Lippen Jesu thronenden Gnade, daß er in der Spanne eines Jahres und etlicher Monate die welterobernde Religion ins Dasein rief. Wenn man nun auch wirklich, sei es auf Grund des vierten Evangeliums, sei es auf Grund sorgfältiger Würdigung der von den drei ersten überlieferten Tatsachen, zwei bis drei Jahre vom Auftreten Jesu bis zu seinem gewalt-

[1] Mt 23 37 — [2] Mt 21 19 Mk 11 18 f.

samen Tode ausrechnet, so bleibt der Zeitraum immer noch sehr kurz und gibt uns hinsichtlich der Geduld Jesu ein Rätsel auf.

Was für ein anhaltendes, ausdauerndes Wirken sehen wir bei Paulus, welcher beispielsweise nur der Stadt Korinth anderthalb Jahre, der Stadt Ephesus mehr als ihrer zwei schenkte. Andere große Männer haben einer einzelnen Stadt die unermüdliche Arbeit ihres ganzen Lebens gewidmet. Die Reformatoren der christlichen Kirche sind größtenteils alt geworden in ihrem Bemühen, ein neues zu pflügen. Moses, Buddha, Mohammed haben in jahrzehntelanger Ausdauer, bis sie grau wurden, die Saat gepflegt, die sie ausgesät, haben unter beständigen Anfeindungen und Kämpfen die Erfahrung bereichert, die Anschauung gereinigt, die Stellung befestigt, das Gebiet erweitert, kurz ihre Sache bewährt. Und Jesus? Was sollen wir von dem allzu raschen Abbruch seines Wirkens halten? Hätte er uns nicht noch viel zu sagen gehabt? Sollte sich der reiche Geist wirklich schon so bald erschöpft haben? Stand seiner Rede nicht die ganze Fülle der Außenwelt und seines so bewegten Innenlebens zu Gebot? Was gäben wir darum, wenn er nur noch ein weiteres Jahr darauf verwandt hätte, uns authentische Aufzeichnungen seiner Hauptgedanken zu hinterlassen! Oder wenn er, nachdem sein Versuch mit dem Judenvolk so traurig ausgefallen war, nur noch eine Probe mit einem einzigen Volke der indogermanischen Rasse gewagt hätte?

Indem wir alle diese und andere Möglichkeiten erwägen, stoßen wir auf eben so viele Schranken in der menschlichen Persönlichkeit Jesu. Er war kein Kosmopolit, sondern ein echter „Israelit ohne Falsch“. Er war kein Mann

der Feder, sondern des Schwerts, des scharf geschliffenen — des schrill hinausdringenden, durchschneidenden Worts und der bahnbrechenden Tat. Viel hatte er allerdings der Welt zu sagen, aber wortkarg von Natur, machte er mit dem gesprochenen Wort bald seine in den Parabeln vom viererlei Acker und vom Unkraut niedergelegten Erfahrungen [1], und es reifte in ihm der Entschluß, mit der stummen Tat leidenden und liebenden Gehorsams beredter zu predigen für alle Zeiten und für alle Völker.

Ungeduld? jawohl sie ist vorhanden im Charakter Jesu. Ungeduld ist der Schatten starker Leidenschaft. Und wir wünschten manchem Erzieher ein bißchen mehr Ungeduld. Voll Feuers stampft das edle Roß im Stalle. Mit mühsam verhaltener Kraft sitzt Michelangelos Moses auf seinem Stuhl, einem halsstarrigen Volke gegenüber. Ungeduldig schaut Elias siebenmal, ob sein Flehen um Regen noch nicht erhört sei, ungeduldig fragt er, ob sein Entscheidungskampf um den wahren Gott nicht vollere Umgestaltung aller Dinge zur Folge habe, ungeduldig ruft er: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele!

Ungeduldig sind sie alle gewesen, die Propheten und Reformatoren, die Heroen einer neuen Zeit. „Hüter ist die Nacht schier hin?“ der Ruf geht weiter von einem zum andern unter denen, die vor der Zeit wach sind. Die Ungeduld Jesu zeigt sich am deutlichsten in seiner Zukunftshoffnung, wenn er seine „Wiederkunft“ ganz nahe vor Augen sah „noch in dieser Generation [2]“.

„Daß Jesus, schreibt einer seiner neuesten Beurteiler [3], das Ende der Welt und das Kommen des herrlichen Reiches

[1] Mt 13 — [2] Mt 10_{23} 16_{28} 24_{4} ff $_{30}$ ff $_{34}$ Kap 21 — [3] Heinrich Weinel.

so nahe sah, das entsprang der Wucht seines Herzens, das voll der innigsten Liebe mit all den Armen, Gedrückten, Mühseligen und Beladenen, mit all den sehnsüchtigen, in Schuld gebeugten Herzen war, die sich nach dem gnädigen Erscheinen Gottes sehnten; das entsprang der Tiefe seines Ingrimmes über all die freche Sünde, über alles heuchlerische Wesen, über alle Ausbeutung des Elends, über alle Scheinfrömmigkeit; das entsprang der festen Zuversicht, daß es einen Gott im Himmel gibt, der ein Vater der Elenden und ein Richter der Sünde und der Scheinheiligkeit ist. Und was in andern Herzen nur in einzelnen Stunden aufleuchtete, dann aber von den Sorgen und der Last des Tages wieder erdrückt wurde, das schlug in seiner großen Prophetenseele zur lodernden Flamme empor, in der alles andere — Erdenlust und Erdenleid — für ihn verzehrt wurde. So hat er das Ende nahe geschaut, so hat er das Gericht verkündet in heiligem Grimme und doch mit Tränen des Schmerzes, so hat er in sich den Willen Gottes, des gnädigen, wie des richtenden, verkörpert gesehen."

Diese heilige Ungeduld Jesu, diese gewaltige Spannung auf das Ende, diese flammende Erwartung einer baldigen Wiedergeburt der Welt, ist auf die erste Christenheit übergegangen und hat den Gang der Geschichte beschleunigt [1]. Schon die folgende Generation, wie die späteren Briefe des Neuen Testaments zeigen [2], war genötigt sich mit ihr auseinanderzusetzen, sich mehr mit der Wirklichkeit einzurichten, zum Warten neben dem Eilen zu ermahnen.

Jesus trat in einem sehr kleinen, bereits in der Auflösung begriffenen Volke auf. Es hatte seine Geschichte hinter sich, es war für die von Jesus verkündigte Wahrheit

[1] Joh 21 20 ff Apg 1 6 f 11 — [2] 2. Petr 3 12 ff Jak 5 7 ff Ebr 10 36 ff.

vorbereitet wie kein anderes. Jesu Wirken war ein letzter Appell der Vorsehung an das Volksgewissen. Ein langes Wirken, zumal ein langes Predigen, war hier durchaus nicht mehr am Platz. Es war genug gepredigt worden in diesem Volke! Jesus suchte noch einmal das wahre Israel zu wecken und, mit wuchtigstem Ansturm die sittlichen Kräfte aufrüttelnd, das Volk zurückzureißen vom Verderben. Ob es wollte oder nicht, das hatte sich bald entschieden. Das war anders, als wenn es die Germanen und Slaven zu christianisieren oder den in Götzendienst und Unzucht und Trägheit versunkenen Arabern neue Sitte, Festigkeit und Zucht zu schaffen galt.

Genau zu beurteilen, wo man eilen und wo sich Zeit lassen muß, um den höchsten Erfolg sich zu sichern und seinen Beruf in den gegebenen Verhältnissen wahrhaft zu erfüllen — das erfordert einen hohen Grad von Weisheit, ja ein über den Rechenverstand hinausgreifendes Wissen.

Jesus hat seinen Beruf erkannt. Seine Ungeduld hat sein Geschick [1] und selbst am Kreuze noch sein Sterben [2] beschleunigt, weil seinem Volke nur noch sein Blut helfen konnte, weil persönliches Opfer schwerer wiegt als noch so machtvolle Worte und Taten.

Jesus brachte das Opfer des Weltgenusses, des sinnlichen Behagens, des Familienglücks, des Geistreichtums, der persönlichen Macht und Ehre und auch – des Lebens für den einen ihn beherrschenden Gedanken, das Reich Gottes. Dies vollkommene Opfer macht seine Größe aus, seine alles überragende Bedeutung. Sein freier, früher Tod glänzt noch heller als sein Leben.

* * *

[1] Lk 18 31 ff 12 50 — [2] Mk 15 23. 39 Joh 19 33.

Eigenartige Sätze läßt Friedrich Nietzsche seinen Zarathustra sprechen „vom freien Tode" und unter dieser Überschrift auch von Jesus; die wichtigsten mögen hier folgen:

„Viele sterben zu spät, und einige sterben zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: Stirb zur rechten Zeit. — —

Den vollbringenden Tod zeige ich euch, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird.

Seinen Tod stirbt der Vollbringende siegreich, umringt von Hoffenden und Gelobenden. — —

Also zu sterben ist das beste; das zweite aber ist: im Kampfe zu sterben und eine große Seele zu verschwenden.

Aber dem Kämpfenden gleich verhaßt wie dem Sieger ist euer grinsender Tod, der heranschleicht wie ein Dieb — und doch als Herr kommt.

Meinen Tod lobe ich euch, den freien Tod, der mir kommt weil *ich* will.

Und wann werde ich wollen? — Wer ein Ziel hat und einen Erben, der will den Tod zur rechten Zeit für Ziel und Erben. — —

Wahrlich nicht will ich den Seildrehern gleichen: sie ziehen ihren Faden in die Länge und gehen dabei selber immer rückwärts.

Mancher wird auch für seine Wahrheiten und Siege zu alt; ein zahnloser Mund hat nicht mehr das Recht zu jeder Wahrheit.

Und jeder, der Ruhm haben will, muß sich bei Zeiten von der Ehre verabschieden und die schwere Kunst üben, zur rechten Zeit zu gehn.

Man muß aufhören sich essen zu lassen, wenn man am besten schmeckt; das wissen die, welche lange geliebt werden wollen.

Saure Äpfel gibt es freilich, deren Los will, daß sie bis auf den letzten Tag des Herbstes warten: und zugleich werden sie reif, gelb und runzelig.

Andern altert das Herz zuerst und andern der Geist, und einige sind Greis in der Jugend: aber spät jung erhält lang jung.

Manchem mißrät das Leben: ein Giftwurm frißt sich ihm ans Herz. So möge er zusehn, daß ihm das Sterben um so mehr gerate. — —

Viel Zuviele leben, und viel zu lange hängen sie an ihren Ästen. Möchte ein Sturm kommen, der all dies Faule und Wurmfreßne vom Baume schüttelt! — — —

Ach, ihr predigt Geduld mit dem Irdischen? Dieses Irdische ist es, das zu viel Geduld mit euch hat, ihr Lästermäuler.

Wahrlich, zu früh starb jener Hebräer, den die Prediger des langsamen Todes ehren, und vielen ward es seitdem zum Verhängnis, daß er zu früh starb.

Noch kannte er nur Tränen und die Schwermut des Hebräers, samt dem Hasse der Guten und Gerechten, — der Hebräer Jesus: da überfiel ihn die Sehnsucht zum Tode.

Wäre er doch in der Wüste geblieben und ferne von den Guten und Gerechten! Vielleicht hätte er leben gelernt und die Erde lieben gelernt — und das Lachen dazu!

Glaubt es mir, meine Brüder! Er starb zu früh; er selber hätte seine Lehre widerrufen, wäre er bis zu meinem Alter gekommen! Edel genug war er zum Widerrufen.

Aber ungereift war er noch. Unreif liebt der Jüngling, und unreif haßt er auch Mensch und Erde. Angebunden und schwer ist ihm noch Gemüt und Geistesflügel.

Aber im Manne ist mehr Kind als im Jünglinge und weniger Schwermut: besser versteht er sich auf Tod und Leben.

Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinsager, wenn es nicht Zeit mehr ist zum Ja: also versteht er sich auf Tod und Leben. — –

In eurem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend glühen, gleich einem Abendrot um die Erde: oder aber das Sterben ist euch schlecht geraten . . . . . ."

Wer sieht nicht, wie die meisten dieser Sätze, leise umgebogen, ihre feine Anwendung finden auf Jesus. Der Person Christi wird Nietzsche freilich, durch persönliche Erfahrungen mit Christen verbittert, nicht gerecht. Die vorwärtsstürmende Ungeduld an ihm, insbesondere auch seinen freiwilligen Tod als jugendliche Unreife zu erklären — das will zu der genialen Vollendung, die Wort und Werk bei Jesu tragen, nicht stimmen. Von Frühreife kann man vielleicht reden, aber nicht von Unreife.

Michelangelo hatte mit dreißig Jahren als Bildhauer und als Maler bereits einen Ruhm erreicht, der ihn neben die größten Künstler aller Zeiten stellte. Gleich die ersten Versuche, die er machte, zeigten den Meister; seine frühesten Arbeiten tragen ebensowenig von jugendlicher Unsicherheit an sich, als sein Leben von jugendlichem Frohsinn wußte. Als er zum allerersten Male den Meißel in die Hand bekam, schuf er sogleich etwas Originelles, Erstaunliches; und bei dem aus seinem fünfzehnten Lebensjahr herrührenden Marmorrelief, dem Zentaurenkampf, ist die Ausführung der muskulösen, im Kampf miteinander buchstäblich verwickelten Leiber so vollkommen, daß sie bei einem so jugendlichen Bildhauer schlechthin unbegreiflich

erscheint; schon Vasari bemerkt, man glaube nicht das Werk eines Knaben zu sehen, sondern das eines angesehenen, in seinen Studien durchgebildeten und in seiner Kunst erfahrenen Meisters.

Ähnlich muß bereits dem Knaben Jesus das Herausarbeiten seines eigenen Charakters und der von ihm geschaffenen Erkenntnisse gelungen sein. Früh ist er ein Meister gewesen, wenn auch durchaus im Verborgenen. Aber im Gegensatz zu Michelangelo ist er nie alt geworden. Er hat sich den Schwung und den Schmelz der Jugend bewahrt. Seine Worte und Taten strahlen in jugendlicher Frische, Farbe und Fülle; über seinem Bilde liegt der Zauber des vollkräftigen ersten Mannesalters. Die kurzen Jahre seines öffentlichen Wirkens haben der Welt mehr gebracht als das längste Leben der Größten und Besten.

Alexander der Große, die letzte und glänzendste Blüte des griechischen Volksstammes, starb 33jährig, nachdem er das Morgenland bis zu den Ufern des Indus erobert; er starb als das Opfer seiner Leidenschaften im Rausche sinnlicher Lust. Jesus hat ohne Waffen größere Eroberungen gemacht. Sein Stürmen, durch straffe Selbstzucht gehalten, hat ewige Bewegungen entfacht! Seine Gedanken, ob er sie auch selbst ihrer Neuheit wegen dem schäumenden Moste vergleicht, sind doch die vollausgereifte Frucht eines mit sich selbst ins reine gelangten Charakters, wundervoll abgeklärt, feurig, gehaltvoll — und darum beweisen sie sich als Worte ewigen Lebens, der Jungbrunnen der Völker.

---

11. Geduld.

Ungeduld ist nicht das absolute Gegenteil von Geduld. Eins schließt das andere nicht aus. Beide „Spannungsgefühle" können als ausgeprägte Eigenschaften ganz wohl an ein und derselben Persönlichkeit erscheinen. Mutter Natur liebt es, gerade starke Charaktere mit einem solchen Spiel von Gegensätzen auszustatten. Man erinnere sich des scharfen Nebeneinander von Zornkraft und Sanftmut, von Herrschergabe und Dienersinn, von Genußfähigkeit und Askese, von Reichtum des Geistes und geistiger Genügsamkeit bei Jesu. In diesen Kontrasten offenbart sich am hellsten die Willensstärke, die klare Entschiedenheit des Charakters.

Die Geduld hat zwei Seiten, eine aktive und eine passive. Die tätige Geduld ist die Spannkraft des Gemüts, die immer wieder neu ansetzt, nach zehn Versuchen den elften macht, nicht siebenmal bloß, sondern siebzigmal siebenmal vergibt, tausend Beschwerden und Anstrengungen überwindet; Langmut gegenüber dem Mitmenschen oder Beharrlichkeit angesichts großer Zwecke und Ziele. Die leidende Geduld ist die Fähigkeit, Drangsale und Schmerzen aller Art ohne Murren und Widerstreben zu tragen, zu leiden ohne zu klagen. Weil die Geduld nach diesen beiden Seiten hin Frauen mehr als Männern eignet, hat man sie auch die weibliche Tapferkeit genannt. Der Mann richtet sich nach erlittenem Schlage

schwerer auf. Seine Kraft ist spröder, zerbrechlicher, sein kampfbereiter Sinn findet sich weniger leicht in das Unabwendbare. Geduldige Ergebung in das Leiden ist das Siegel eines edlen Charakters, das Zeichen, daß der mächtige Trieb der Selbsterhaltung gebändigt, der heftige Drang zum Leben durch einen höhern Willen gebrochen und zum Schweigen gebracht worden. Insofern ist Geduld die höchste Probe der Willenskraft.

Was nun zunächst die Geduld im Leiden betrifft, so ist seit alters nichts an Jesus so reichlich zum Vorbild hingestellt, nichts als so hehr und hoch gefeiert worden, wie seine Seelengröße und stille Standhaftigkeit in der Passion. Zwar zeigen uns die Quellen in ihm ganz und gar keinen feurigen Märtyrer. Sie verhehlen uns nicht, wie schwer ihm das Sterben geworden. Sie lassen ihn lange zuvor im Blick darauf bangen und beben; einen bittern Kelch hören wir ihn das Bevorstehende nennen, eine Bluttaufe[1] „und wie ist mir so bange, bis sie vollendet ist!" Noch eine Stunde vor der längst erwarteten Auslieferung sehen wir ihn zittern und zagen: „meine Seele ist betrübt bis in den Tod" — und unter körperlichen Angstzuständen ringt er um eine andere Möglichkeit, die ihn des Kelches überhöbe, erkämpft er sich erst wieder die Ergebung in den höhern Willen, der ihn auf den Kreuzesweg weist[2]. Er bricht zusammen unter dem Kreuz und muß es sich abnehmen lassen[3]. Das bestbezeugte der am Kreuz gesprochenen Worte ist der Angstruf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen", gefolgt von lautem Todes-

---

[1] Mt 20 22 26 39 Lk 12 50 Joh 18 11 — [2] Mt 26 38 ff Mk 14 34 ff Lk 22 40 ff Joh 18 1 12 24. 27 ff — [3] Mt 27 32 Mk 15 21 Lk 23 26.

schrei[1]. Aber Hand in Hand mit solchem äußern Erliegen geht ein stilles Siegen: die schwersten Kränkungen, die qualvollsten Marter werden schweigend überwunden, in der bangsten Verlassenheit wird an Gott, in der tiefsten Schmach am herrlichen Ausgang und glorreichen Erfolg festgehalten. Das ringende Leiden des jugendkräftigen und lebensvollen Jesus ist heldenhafter als das gleichmütige Hinnehmen des Kelchs, durch welches die Laufbahn des greisen Sokrates ihren Abschluß fand. Eben weil Jesu Tod ihm selbst so bitter schwer gefallen, darum birgt er etwas Erlösendes für die durch den gleichen Lebenstrieb Gefesselten.

Langmut leuchtet in einzelnen der Parabeln Jesu auf, so in der vom Unkraut, das man wachsen lassen soll[2], oder in der vom unfruchtbaren Feigenbaum, dem der Gärtner ein weiteres Jahr sorgsamster Pflege schenken will[3]. Ausdauer malt er im Bilde des Hirten, der sein verlornes Schaf sucht, bis er's findet[4] – im Bilde der Frau, die ihre verschwundene Sparmünze sucht, bis sie sie findet[5] – oder im Bilde des barmherzigen Samariters, der mit großartiger Hingabe hilft, bis der Gerettete wirklich wieder gesund ist[6] – oder im Bilde der Witwe, welche dem Richter keine Ruhe läßt mit Bitten, bis er endlich hört und erhört[7]. Diese und ähnliche Beispiele zeigen, daß Jesus das Anhalten und Beharren als Geheimnis des Erfolges sehr wohl kannte und übte. Im Gleichnis vom Säemann zeichnet er die Guten als solche, die in reinem, gutem Herzen das gehörte Wort bewahren und beharrlich Frucht bringen[8]. Der Mensch, sagt der Moralstatistiker

[1] Mt 27 46 Mk 15 34 Ps 22 2 — [2] Mt 13 24 ff — [3] Lk 13 6 ff — [4] Lk 15 4 ff Mt 18 12 ff — [5] Lk 15 8 f — [6] Lk 10 34 f — [7] Lk 18 1 ff — [8] Lk 8 15.

Quetelet, welcher immer nach demselben Ziele strebt, wird schließlich eine ungeheure moralische Kraft erlangen. Genie ist Fleiß nach Lessings bekanntem Ausspruch. Was Jesus geworden, verdankt er seiner sorgsamen Treue gegen das Gewissen und seiner unermüdlichen Ausdauer im Kampf mit sich selbst. „Wer beharret bis ans Ende, der wird gerettet!“ ist ein wiederholter Ausspruch aus seinem Munde. (Mt 10_{22} 24_{13}). Bei ihm war nichts Halbes, Nachlässiges, Oberflächliches zu finden. Seine Tagesleistungen gingen öfter über alles Maß hinaus; Franz Delitzsch's „Ein Tag in Kapernaum“ gibt ein anschauliches, der Wahrheit gewiß nahe kommendes Bild davon. Die Anstrengung seiner Stimme vor den Tausenden im Freien, die Anspannung seiner Geisteskräfte vom Morgen bis zum Abend, die Bedrängung seines Gemüts gegenüber den Leidenden, der Ansturm an seine Nerven durch die mannigfachen, rings an ihn herantretenden Bitten und Bedürfnisse waren ungeheuer und ohne die umfassendste Geduld nicht zu bewältigen. Diesen durch mehrere Jahre sich hinziehenden, an den verschiedenen Orten sich wiederholenden, innerlich aufzehrenden Kraftausstrahlungen und Geduldsleistungen gegenüber begreift sich aufs neue jene die volle Wirkung vermissende und ersehnende Ungeduld Jesu, ja die psychologische Notwendigkeit seines tragischen Ausgangs.

---

12. Selbstvertrauen.

Was ist es eigentlich um jene Willenskraft, durch welche Jesus so großartige seelische und leibliche Wirkungen bei sich selbst und bei andern hervorgebracht hat? Es ist am Platz, diese Kraft ein wenig heller zu beleuchten und insbesondere ihrem Leben und Weben im Bewußtsein des Wollenden nachzuspüren.

In seiner „Phänomenologie des Wollens", einer ausgezeichneten psychologischen Analyse der das „Wollen" ausmachenden Bewußtseinserscheinungen, gelangt Alexander Pfänder zu folgenden Ergebnissen, die wir hier in freier Weise zusammenziehen und verwerten:

„Zum Wollen gehört vor allem, im Unterschiede vom bloßen Wünschen, der Glaube an die Möglichkeit der Verwirklichung des Erstrebten durch eignes Tun, mit andern Worten das Gefühl der Macht in bezug auf das Gewollte. Mein Streben bleibt ein ohnmächtiges Wünschen, wenn meiner Ansicht nach die Verwirklichung des Erstrebten meiner Machtsphäre entrückt ist.

„Will man also einen Menschen dazu bewegen, statt etwas nur zu wünschen es auch zu wollen, so ist die erste Bedingung, daß man ihm den Glauben beibringt, die Verwirklichung sei ihm möglich. Will man anderseits das Wollen eines Menschen lähmen und zu einem bloßen Wünschen herabdrücken, so braucht man nur in ihm den

Glauben zu erwecken, die Verwirklichung des Erstrebten sei ihm vollständig unmöglich.

„Zum Gefühl der Macht müssen dann noch weitere Momente hinzutreten, um das Streben zu einem wirklichen Wollen zu machen, nämlich das bloße Streben und Begehren muß zu einem Streben nach Wirklichmachen des Erstrebten werden; dieses aktive Streben nach dem Ziel muß siegreich bleiben gegenüber andern Strebungen, gegenüber jedem Widerstreben in mir; und dieses aktive, siegreiche Streben muß, im Unterschied von einer bloßen Triebhandlung, den Charakter völliger oder doch überwiegender Freiwilligkeit (Spontaneität) behalten oder bekommen — dann erst ist das Streben zu einem Wollen im eigentlichen Sinne geworden. Die Gefühlsseite des Tatbestandes des Wollens besteht also in einem Gefühle des positiven Strebens, das zugleich den Charakter der Macht, der Freiheit und der Spontaneität hat."

Daraus folgt, daß der Wille gestärkt wird, indem eins dieser ihn charakterisierenden Gefühle gestärkt wird. Die Willenskraft nimmt zu, je nachdem das Gefühl der Macht, oder das der Freiheit, oder das der Freiwilligkeit, oder mehrere dieser Gefühle gleichzeitig verstärkt werden.

Wie kann das Gefühl der Macht verstärkt werden? Einesteils durch das Bewußtsein wachsender eigener Kräfte, z. B. physischer im Blick auf physische Leistungen. Andernteils durch das Bewußtsein der Macht über andere, durch den Glauben an fremde Hilfe, die mir infolge meines Einflusses auf andere zu Gebote steht, durch die Erfahrung, daß ich mittels Bitten, Überreden, Drohen, Lohnen, Zwingen anderer Mitwirkung für meine Zwecke zu gewinnen imstande bin, kurz durch Vertrauen auf andere. Da solches

Vertrauen auf andere immer mit irgendeinem eigenen Tun rechnet — bitten, überreden usw. — so ändert es am Begriff des Wollens nichts; wohl aber stärkt es die Anspannung des Wollens. Es wird sich nun zeigen, daß Jesus außer dem reinen Selbstvertrauen und außer dem Vertrauen auf die Mitwirkung anderer Menschen, beispielsweise seiner Jünger, ein sehr starkes Vertrauen auf Gott hegte, d. h. auf eine seiner Meinung nach allmächtige Kraft und allgütige Hilfe. Eine größere Verstärkung als diese konnte sein Gefühl der Macht, sein Glaube an die Verwirklichung seiner Zwecke nicht erfahren. Der ganze folgende Abschnitt unserer Untersuchung wird dieser Verstärkung der Willenskraft Jesu durch seinen „Glauben" gewidmet sein, Glauben hier im engeren biblischen, von Jesu selbst bevorzugten Sinne genommen, nämlich als Gottvertrauen. Wenn wir also im folgenden die Glaubenskraft Jesu seiner Willenskraft gegenüber stellen, so gilt es festzuhalten, daß die beiden Kräfte nicht koordiniert sind. Die Willenskraft bleibt das Allbeherrschende, Primäre, welcher nur ein Zufluß aus der in ihr selber wurzelnden, also sekundären Glaubenskraft im religiösen Sinne des Wortes erwächst.

Ein weiterer Zuschuß würde der Willenskraft entstehen durch Verstärkung des Gefühls der Freiheit und der Freiwilligkeit des Strebens. Wie ist solche herbeizuführen? Ein freies, siegreiches Streben ist das, welches gegenüber andern Strebungen in mir die Oberhand gewinnt oder behält. Die Begierden im Menschen treten miteinander in Widerstreit. Der Wunsch gut zu essen wird oft niedergehalten durch den Wunsch Geld zu häufen. Die Anwandlung einen Ertrinkenden zu retten wird bekämpft

oder gefesselt von der Furcht vor dem eiskalten Wasser oder von dem Triebe der Selbsterhaltung. Wenn nun ein solcher Mitleidiger der Meinung würde, die Abhärtung mit kaltem Wasser diene zur Selbsterhaltung und sich infolgedessen an Sprünge ins Wasser gewöhnte, so würde das Streben nach Rettung eines Ertrinkenden „frei", während es vorher durch ein Widerstreben gebunden war. Es wäre auch denkbar, daß jemand sich an die Idee gewöhnte, eine solche Rettung mit Verlust des eigenen Lebens sei eine Selbsterhaltung im höhern Sinne. Je nach der Stärke dieser Idee, je nach der Stärke dieses Strebens nach einer höhern Selbsterhaltung, welches jetzt das Mitleid mit dem Ertrinkenden, das Streben nach Rettung eines Menschenlebens unterstützt, wird das letztere beziehentlich frei oder aber immer noch gebunden sein gegenüber dem mächtigen niedern Selbsterhaltungstriebe. Einem Kinde stellt man Strafen und Belohnungen in Aussicht, um dadurch die edleren Bestrebungen zu verstärken, die niedern Begierden zu dämpfen, kurz das Gute in ihm mehr frei zu machen. Mein Streben nach einem Endzweck nimmt also an Energie zu, wenn die Mittel und Folgen, deren Verwirklichung in der des Endzweckes mit eingeschlossen ist, zugleich auch an und für sich Gegenstände meines Strebens sind. Für das Streben nach moralischen Zielen gibt es keine bessere Hilfe als die Religion. Von Gott und Ewigkeit her ergeht ein gewaltiger Imperativ: Du sollst, du sollst nicht. Dieser Imperativ hatte von Jugend auf die Seele Jesu beeinflußt und seine Willenskraft mächtig verstärkt. Die göttlichen Gebote gingen ihm über alles. Er faßt sie alle zusammen in das Doppelgebot der Liebe. Liebe wurde die innerste Triebfeder seines Handelns. Es

blieb für ihn nicht bei dem äußern, den Menschen durch Drohung oder Lockung mit fortreißenden Gebot. Er ließ sich das Gute nicht bloß durch ein Buchstaben-Gesetz abzwingen; er tat es nicht bloß unter dem Gesichtspunkt irgendeiner Selbsterhaltung, also in egoistischem Interesse, sondern er machte das Gute an und für sich, zusammengefaßt in die Worte Gott, Gottesherrschaft, Liebe zu Gott, Menschenliebe um Gottes willen zu seiner eigensten Sache. Das setzt allerdings gewaltige Willensentscheide voraus, Kämpfe, deren Ahnung unsere Darstellung in den vorangehenden Kapiteln bereits durchzitterte. Liebe heißt Hingabe des Selbst, Aufopferung der eigenen Interessen einschließlich des leiblichen Lebens. Jesus blieb nicht stehen bei dem „du sollst lieben". Er ließ sich die einzelnen Liebesakte je länger je weniger abnötigen, sondern Liebe wurde ihm „zur andern Natur". Liebe wurde ihm durch festen Willensentschluß und durch Übung, d. h. durch wiederholte, sich steigernde Willensentscheide zur bleibenden Gemütsrichtung, also zum Affekt, der ihn auch ohne stets neue Überlegung und Entscheidung zum Handeln fortriß. Kämpfe gab es zwar bis zum letzten Tage — man denke an Gethsemane — aber im allgemeinen war für Jesus der bloße Gedanke „Gott will es" entscheidend; im Verkehr mit den Menschen gab die Nächstenliebe in allen ihren Beziehungen bis hinauf zur Feindesliebe den Ausschlag. Diese Liebe, dem Willen Jesu als Gebot auferlegt und von ihm mit wachsender Lust geübt — diese Liebe, aus dem Willen Jesu fließend wie aus seinem „Glauben", verstärkt wiederum die Willenskraft ebenso wie die Glaubenskraft. Sie gab dem sittlichen Streben Jesu nicht bloß größere Freiheit — gegenüber den niedern Trieben — sondern auch eine höhere

Freudigkeit — im Gegensatz zu bloß gezwungenem Handeln — sie wurde der höchste und eigenste Affekt Jesu, der mächtigste und sicherste Antrieb für ihn. Diese Liebeskraft, welcher ein weiterer Abschnitt unserer Darstellung gelten soll, tritt also der Willenskraft und der Glaubenskraft als Tochter, nicht als Schwester an die Seite — ein tertiärer, aber darum nicht minder wichtiger Faktor im Charakter Jesu.

Es erübrigt uns noch eine Frage zum Schlusse dieses ersten Abschnittes der Untersuchung: Die Frage nach dem Selbstvertrauen bei Jesu. Es liegt nahe, aus der Stellung der vorangehenden Kapitel den Schluß zu ziehen, als ob die darin geschilderten Charakterzüge und -früchte ohne die Mitwirkung des „Glaubens“ und der „Liebe“ sozusagen unter der reinen Willenskraft entstanden gedacht wären. In der Tat ist es denkbar, jene Selbstbeherrschung, jene Sittenstrenge in der Ehelosigkeit, jene Geduld auch ohne den Beistand der Liebe zu erreichen. Paulus setzt ausdrücklich den Fall: in den Besitz der höchsten Gaben zu gelangen, Prophetie zu üben, in alle Geheimnisse einzudringen, den festesten, bergeversetzenden Glauben zu haben, ja alle Habe auszuteilen und sich als Märtyrer verbrennen zu lassen — ohne Liebe! Ebenso wäre es denkbar, die genannten Wirkungen ohne Glauben im engern Sinne zu erzielen, also im puren Selbstvertrauen ohne alles Gottvertrauen. Es ist hier zunächst nicht die Frage, ob die bisher geschilderten und andere Leistungen Jesu „über unsere Kraft“ gehen, sondern nur, ob sie im Bewußtsein Jesu über seine Kraft gingen; ob er sie also „in eigener Kraft“ oder in Gottes Kraft zu vollziehen geglaubt und gewagt hat. Das letztere wird uns für einzelne seiner

Heilungen von den Quellen angedeutet, wenn sie einen Blick gen Himmel vor der Tat oder entsprechende Äußerungen Jesu über seine Kraftquelle erwähnen[1]. Für andere Taten, insbesondere für seine Wirkungen auf dem sittlichen Gebiete bleibt die Frage nach dem reinen Selbstvertrauen Jesu offen, und es wäre also, rein logisch, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, sie zu bejahen.

Es dürfte nun aber doch praktisch unmöglich sein, bei einem Menschen mit gesunden Augen scharf zu unterscheiden, welche Handlungen er mit Hülfe seines Augenlichts und welche er ohne dieses unternimmt. Ein Blinder kann allerdings viele Dinge tun wie ein Sehender. Allein dieser befindet sich ohne Frage im Vorteil, und zwar selbst dann, wenn er im Finstern oder mit geschlossenen Lidern handelt: immer leiten ihn die mittels der Augen gewonnenen Vorstellungen und Gewöhnungen; allem Tun verleiht der Gesichtssinn eine Kraft und Sicherheit, wie sie der Blindgeborne nicht kennt. In ähnlicher Weise greift der „Glaube“, dieser helloffene Blick in eine höhere Welt, in das Seelenleben ein, und passend hat man ihn den sechsten Sinn genannt. Thomas Carlyle sagt von dem Moment, da ihm klar geworden, daß er nicht der Natur, sondern Gott gehöre: „Von jener Stunde an ward ich ein Mann“. Eine so tief fromme, von Kind auf mit Gott verbundene Persönlichkeit, wie Jesus, war gewöhnt, in Gott ihren beherrschenden Mittelpunkt und ihre feste Burg, ihr Licht und ihre Kraft zu wissen, und es dürfte schwer halten anzugeben, was er ohne Gott getan. Auch

---

[1] Mk 7_{34} (6_{41} Joh 11_{41} 5_{19}) Mk 9_{29} Mt 17_{20} f 12_{28} vgl 9_{8} Lk 7_{16} usw.

wo er nicht an Gott dachte, handelte er unbewußt im Vertrauen auf ihn[1], denn sein ganzes Gemüt war von ihm erfüllt.

Das Wort „Unmöglich" kommt im Sprachschatz Jesu nicht häufig vor. Der einzige Ausspruch, in dem es uns überliefert worden, lautet: „Bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott aber sind alle Dinge möglich[2], auch die innere Befreiung eines Reichen von seinem Reichtum". Hier spricht zu uns nicht Selbstvertrauen, sondern ein unbegrenztes Vertrauen auf Gott[3]. Wo ein solches vorhanden, da pflegt es die Selbstgefühle zu bedecken, wie das überflutende Meer einen kleinen Teich bedeckt, der sich aus eigener Quelle gebildet hatte.

Es ist sicher, daß Jesus die Leute zu Willensanspannungen, Geduldsleistungen, Sinnesänderungen, Taten der Liebe und Aufopferung aufzufordern pflegte ohne jeden Vorbehalt[4]. Er war nicht so unpädagogisch, wie mancher Prediger nach ihm, den Leuten den Glauben zu nehmen an die Möglichkeit der Verwirklichung. Wenn er einzelne entließ mit den Worten: Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr[5]! wenn er allen zurief: Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel[6]! so machte er ganz gewiß nicht nach Jesuitenart den Gedankenzusatz: Ihr seid's ja doch nicht imstande. Er kannte weder die spätere Kirchenlehre von der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen zu allem Guten, noch den Schopenhauerschen Spruch: Der Charakter ändert sich nicht. Er hat seine Zuhörer nicht

---

[1] Mt 27 43 — [2] Mt 19 26 — [3] vgl Mk 9 23 11 22 ff 14 36 — [4] Mt 19 17 . 21 5 16 . 24 . 30 . 37 . 39 . 44 usw Lk 10 37 — [5] Joh 8 11 5 14. — [6] Mt 5 48 vgl 3. Mos 19 2.

narren wollen mit Geboten, deren Erfüllung außer dem Bereich ihrer Willenskraft lag. Vielmehr hat er eben die Willenskraft, das gesunde Selbstvertrauen, ein zielbewußtes Vorwärtsstreben in seiner Umgebung fort und fort zu stärken gesucht, auf Grund eigener Erfahrung. Wer aufmerksam lauschte, konnte dazwischen wohl vernehmen, daß die „argen“ Menschen[1] gut tun, sich an ihren himmlischen Vater um „gute Gaben“ zu wenden[2], ja daß der Anfang der Glückseligkeit und die Grundbedingung für den Empfang des Himmelreichs darin besteht, gleich Bettlern an des Himmels Tür zu klopfen[3]. Aber dies alles liegt doch im Bereich des Menschenmöglichen. Jesus hat nie solche, die er am Rande des Abgrundes wandeln sah, vollends hinabgestoßen: Du bist nichts und du hast nichts und du kannst nichts! sondern er hat angeknüpft an das Wenige, was noch da war, und hat oft viel daraus zu machen gewußt[4]. Darum wurde auf ihn der alte Spruch angewandt[5]: „Zerknicktes Rohr zerbricht er nicht, und glimmenden Docht löscht er nicht aus, und auf Grund seines Namens werden die Völker Hoffnung fassen!“

---

[1] Mt 7 11 9 12 12 39 16 4 — [2] Mt 7 11 vgl Jak 1 17 Lk 11 2–13 — [3] Mt 5 3 7 7 — [4] Mt 9 9 ff Lk 7 37 ff 19 2 ff — [5] Mt 12 20 f.

Glaube

13. Glaubenskraft.

Von Jesu „Glauben" ist in der ganzen Bibel nur ein einziges Mal die Rede. Der unbekannte Verfasser des Hebräerbriefs weist, nachdem er eine lange Reihe von Glaubenshelden vorgeführt, auf Jesum als den letzten und höchsten, den „Anfänger und Vollender des Glaubens[1]". Nach dieser Bezeichnung wäre Jesus der erste, welcher im Vollsinn des Wortes, in vollendeter Gestalt, „geglaubt" hat und ist dadurch der Führer einer ganz neuen, mit ihm anhebenden Reihe von Glaubenden geworden. Mit Jesus ist der Glaube in eine neue Ära getreten; mit ihm fängt der wahre Glaube an, er hat durch sein Leben und Sterben gezeigt, was Glauben heißt. Und sein Glaube wirkt nicht bloß als Beispiel, sondern als lebendige, sich übertragende, fort und fort neuen Glauben zeugende Kraft.

Warum vermeiden es im übrigen die Schriftsteller des Neuen Testaments, das Wort Glauben von Jesus selbst zu gebrauchen, wenn er wirklich ein solcher Anfänger und Vollender des Glaubens war? Weil Jesus für seine Anhänger immer mehr Gegenstand des Glaubens wurde, der Spender und Vermittler göttlicher Kräfte. Zu ihm ein unbedingtes Zutrauen zu wecken, darauf zielten Wort und Werk der Apostel; „glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du mit deinem Hause Heil empfangen[2]!"

---

[1] Ebr 12_{2} — [2] Apg 16_{31} 2_{38} 3_{16} 4_{10} ff 10_{36} ff 15_{11} 17_{31} usw.

— das wurde die rettende Hand für Viele. Die einheitliche Kraft dieses Gedankens fürchtete man abzuschwächen, wenn man Jesus selbst wieder als einen Glaubenden hinstellte.

Aber was sagt Jesus von seinem eigenen Glauben? Direkt hören wir ihn davon nicht sprechen, so oft er sonst auch das Wort Glauben braucht und so grundlegend wichtig ihm die Sache ist. Diese Zurückhaltung erklärt sich wohl am einfachsten aus der Scheu, seine Wurzeln bloszulegen, sein innerstes Leben preiszugeben; aus dem tiefgefühlten Bedürfnis, sein persönliches Verhältnis zu Gott, die eigentliche Quelle seiner Kraft, vor fremden Blicken keusch zu verwahren. Die Art aber, wie er seinen Jüngern vom Glauben redete und immer wieder auf Glauben drang, wo es Gutes zu wirken oder Großes zu erleben galt, zeigt auf das allerdeutlichste, daß Glauben das Geheimnis seines eigenen Wirkens und Erlebens war, und zugleich auch, was das für ein Glauben ist.

Am bezeichnendsten hierfür sind folgende Aussprüche. In jener Szene, welche den Gegenstand des letzten, leider unvollendet gebliebenen Gemäldes Raffaels bildete, der von den Jüngern vergeblich versuchten Heilung des epileptischen Knaben am Fuße des Verklärungsberges, schilt Jesus in frischer Unmittelbarkeit den Unglauben seiner Jünger, welcher vor diesem schwierigen Fall die Waffen gestreckt. Als die Jünger ihn sodann im Hause unter vier Augen fragen: „Warum konnten wir ihn nicht austreiben?" erwidert er: „Diese Art weicht nur dem Gebet [1]."

Ähnlichen Aufschluß erteilt er dem Petrus [2] in bezug auf den kraft seines Fluchwortes vertrockneten Feigenbaum.

---

[1] Mt 17 21 Mk 9 29 — [2] Mk 11 21.

die Jünger[1]: „Wie kommt es, daß der Feigenbaum sofort vertrocknet ist?" Jesus[2]: „Habt Glauben an Gott. Wahrhaftig, ich sage euch: wenn einer zu diesem Berge sagt, hebe dich weg und stürze dich ins Meer! und wenn er dabei keinen Zweifel im Herzen hegt — nicht zerteilt ist in seinem Herzen — sondern glaubt, daß das geschieht, was er sagt, dann wird es geschehen. Deshalb sage ich euch: um was ihr auch betet und bittet, glaubt, daß ihr es empfangt, und es wird euch werden."

Bei einem dritten Anlaß endlich bitten die Apostel: „Herr, mehre unsern Glauben[3]." Jesus: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, so könntet ihr zu dieser Sykomore sagen, entwurzle dich und pflanze dich in den See! und sie würde euch gehorchen."

Es scheint, daß die Überlieferung bezüglich des historischen Rahmens für diese verschiedenen Aussprüche schwankt und tastet; aber die Aussprüche selber sind trefflich bezeugt und verraten ihre Echtheit schon durch ihre Paradoxie. Der Glaube, lehrt Jesus, greift kühn über das hinaus, was sonst dem Menschen möglich scheint. „Alle Dinge sind möglich dem Glaubenden[4]." Auf welche Weise das Geglaubte, von Gott Erbetene zustande kommt, darüber wird nicht reflektiert, es bleibt Gott anheimgestellt. Gott ist alles möglich[5]. Er ist ja der Herr des Himmels und der Erde[6] mit schrankenloser Allmacht; ein großer König[7], ohne dessen Willen nichts geschieht[8]. Aus seiner unerschöpflichen Fülle kann der kleine Mensch immer nur nehmen, ohne sich den Kopf zerbrechen zu müssen,

[1] Mt 21 20 — [2] Mk 11 22 ff Mt 21 21 f — [3] Lk 17 5 ff — [4] Mk 9 23 11 23 f — [5] Mk 10 27 12 24 14 36 — [6] Mt 11 25 — [7] Mt 5 35 18 23 22 2 — [8] Mt 10 29.

wie's zugeht, wo's herkommt. Von Gott kommt es, der sein Vater[1] ist – das genügt ihm. Der Allmächtige ist zugleich der Allgütige[2]. „Bittet, so wird euch gegeben – ein Vater wird doch seinem Kinde nicht das Brot weigern[3]." Die Kraft, welche Berge versetzt, Bäume verpflanzt, ist ausschließlich Gottes Kraft. Der Glaube setzt Gottes Kraft in Bewegung durch das Gebet. Also nicht der Mensch bewegt den Berg, sondern Gott. Der Mensch redet äußerlich zum Berge, innerlich zu Gott. Sein Befehlswort an den Berg wirkt nur, weil es zugleich ein Bittwort ist an Gott.

Der Glaube hat also bei Jesus stets und ausschließlich Beziehung auf Gott. Mag er auch ohne jeden Zusatz vom Glauben sprechen, so ist Gott doch immer mitgedacht. Das wird besonders deutlich aus dem Wort vom Senfkorn[4]. Es kommt nicht auf die Größe des Glaubens an; wenn der Glaube auch winzig klein, sobald es nur wirklicher, ungeteilter Glaube, nämlich Vertrauen auf Gott ist, so sind Gott die größten Dinge möglich. Also nicht von der Stärke der menschlichen Seelentätigkeit hängt die Wirkung ab, nicht von der Menge der Gebetsworte, wie die Heiden meinen[5], noch von der Menge der Beter – zwei genügen zu einer Gebetsgemeinschaft[6] — sondern von der einfachen Beziehung auf Gott.

Der Glaube ist nicht eine Leistung des Menschen, die ihre Wirkung in sich selbst trägt, daher an und für sich verdienstlich ist, wie die Synagoge lehrte. Es gehört vielmehr zum Wesen des Glaubens, von sich selber gänzlich ab und auf den allgütigen Gott zu sehn. Sobald der

---

[1] Mt 6 4.6.8.9.14 f 18.26.32 10 29 ff — [2] Mt 5 45 ff — [3] Mt 7 7 ff — [4] Lk 17 6 Mt 17 20 — [5] Mt 6 7 f — [6] Mt 18 19 f.

Glaubende auf sich selber blickt und in der Größe seines Glaubens etwas sucht, so ist der Glaube schon „zerteilt", also Zweifel vorhanden. Offenbar hat die Äußerung Jesu vom Senfkorn, wie auch das anschließende Gleichnis von den unnützen Knechten[1] pädagogische Bedeutung. Faktisch und praktisch ist es ja durchaus nicht gleichgiltig, ob der Glaube groß oder klein ist. Jesus hat selbst in mindestens zwei Fällen den großen Glauben Hilfesuchender ausdrücklich gerühmt und sein eigenes Verhalten dadurch mit bestimmen lassen[2]. Von der Größe des Zutrauens, von der Spannkraft der Erwartung, von der Ausdauer des Bittens, von der Wucht des Himmelanstürmens hängt allerdings, wie Jesus selbst gelehrt hat[3], der Erfolg ab. Ein kleiner Glaube wird bei Schwierigkeiten eher zurückschrecken, bei Verzögerungen eher erlahmen, bei Unvorhergesehenem eher erlöschen[4]. Ein großer Glaube wird, auf Grund früherer Erfahrungen, sich immer weiter vorwagen in das Reich des scheinbar Unmöglichen, in das Reich Gottes. Nur, daß der kleine Mensch sich nicht etwas einbilde auf seinen großen Glauben! Der große Gott allein wirkt es. Nicht die noch so starken Riemen ziehen den Wagen vorwärts, sondern die starken Rosse, welche durch sie mit dem Wagen verbunden sind.

Auf Gott allein vertraut Jesus, auf den lebendigen, persönlichen Gott Vater. Sein Glauben ist nicht bloß ein blindes Sichhervorwagen, ein dunkles Sichverlassen auf das Spiel des Zufalls oder auf das Walten freundlicher Mächte, kurz auf gut Glück! Als Cäsar einst auf dem Meere fuhr, begann ein heftiger Sturm zu wüten, und

[1] Lk 17 7 ff — [2] Mt 8 10 15 28 Mk 5 34 Lk 18 42 — [3] Lk 11 8 ff 18 1 ff 13 24 f 16 16 Mt 11 12 — [4] Mt 8 26 14 31 16 8 6 30.

der Kapitän wurde kopflos vor Angst. Aber der große Feldherr blieb ruhig und rief lächelnd: „Wovor fürchtest du dich denn? Das Schiff trägt ja Cäsar und sein Glück." Solcher Mut des Tapfern wirkte ansteckend — und war doch nur blinder Optimismus. Jesu Glauben, nicht weniger kühn, ist ein helles, klar-offenes, innerst-empfundenes Verhältnis zu Gott, etwas durchaus Ethisches, Persönliches, Heiliges. Darum ertönt von Anfang an laut in seiner Predigt der Bußruf: Zurück zu Gott; erneuert das Band mit euerm Vater, räumt die Sünde hinweg, tut Gottes Willen[1]. Soll sich Gott euch als Vater erzeigen, so müßt ihr euch als seine Kinder beweisen und bewähren[2].

Schon zu Jesu Zeit wußte man, daß der Glaube an Dämonen und finstere Gewalten ähnliche Dinge bewirkt wie der Glaube an Gott[3]. Nur schrieb man jenen Irrgeistern einen geringern Machtbereich zu, daher auch durchschnittlich geringere Wirkungen erfolgten, entsprechend der Erwartung. Wir wissen heute, daß der Glaube überhaupt, ohne direkte Beziehung auf Gott oder auf Dämonen, also ein unpersönlicher, indifferenter Glaube, Kräfte beherrscht, die außerhalb des gewöhnlichen Machtbereichs des Menschen liegen, z. B. Seelenkräfte andrer Menschen, unkontrollierte Kräfte im eignen Leibe, die Leidenschaften wilder Tiere. Die Phänomene der Suggestion, der Telepathie, des Fakirismus, des Scientismus, der Kristallomantie und verwandter Gebiete, obwohl wissenschaftlich noch nicht genug geordnet und durchleuchtet, zeigen doch, was „der Glaube" im weitesten Sinne des Wortes vermag, und bestätigen an

[1] Mt 4 4. 7. 10. 17 5 3 ff — [2] Mt 5 45 6 14 f 7 1 f 11. 12 Mk 11 24. 25 — [3] Mt 9 34 12 24. 27 vgl 2. Mos 7. 8.

ihrem Teile glänzend die Anschauungen und Äußerungen Jesu über den Glauben.

Es ist aber durchaus festzuhalten, daß Jesu Glaube ausschließlich und völlig auf Gott ruhte, weshalb wir nur in diesem Sinne weiterhin vom Glauben reden werden. In Jesu Denken war alles auf Gott bezogen. Wie Anakreons Harfe einzig für die Liebe gestimmt war, so war die Seele Jesu nur auf Gott gerichtet und auf seine „Herrschaft". In dieser gewaltigen Einseitigkeit lag seine gewaltige Stärke. Alles für Gott und mit Gott! Er hielt sich an ihn, als sähe er ihn.

Weder Engel noch Dämonen konnten seinen Glauben an Gott beeinträchtigen. Beides sind ihm untergeordnete Geister. Die Engel schaut er als Dienerscharen des himmlischen Vaters[1], der aber dadurch nicht ferner gerückt, nicht vom Handeln ausgeschlossen, sondern nur größer wird. Die Dämonen haben allerdings ihr Reich für sich, aber ihre Herrschaft ist längst ins Wanken geraten, Satan wie ein Blitz vom Himmel gestürzt, Gottes Sieg gesichert[2]. In Gott fühlt sich Jesus als den Stärkern gegenüber allen Mächten des Teufels, und seine Jünger haben die gleiche Gewalt. Ohne jede abergläubische Furcht dringt er auf das Reich des Bösen ein. Ebensowenig Respekt aber hat er vor den Naturgesetzen — ein überhaupt jener Zeit noch unbekannter Begriff. Gott ist der Herr, auch in der Natur, im Großen und im Kleinen. Weder Geister noch Gesetze dürfen sich zwischen ihn und den Menschen drängen. Alles liegt in seiner Hand. Er selber ist es, der die Blumen

---

[1] Mk 1 $_{13}$ 8 $_{38}$ 13 $_{32}$ Mt 18 $_{10}$ 22 $_{30}$ 26 $_{53}$ Lk 12 $_{8}$ f 15 $_{10}$ 16 $_{22}$ — [2] Mt 4 $_{10}$ 12 $_{25}$ ff 25 $_{41}$ Lk 10 $_{18}$ 13 $_{16}$ ff 22 $_{31}$.

kleidet und die Vögel nährt. Er greift in den Lauf der Dinge ein, wann und wo er will. Er wird, unter Vernichtung alles Bestehenden, sein Reich herbeiführen zu seiner Zeit. Schwierigkeiten, Hindernisse, Gewalten gibt es für ihn nicht. Darum kann man auch das Größte ungescheut von ihm erbitten. Mit diesem Glauben erhebt sich Jesus weit über seine Zeit, welche Gott entweder in unnahbarer Ferne suchte oder aber den Zugang zu ihm durch eine Unzahl von Geboten und Leistungen verzäunte. Die Religion war ein Rechtsverhältnis geworden, das Gebet meist ein zeremonieller Akt.

Wir fassen zunächst das Gebetsleben Jesu ins Auge. Die diesem zugrunde liegende Gemütsverfassung läßt sich nicht besser bezeichnen als mit dem alten Wort der Theosophen: Gotteshunger.

14. Gotteshunger.

Schon aus den Jugendjahren Jesu wird eine Geschichte erzählt — die einzige überhaupt — wie er beim ersten Festbesuch in Jerusalem, von den Mysterien des Heiligtums wunderbar ergriffen, sich nicht habe trennen können, trotz Ablaufs des Festes und Abreise der Eltern zurückgeblieben sei und endlich nur die Erklärung gegeben habe: „Wußtet ihr nicht, daß ich in meines Vaters Hause sein muß[1]?“ Zu dem wenigen, was wir über die „dreißigjährige Stille“ in Nazareth wissen, gehört auch, daß es Jesu Gewohnheit war, am Sabbat die dortige Synagoge zu besuchen[2]. Wie er dann vor Beginn seines Wirkens in die Wüste zu Johannes sich begab und von da noch tiefer hinein in die Einsamkeit, um für Wochen die Welt völlig zu vergessen und ganz dem von Gott ihm kommenden innern Lichte zu leben, das haben wir weiter oben schon gewürdigt[3]. Es kommt hier nicht bloß die allgemein jüdische, tief religiöse Gemütsanlage zum Vorschein, welche spricht[4]: „Wie der Hirsch nach Wasserbächen lechzt, so lechzt meine Seele Gott nach dir.“ Es liegt vielmehr ein ganz außerordentliches Bedürfnis der Beschaulichkeit und Befruchtung vor, das jedenfalls längst geübt und durch Übung gesteigert worden war. Man beachte, welche Rolle in den drei Versuchungen, von denen Jesus erzählt, die

[1] Lk 2 41 ff — [2] Lk 4 16 — [3] Kap 3 u. 6 — [4] Ps 42.

Anbetung Gottes spielt[1]. Gott, nur Gott, das ist's, was dies Gemüt ausfüllt und was von aller Herrlichkeit der Welt nicht verdrängt werden kann.

Nach dem ersten heißen Arbeitstage in Kapernaum sieht man ihn nur flüchtig sich zur Ruhe begeben; in grauer Frühe am andern Morgen hat er in aller Stille sein Lager verlassen und sich an einen einsamen Ort begeben, um zu beten[2]. Nachdem die „fünftausend Mann" einen langen Sommertag ihn umlagert und er ihnen sein Bestes gegeben, sucht er abends nicht den wohlverdienten Schlaf, sondern die kühle Spitze des nächsten Berges, die Nähe Gottes; nur zu lang hatten die vielen Menschen ihn an der trauten Zwiesprache mit seinem Vater gehindert[3]. Bevor er sich anschickt, aus dem weiteren Jüngerkreis eine engere Auswahl zu treffen für den Missionszweck, verbringt er die ganze Nacht auf dem Berge im Gebet[4]. Bevor er aufbricht zum letzten Gang nach Jerusalem, steigt er auf einen hohen Berg[5], diesmal sogar mit den drei Vertrauten unter seinen Gefährten, um sich volle Klarheit über seinen Weg und über sein Ende zu holen. Auch in Jerusalem hatte er seine Lieblingsplätze für das Gebet, am Ölberg, im Garten Gethsemane; und er kann nicht ohne heißen Gebetskampf den Leidenskampf beginnen. Noch am Kreuze lauter Gebet. Sein letzter Seufzer flieht zu Gott[6].

Immer wieder zog er sich zurück aus der Öffentlichkeit in die Stille, aus dem Gewühl der Städte in die Felder und Triften, aus dem Andrang der Menschen auf den ruhig spiegelnden, leise plätschernden See, aus der Unnatur der Kultur hinaus zu den Tieren, unter die Bäume,

---

[1] Mt $4_{4.7.10}$ — [2] Mk 1_{35} ff — [3] Mk 6_{46} — [4] Lk 6_{12} ff — [5] Mk 9_{2} Mt 17_{1} — [6] Lk 23_{46}.

zwischen öde Felsen; aus dem Plagen und Fragen und Mißverstehen der Schüler hinauf auf die erhabenen Berge, in die reine Luft des Himmels[1]. Ein wunderbarer Einsiedler, floh er oft mit Hast und Heimlichkeit abseits, ja entwich über die nahe Landesgrenze, um ungestört zu sein. Mit gewaltiger Energie brach er seinem innern Bedürfnis Bahn und schaffte seinem eigenen Hunger Brot, nachdem er Tausenden Speise gegeben. Und doch wissen wir im Verhältnis nur wenig von seinem Gebetsleben. „Wenn du betest, so geh in dein Kämmerlein und schließ die Tür hinter dir zu", das war seine Regel. „Bete zu deinem Vater im Verborgenen, und er wird dir im Verborgenen vergelten[2]". Aus dieser Verborgenheit ist nur Vereinzeltes an unsere Ohren gedrungen. Aber, warum beginnt die erste von Matthäus wiedergegebene Predigt mit den Worten: Selig sind die innerlich Armen, oder um das bezeichnende Wort des Grundtextes besser zu verdeutschen: Selig sind, die wie Bettler an des Himmels Tür stehen — ihrer ist das Himmelreich[3]? Weil das für sein eigenes inneres Leben das A war vom ABC, weil eine solche geistige Bedürftigkeit ihn selber auszeichnete. „Freuet euch, rief er einmal seinen Aposteln zu, nicht darüber, daß euch die Dämonen untertan, freuet euch vielmehr darüber, daß eure Namen im Himmel eingeschrieben sind[4]." Also die Gewißheit, im Himmel einen Platz, ein Anrecht, einen offenen Schatz zu haben und in Gott einen Vater, Berater, Helfer, Spender mit unerschöpflichen Mitteln — das ging ihm über alles.

---

[1] Lk 9 18. 28 11 1 Mk 1 45 3 7 4 35 6 31 ff 46 7 24 — [2] Mt 6 6 nach richtiger Lesart, vgl Th. Zahn — [3] Mt 5 3 — [4] Lk 10 20.

Wunderbarer Gegensatz in diesem Charakter zwischen heldenhafter Entschlossenheit und kindlicher Lenksamkeit, zwischen männlicher Entschiedenheit und weiblicher Anlehnung, zwischen größter Selbständigkeit und völliger Abhängigkeit von Gott, zwischen Weltliebe und Weltflucht, Weltoffenheit und Weltverschlossenheit, Weltwirksamkeit und Welterhabenheit! „Welches Ebenmaß zentrifugaler und zentripetaler Kräfte bei Jesus! ruft ein älterer Darsteller seines Lebens[1]. Mit den Wurzeln aus der Erde saugend, in der Krone göttliche Lüfte atmend, im Zentrum Unteres und Oberes mischend und frei gestaltend, so gedieh das edle Gewächs, in welchem Welt und Ich, Gottheit und Menschheit sich zusammenfaßten . . . Auf den Glauben an einen in Liebe gnädigen Gott baut sich sein heroischer Wille auf, dem von oben nahenden Gotte von unten entgegenzukommen, die Kluft zwischen Gottheit und Menschheit durch Verklärung der Menschennatur zur Gottähnlichkeit auszufüllen . . ."

Jesus hat auch seine Jünger beten gelehrt[2]. Er hat sie mit ins Heiligtum genommen, in sein Verhältnis zu Gott sie hineingezogen[3]. „Von Jesus und seinen Jüngern, sagt Paul Wernle, ist mit einer Freudigkeit, Siegesgewißheit, Dringlichkeit gebetet worden, wie vielleicht nie in der Geschichte. Philosophen mögen darüber lächeln, weil sie es nicht verstehen. Es sind immer die größten Zeiten in der Religionsgeschichte gewesen, wo der Gläubige Gott am meisten zugetraut und daher auch am meisten von ihm erhalten hat. Hier erweitert sich der Kreis des sonst Möglichen; neue Kräfte werden entbunden

---

[1] Theodor Keim — [2] Lk 11 1 ff 18 1 ff Mt 6 5 ff — [3] Lk 8 51 9 28 11 1 Mt 26 37.

und setzen die Welt in Erstaunen." — Man lese die Gleichnisse Jesu vom bittenden Freunde[1] und von der mit Flehen nicht ablassenden Witwe[2], und man bekommt eine Ahnung, wie Jesus gebetet hat. „Gott, ruft Jesus, wird doch wohl seinen Auserwählten ihr Recht verschaffen, die ihm in den Ohren liegen Tag und Nacht!" Wenn schon ein hartherziger, gewissenloser Richter einer armen Frau hilft — wieviel mehr Gott; wenn schon ein schläfriger, bequemer Freund eine mitternächtige Bitte zuletzt erhört – wieviel mehr Gott; wenn schon fehlerhafte irdische Väter ihren Kindern Gutes geben – wieviel mehr der himmlische Vater — — so lautet die immer wiederkehrende Schlußfolgerung, die Jesus und seine Jünger zum Gebet treibt und diesem Gebet eine himmelandringende, alle Erdennot überwindende Macht verleiht. Von Jakobus, dem Bruder Jesu, ist überliefert, daß er „vom häufigen und anhaltenden Beten Schwielen an den Knien wie ein Kamel gehabt" habe. Wir können uns die Inbrunst und Inständigkeit Jesu im Gebet nicht groß genug denken. Die Schilderungen der Gethsemanestunden sind deutlich. Jesus kannte auch das Mittel, die Inbrunst zu verstärken durch Zuzug Gleichgesinnter. Mehrere Kohlen zusammen geben ein Feuer, während eine einzelne bald verglüht. „Ich sage euch, wenn zwei auf Erden übereinstimmend um irgend etwas bitten, so wird es ihnen von meinem Vater im Himmel zuteil werden[3]." Jesus hat für seine eigene Person von solcher Verstärkung Gebrauch gemacht, und wahrhaft flehend bittet er seine drei Vertrauten im Garten: „Bleibet hier und wachet mit mir . . . . Könnt

---

[1] Lk 11 5 ff — [2] Lk 18 1 ff — [3] Mt 18 19.

ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet . . . Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, bei mir wie bei euch[1]."

Welch unbedingtes Zutrauen, welch kindliche Zuversicht des Beters spricht sich in dem Wenigen aus, was von den Gethsemanebitten auf uns gekommen. Derselbe Geist durchweht das Vaterunser. Der Vater weiß, was wir bedürfen, ehe denn wir ihn bitten. Es bedarf also nicht vieler Worte[2]. „Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast. Ich wußte ja, daß du mich immer erhörst[3]" . . Das wird die Stimmung Jesu nach jedem Gebete gewesen sein.

Ein Vorsehungsglaube beherrschte diesen Geist, der über all unsern Verstand hinaus geht. „Zwei Sperlinge kosten nur einen Pfennig, und doch fällt nicht ein einziger zur Erde ohne euren Vater. Ja, euch sind die Haare auf dem Kopfe alle gezählt. Fürchtet euch also nicht, ihr seid mehr wert als viele Sperlinge[4]." Größer als alle Gefahr und als alles Übel auf der Welt ist der lebendige Gott. Er wirkt in der Natur, er weiß alles und umfaßt alles. Er hat die Zügel der Regierung in der Hand und lenkt auch das Kleinste, das Äußerste, das scheinbar Unwerteste nach seinem Willen, wir aber sind seine Kinder, seine Lieblinge und haben durch unser Gebet Einfluß auf seinen Arm.

Dazu kommt die Kindlichkeit und Unmittelbarkeit der Vorstellung. Die Kraft dieses Gebets war durch keine philosophische Erwägung über „das höchste Wesen" oder „den Urgrund aller Dinge" abgeschwächt. Da herrscht eine ganz menschenbildliche, poetische, auf allen Gemüts-

[1] Mt 26 $_{38}$ ff — [2] Mt 6 $_{7}$ f — [3] Joh 11 $_{41}$ f — [4] Mt 10 $_{29}$ ff vgl 1. Kor 9 $_{9}$!

saiten mitklingende Anschauungs- und Ausdrucksweise über Gott. Ein großer König — der Himmel sein Thron — die Erde seiner Füße Schemel — Jerusalem seine Hauptstadt[1]. Am liebsten und häufigsten aber: der Vater — der Vater im Himmel, von Engeln umgeben — mein Vater. Der Urlaut Abba, mit dem Jesus Gott anrief und ihn anzurufen andre einlud, in dieser wahrhaft kindlichen, zutraulichen Weise, ist seiner ersten Gemeinde unvergeßlich im Ohr geklungen[2]. Gott war ihr fortan der „Vater Jesu Christi[3]", ihr Ziel war, ihn so zu empfinden und zu verkünden, wie ihn Jesus uns offenbart hat — ein Vater aller Menschen, ganz besonders auch der verstoßenen, der verlorenen Söhne. „Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, kommt nicht hinein[4]." Alle Grübeleien, Hirngespinste, Verstandeskünste bringen uns nur weiter ab vom Ziel. Heilige Einfalt! Glücklicher Kindersinn! Die volle Frische eines nicht von des Gedankens Blässe angekränkelten, auf naivster Naturbetrachtung beruhenden, persönlichen Verhältnisses zu Gott — das finden wir bei Jesus.

Und daneben doch ein ungeheurer Ernst! „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Der heilige Wille Gottes über alles[5]! Es sei ferne, daß der Beter Gott nur für seine persönlichen Wünsche brauchen wolle; er biete sich dar und bitte, daß Gott ihn für Gottes Zwecke brauche. Wir sind Knechte — Gottes Wille muß geschehen[6]. Ja, „fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele dem Verderben in der Hölle übergeben kann"[7]: Gott ist der Vater, aber auch der gestrenge Herr, der Richter[8]. Ein Licht,

[1] Mt 5 34 ff — [2] Mk 14 36 Röm 8 15 Gal 4 6 — [3] 1. Pet 1. 3 Eph 1 3 usw — [4] Mk 10 15 — [5] Mt 26 39. 42. 44 6 10 7 21 12 50 Lk 22 42 — [6] Lk 17 7 ff — [7] Mt 10 28 — [8] Mt 5 25 6 14 f 18 35.

aber auch ein Feuer. Der die Hochzeit veranstaltet, aber auch aus dem Festsaal geradeswegs ins Verlies befördert [1]! Ihm zu dienen und zu gehorchen, seinen Willen zu tun, das muß unser Leben ausfüllen. Das ganze Leben soll ein Gottesdienst sein. Jede Zeit und jeder Ort sind geeignet für die Gottesverehrung [2]. Gott will im Geist und in der Wahrheit angebetet sein; da hört im Grunde der Unterschied von Sabbat und Werktag, von heilig und profan auf. Die Religion wird die unbeschränkte Beherrscherin des Lebens, Gott der unbedingte und ausschließliche Herr. Gott allein kann den Hunger unserer Seele stillen, und er allein hat das Recht auf unsere Seelenkräfte.

Diese lautere, tiefe, allumfassende Frömmigkeit Jesu wurde von einfältigen Gemütern mit Bewunderung und Verehrung erkannt — so zum Beispiel, wenn Mütter ihre Kinder ihm brachten, daß er betend seine Hände auf sie lege [3]; oder wenn reiche und gebildete Jünglinge ihn nach dem Weg zum Leben fragten [4]; oder wenn Scharen, wie von einem Magnet gezogen, hinter ihm hergingen und tagelang in der Einöde bei ihm verharrten [5]. Seine Frömmigkeit zog an, teilte sich mit, pflanzte sich fort; sie ist noch heute das Salz der christlichen Religion, das ewige Licht, das in unsern Kirchen brennt.

---

[1] Mt 22 13 — [2] vgl Joh 4 23 f — [3] Lk 18 15 ff — [4] Lk 18 18 ff — [5] Mt 14 13 15 32 Lk 12 1 6 17 7 11 8 4 11 29 14 25 15 1 Joh 6.

15. Schriftgehorsam.

Es erscheint als ein anmaßender Irrtum, daß die Juden sich als das auserwählte Volk, als den erstgeborenen Sohn Gottes, und die andern Völker, die Goj, als Hunde und Schweine, die draußen sind, betrachteten. In ähnlicher Weise bezeichneten die Griechen alle Nichtgriechen als Barbaren, halten sich die Eskimos für „die Menschen", findet noch manches Volk bei sich den Mittelpunkt der Erde.

Eine solche Anschauung ist nicht schlechthin verwerflich, so lange sie der Ausdruck eines höhern Strebens, einer gerade diesem Volke bestimmten Aufgabe ist und die Anerkennung des Empfangenen, des besonderen Erbteils aus dem Reichtum des Allvaters, einschließt. Wenn unter einer Schar von Geschwistern ein jedes sich für das vom Vater bevorzugte hält und dieses Vertrauens immer würdiger zu werden sucht, so ist das kein schlechtes Zeichen für die Erziehung. Selbstverständlich liegt darin eine kindliche Beschränktheit, die mit der Zeit überwunden werden muß. Ähnlich steht es mit jenem Partikularismus der Völker; zu verurteilen ist er nur, sofern er in Rassenhaß und Vernichtungspolitik ausartet, statt in Universalismus und Weltfrieden einzumünden.

Das enge Volksbewußtsein der Juden war der Ausdruck der Tatsache, daß den Israeliten eine besondere religiöse Anlage geschenkt war. Es bildete einen mächtigen Hebel der Frömmigkeit wie auch des sittlichen Strebens.

Daß es unter der drückenden Fremdherrschaft nur zäher wurde, ist psychologisch sehr begreiflich. Das Judentum geriet in die Gefahr, in äußerer Gesetzlichkeit zu verknöchern und im Pochen auf die Vergangenheit einem greisenhaften Absterben zu verfallen. Einzelnen großen Geistern war es vorbehalten, aus der Geschichte Lehren zu ziehen und den Blick auf die Völker zu erweitern. So predigte Johannes: „Gebt euch nicht dem Wahne hin: Wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch, Gott vermag aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken [1]."

Und Jesus? Er wurde in den glühenden galiläischen Patriotismus und jüdischen Partikularismus hineingeboren. Die allgemeine Stimmung seines Volks: wir sind's, wir haben eine besondere Aufgabe und ein entsprechendes Vorrecht — wurde die seine. Die erste Sendung seiner Boten [2], sein anfängliches Verhalten gegen die Kananäerin [3], die Beschränkung seines Wirkens auf Judäa und Galiläa, die Vermeidung und Umgehung von Samaria [4], all das entstammt seinem Volksbewußtsein. Infolge von Erfahrungen hat er es mehr und mehr durchbrochen, den Samaritern [5], der Kananäerin [6], den Völkern gegenüber [7]. Tränenden Auges, aber flammenden Wortes verkündete er zuletzt die Zerstörung Jerusalems und die Predigt seines Evangeliums in der ganzen Welt [8]!

Sollte Jesus ein Jude geblieben sein einzig in bezug

---

[1] Mt 3 9 vgl Joh 8 33 . 39 Röm 2 28 f 4 12 — [2] Mt 10 5 Apg 13 46 — [3] Mt 15 24 — [4] Mt 10 5 vgl Joh 4 4 ff Lk 9 52 Apg 8 . 9 31 — [5] Lk 17 11 ff 10 33 ff Apg 1 8 — [6] Mt 15 28 8 10 — [7] Mt 10 18 21 43 24 9 . 14 25 32 28 19 Lk 14 23 — [8] Mt 24 2 . 14 Mk 13 2 . 10 Lk 21 6 . 10 . 12 . 24 vgl Joh 10 16 11 52 12 20—32 Mt 28 19.

auf die Thora, die Sammlung der altheiligen hebräischen Bücher, die Urkunde der israelitischen Religion, „die Schrift"?

Es liegen eine Reihe äußerst konservativer Äußerungen vor. Vor allem das bekannte Programmwort der Bergrede: „Wähnet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten abzuschaffen. Ich bin nicht zum Abschaffen gekommen, sondern zum Vollenden. Wahrhaftig, ich sage euch, bis Himmel und Erde vergehen, soll nicht der kleinste Buchstabe und nicht ein Strichlein vom Gesetz vergehen, bis alles wird geschehen sein. Wer nun eins der Gebote, ob auch der geringsten, aufhebt und demgemäß die Menschen lehrt, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich. Wer es aber tut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich[1]". — Mit diesem Wort ist bei Lukas die Erzählung vom reichen Mann und armen Lazarus verbunden, deren wuchtige Schlußsätze (von neuern Auslegern mit Unrecht als spätere Zutat erklärt) lauten[2]:

„Der reiche Mann: Sende Lazarus als Boten zu meinen fünf Brüdern, daß sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen.

Abraham: Sie haben Mose und die Propheten, auf die mögen sie hören!

Der Reiche: Auf die hören sie nicht, Vater Abraham, aber wenn einer von den Toten zu ihnen geht, dann werden sie Buße tun.

Abraham: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, dann werden sie sich auch nicht gewinnen lassen, wenn einer von den Toten auferstehen."

In solcher Weise wird in Gesprächen und Reden das

[1] Mt 5 17–20 Lk 16 17 Joh 10 35 — [2] Lk 16 27 ff.

Gesetz, die Thora, als die bleibende Norm des Reiches Gottes von Jesus hingestellt. Die Suchenden aus dem Volke und die ihn Versuchenden werden einfach auf das Gesetz verwiesen: Ihr habt ja das Gesetz, ihr kennt ja die Gebote, befolgt sie! Darin ist alles enthalten, was zum ewigen Leben führt [1]. Das sehr weitgehende und z. T. überlebte mosaische Rituell wird mit keinem Wort angefochten oder gar lächerlich gemacht. Da gilt unbedingte Ehrfurcht. Wo Jesus unterscheidet zwischen schwererem und leichterem Gebot, zwischen Vorschriften, die das Verhalten des Menschen von innen heraus regeln, und solchen, die nur die äußeren Kultusformen betreffen, da sagt er ausdrücklich: Das eine tun und das andere nicht lassen [2]! Jesus selbst ist weder dem Tempel untreu geworden noch der Synagoge [3]. Er hat den Opferdienst und die Priesterrechte nicht angetastet [4]. Er ordnete sich dem Gesetz unter [5], bezeugt Paulus.

Mit ganzem Gemüte lebte er im Buch des Gesetzes. Seine Vorschriften sind ihm ins Herz gegraben, seine Beispiele sind ihm zur Hand [6]. Seine Rede ist voll von bewußten Beziehungen [7] und unwillkürlichen Anspielungen [8] auf Stellen der damaligen Bibel. Sein ganzes Denken ist an Schriftgedanken gebildet, seine Ausdrucksweise durchsponnen und durchwoben von Schriftausdrücken. In den

[1] Lk 10_{26} Mk 10_{19} — [2] Mt $23_{23.3}$ 24_{20} — [3] Mt 4_{5} 5_{35} 21_{12} ff $23_{17.21}$ Lk $4_{16.31}$ usw — [4] Mt 5_{23} f 23_{18} f 26_{17} ff Mk 12_{41} 1_{44} – [5] Gal 4_{4} — [6] Mt 6_{29} $12_{4.40}$ f $_{42}$ 19_{4} 23_{35} Lk $4_{25.27}$ $17_{26.29}$ Joh 1_{51} 3_{14} 6_{49} 8_{40} — [7] Mt 8_{4} 12_{5} 15_{4} Mk 9_{49} usw — [8] Mt $5_{3.4.5.8.48}$ $7_{22.23.27}$ 8_{11} 9_{36} 10_{35} f 11_{5} f $_{23.29}$ $13_{32.41.43}$ 16_{27} 17_{11} 18_{16} 21_{33} ff $23_{38.39}$ $24_{6.7.10.21.24}$ $25_{31.46}$ $26_{38.64}$ Mk 9_{44} Lk 5_{10} 12_{24} 19_{40} 20_{18} $23_{30.31.46}$ Joh 1_{48} 5_{29} 10_{9} 16_{21} usw.

schwierigsten Lagen, in den dunkelsten Stunden hält er sich an die Schrift[1]. Mit einem Schriftwort auf den Lippen läßt ihn Lukas verscheiden[2]. Von Jugend auf hatte er die Thora gehört, gelesen, gelernt, studiert und darüber nachgesonnen Tag und Nacht, wie es im Psalm[3] heißt. Vielleicht war es für den Zimmermannssohn in der entlegenen Ortschaft mit Umständen verbunden, sich den Unterricht und die Fertigkeit im Lesen und Schreiben zu verschaffen, sich die Kenntnisse der heiligen hebräischen Sprache zu erwerben, aber im Blick auf das heilige Buch, dem sein Eifer galt, wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Wie hat er sich wohl die kostbaren Rollen zugänglich gemacht? Hat er mit dem Chassan, dem Küster der Synagoge von Nazareth[4], ein Übereinkommen getroffen, daß er zu gewissen Stunden dort weilen und sich in die Schriften vertiefen durfte? Hat er sich die nötigen Mittel am Munde abgespart, um sich die wichtigsten Bücher, etwa den Jesajas, die Psalmen, das Deuteronomium, eins nach dem andern anzuschaffen? Fand er schon in seiner Familie ein oder zwei Rollen als heiligen Erbbesitz vor?

Auf jeden Fall blieben sie für ihn nicht lange ein äußeres Gut, sondern er eignete sie sich innerlich in einem Maße an, daß er des Besitzes der Rollen so gut wie jedes andern Besitzes entbehren konnte. Er trug die Schrift im Herzen und hatte sie stets gegenwärtig. Er zitiert sie fortwährend[5] und ausschließlich, niemals ein Buch, das zu

---

[1] Mt 4 1 ff 13 14 ff Lk 22 37 Mk 14 21 vgl Joh 13 18 17 12 Mk 14 27. 49 15 34 Mt 26 54 — [2] Lk 23 46 — [3] Ps 1 2 Lk 2 46 ff — [4] Lk 4 20 — [5] Mt 4 4. 7. 10 9 13 11 10 21 16 22 44 24 15 Mk 4 12 11 17 14 27 15 34 Lk 20 17 22 37 Joh 6 45 7 38 8 17 10 34 13 18 (vgl 17 12 Mk 14 21) 15 25 vgl Lk 24 27. 44 f.

jener Zeit ihr nicht angehörte. Sie war seine einzige Quelle und Autorität. Ihr verdankte er all seine Bildung. Die Versuche, Jesus mit ägyptischer Weisheit oder essenischer Theosophie oder sonstiger jüdischer Gelehrsamkeit zusammenzubringen, sind gescheitert. Er ist auch nicht bei den Rabbinern in die Schule gegangen[1]. Er war kein Schriftgelehrter vom Fach[2], kein „Meister in Israel"[3], kein Theologe, sondern ein einfacher, gottinniger Laie. Desto unmittelbarer hat er aus dem Brunnen des Gottesworts geschöpft, desto reiner und tiefer den Inhalt der heiligen Schriften erfaßt, den er so klar und ungekünstelt auszulegen wußte. Gern betrachtete er sich und seine Jünger als Schriftgelehrte[4] im wahren Sinn des Worts. Welt- oder Naturgeschichte, Mathematik oder Astronomie, fremde Sprachen oder andere Wissenszweige lagen seinem geistigen Bedürfnis fern. Er beschränkte sich auf die Kunde des göttlichen Waltens und Regierens, die in diesen alten, ehrwürdigen Rollen seines Volkes, dieser überaus werten Urkunde der Offenbarung niedergelegt war. Von hier aus empfing er das Licht, das ihm die Natur und Menschenwelt erhellte[5]. Von hier aus löste er seinen Fragern die schwierigsten Probleme mit oft überraschender Anwendung entlegener Stellen[6]. Von hier aus bestimmte er sein eigenes Handeln und Wandeln, teils bewußt, teils unbewußt.

„Habt ihr nicht gelesen, was David tat[7]?" „Oder habt ihr nicht gelesen im Gesetz, wie die Priester im Tempel

---

[1] Joh 7 15 vgl Mk 6 2 1 22 Lk 4 22 — [2] Mt 7 29 Joh 7 46 — [3] Joh 3 10 — [4] Mt 13 52 23 34 — [5] Mt 19 4 Mt 6 26—30 vgl Lk 12 24 Ps 147 9 Lk 12 53 vgl Mi 7 6 Lk 21 26 vgl Jes 34 4 Mt 24 29 vgl Jes 13 10 usw — [6] Mt 22 23 ff vgl 2. Mos 3 6 Ps 16 10 14 18 f Hiob 19 25 f — [7] Mt 12 3.

die Sabbatruhe brechen, ohne eine Schuld auf sich zu laden[1]?" „Wie es dem Jonas erging, — — so auch dem Menschensohn....[2]" Wenn Jesus „vierzig Tage" ohne Speise in der Einöde zubrachte im Verkehr mit Gott, sollte das nicht dem Moses und Elias nachgebildet sein[3]? Desgleichen, wenn er sich verpflichtet fühlte, die Volksmenge in der Feldeinsamkeit auch leiblich zu bewirten[4]? Die Art, wie Elias den Elisa berief, ihm vor dem Abschied seinen Geist verhieß, wie diese beiden Prophetenschulen gründeten und mit ihren Schülern verkehrten, war für Jesus anregend hinsichtlich der Berufung und Erziehung seiner Jünger[5]. Auch die „Wundertätigkeit" der beiden diente Jesus ohne Frage als Vorbild, so sehr, daß seine beiden geliebten „Donnersöhne" sich einmal für ein zu vollstreckendes Strafgericht auf Elias beriefen, in der Meinung, es so bei ihrem Meister eher durchzusetzen[6]. Ähnlich kommt der Versucher in der zweiten Szene der Versuchungsgeschichte mit einem Bibelspruch[7]. Also Jesus steht so vollständig unter der Leitung der Schrift, daß sie zur Versuchung für ihn werden kann, und daß er sich unter Umständen gegen die Schrift wehren muß, sei es mittels der Schrift selbst, sei es mittels einer höheren Instanz! Das ist sehr merkwürdig. Er weiß und erklärt sich als den großen Erfüller der Schrift[8]. Er tut vieles bis zum letzten Tage ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, daß die Schrift erfüllt werde[9]. Welche Schrift? Offenbar diejenigen Stellen aus

[1] Mt 12 5 — [2] Mt 12 40 16 4 — [3] Mt 4 2 vgl 2. Mos 34 28 1. Kön 19 8 — [4] Mt 14 14 ff vgl 2. Kön 4 42 ff Mt 15 32 ff Joh 6 5 ff 31 ff — [5] 1. Kön 19 19 ff 2. Kön 2 1–9 4—6 — [6] Lk 9 54 vgl 2. Kön 1 10. 12 — [7] Mt 4 6 — [8] Lk 4 21 ff Mt 11 5 vgl Joh 5 39 — [9] Mt 26 54 Mk 14 27. 49 (Joh 19 28) usw.

den heiligen Büchern, welche vermöge jener höhern Instanz eine ausgezeichnete Wichtigkeit für ihn erlangt hatten. Begründeten doch die Juden ihre sinnlichen Messiaserwartungen so gut aus der „Schrift" wie Jesus seinen Leidensweg.

Wir geraten hier auf die Spur einer freien Stellung zur Schrift, mit welcher sich Jesus über seine Zeit erhebt. Wir bemerken, daß er unter den Sätzen der Schrift wie auch unter ihren Büchern eine Auswahl trifft. Sie war ihm nicht ein Gesetzbuch mit lauter gleichwertigen Paragraphen, sondern ein Leib mit ungleichen Gliedern. Bevorzugt hat er die Psalmen und die Propheten und unter diesen wieder den Jesajas, denn hier strahlten ihm Gotteserkenntnis, Glaube und Liebe am reinsten. Von Josua und dem Richterbuch, von Esra, Nehemia, Esther, dem Prediger und dem Hohenlied findet sich nirgends eine Spur in seinen Reden. In aller Stille hat Jesus eine kritische Sonderung innerhalb der damaligen Bibel vollzogen, welche die bedeutsamsten Folgen nach sich ziehen mußte. Der gleichen Schrift, welcher er sich lebenslang ehrerbietig unterwirft, steht er doch freidenkend, richtend, sichtend gegenüber. „Er war in der Schrift zu Hause, aber über der Schrift daheim." „Das Gesetz blieb für ihn der heilige Gotteswille, aber er hörte aus dem Gesetz nur die Töne heraus, auf die sein Ohr gestimmt war." Hat er sich nicht auch bei den andern auf das hörende Ohr berufen[1]? Und wie feierlich hat er nicht geredet von dem „Licht, das in dir ist und das ganze Innere erleuchtet"[2]. Vermöge dieser innern Erleuchtung, dieser Himmelsstimme, dieser höhern, ihn leitenden Instanz fühlt er sich Herr, nicht bloß des Sabbats, wie er einmal sagt[3], sondern des Schriftsinns überhaupt. Er steht nicht unter

[1] Mt 13 9. 13 ff 43 — [2] Lk 11 33—36 8 16—18 — [3] Lk 6 5.

dem knechtenden Buchstaben, sondern frei darüber, wie ein Sohn, der des Vaters innerste Absichten kennt[1]. Dem Volke machte er den Eindruck eines Mannes, der Vollmacht hat[2], der schöpferisch von innen heraus die Schrift neu gestaltet statt in den ausgefahrenen Geleisen der zunftmäßigen Schriftbehandlung daherzufahren[3].

So finden wir denn neben den konservativen Äußerungen sehr liberale, freisinnige, fortschrittliche Sätze hinsichtlich der Thora. Unmittelbar auf jenes Programmwort der Bergrede läßt Matthäus das andere folgen: Ich sage euch, falls eure Gerechtigkeit nicht bedeutend über die der Schriftgelehrten und Pharisäer hinausgeht, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen[4] — nebst einer Reihe von gewaltigen Thesen, in welchen Jesus sein „Ich sage euch" dem überlieferten und bei den Vorfahren gültigen Gesetzesbuchstaben entgegensetzt. Fanden sich diese beispielsweise mit dem göttlichen Mordverbot durch die Bestimmung ab, der Mörder solle vor das Ortsgericht gestellt werden[5], so erklärt Jesus nicht ohne Ironie, schon wer seinem Bruder im Herzen zürne, gehöre vor das Ortsgericht. Versöhnung mit dem Bruder sei wichtiger als Opfer. Mit den Gerichten solle man lieber gar nichts zu tun haben, vielmehr sich vor dem höchsten Richter scheuen[6]. Was das Ehebruchsverbot betreffe, so wiege der lüsterne Blick so schwer wie die vollendete Tat[7], daher sei entschlossene Selbstbezwingung geboten. Ehescheidung sei trotz der Erlaubnis des Moses zu verwerfen[8].

---

[1] Mt 11 27 — [2] Mt 7 29 Mk 1 22 Lk 4 32 Joh 7 46 — [3] Mt 7 29 b — [4] Mt 5 20 — [5] Mt 5 21 — [6] Mt 5 25 f. 40 7 1 18 15 ff 1. Kor 6 7 — [7] Mt 5 28 2. Mos 20 17 Joh 31 1 Sir 9 5 — [8] Lk 16 18 1. Kor 7 10 Mk 10 2–12 Mt 5 31 f 19 3–9 5. Mos 24 1.

Ebenſo der Eid; nicht bloß Meineid und Gelübdebruch, ſondern jegliche Beteurung ſei vom Argen[1]. Desgleichen ſei das Recht der Vergeltung aufzugeben, nicht bloß die Vergeltung über das Maß hinaus, ſondern jede Empfindlichkeit, ja ſchon das Widerſtreben gegen abgenötigte Dienſtleiſtungen[2]. Die Liebe müſſe walten, eine freie, unbedingte, unbegrenzte Güte, welche jedem Haß und jeder Berechnung ein Ende macht und ſiegend ſich zu Gott erhebt[3]. Die erſte und letzte Pflicht der Kinder Gottes ſei die Liebe, die alles rein um Gottes willen tue, nicht aus Ehrſucht oder andern Beweggründen[4]. Das Herz müſſe einfältig bleiben, auf Gott gerichtet, von Gott alles erwartend[5]. Das ganze Geſetz und die Propheten ſeien beſchloſſen in dem einen, neugeprägten Satz: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun ſollen, das tut auch ihnen! Dieſe eine, enge Pforte der dienſtbereiten, ſelbſtverleugnenden Liebe führe zum Leben[6]. Eine ſolche Liebe aber müſſe von innen heraus quellen, wie die Früchte aus dem Baum. Das Herz müſſe erneut werden, mit frommen Reden und Scheinwerken ſei es nicht getan[7].

Ob die Zuſammenſtellung dieſer Gedanken, wie ſie Matthäus gleichſam als Antrittsrede Jeſu bringt, von dieſem ſelbſt herrührt oder nicht, iſt gleichgültig. Die Gedanken an ſich, die unzweifelhaft echt ſind, enthalten eine ſchneidende Kritik an der jüdiſchen Religion. Dieſer Gegenſatz mußte zu Konflikten führen zwiſchen dem neuen Lehrer und den orthodoxen Vertretern der Religion. Es wäre intereſſant, damit den Riß zu vergleichen, der durch die heutige Kirche

---

[1] 5. Moſ 5_{34} 23_{16} ff Jak 5_{12} — [2] Mt 5_{39-42} — [3] Mt 5_{43-48} — [4] Mt 6_{1} ff — [5] Mt 6_{19}—7_{11} — [6] Mt 7_{12-15} — [7] Mt 7_{16} ff.

geht zwischen Gemeinschaftsleuten und Geistlichkeit, zwischen Dissenters und High Church . . .

Die öffentlichen, zum Teil recht scharfen Auseinandersetzungen Jesu mit den Gesetzeslehrern seiner Zeit drehten sich hauptsächlich um die Sündenvergebung[1], den Verkehr mit Sündern, nämlich mit Zöllnern, Gefallenen und andern levitisch Unreinen[2], um das Fasten[3], das Händewaschen als religiösen Akt vor dem Essen[4], und immer wieder um die Sabbatfrage[5]. Die Freiheit Jesu in diesen Punkten reizte seine Gegner zu Mordgedanken[6], was ihn nötigte zeitweise außer Landes zu gehen[7], ehe er sich auslieferte.

Worauf Jesu Kritik und neue Lehre hinausläuft, das sagt er selber deutlich genug, besonders in seinen späteren Weheskprüchen gegen die Gesetzeslehrer und Pharisäer[8].

„Wehe euch, ihr Gesetzeslehrer! Ihr legt den Leuten schwere Lasten auf, rührt aber selber nicht mit einem Finger daran[9].“ Der gewöhnliche Jude hat außer den zehn Geboten noch 613 andere auswendig zu lernen. Ja der Talmud lehrt gar 13600 Gesetze, deren Befolgung göttliches Gebot sei. Es braucht also sehr viel Zeit und Verstand, um dem Gesetz Gottes gerecht zu werden, und die Religion wird das Vorrecht einer Klasse von Weisen und Verständigen, welche sich über die Unwissenden und „Unmündigen“ erheben[10]. Jesus preist Gott, daß er ihm ein Evangelium für Einfältige gegeben[11]. „Kommt zu mir, ihr Beladenen, ich will euch erquicken. Mein Joch ist sanft,

---

[1] Mt 9_{3} ff Lk 7_{49} f — [2] Mt 9_{11} ff Lk 15_{2} ff 19_{7} ff 7_{39} ff $_{20}$ Mt 21_{28} ff — [3] Mt 9_{14} ff Lk 18_{12} — [4] Mt 15_{2} ff 23_{25} f Lk 11_{38} ff — [5] Mk 2_{23} ff 3_{1} ff Lk 13_{10} ff 14_{1} ff Joh 5.9 vgl Mt 24_{20}? — [6] Mk 3_{6} Joh 5_{16} — [7] Mt 15_{21} — [8] Mt 23 Lk 11_{37} ff — [9] Lk 11_{46} — [10] Mt 11_{25} 23_{6} f Lk 16_{15} 18_{11} f — [11] Mt 11_{25} ff.

und meine Last ist leicht.“ Aus dem, was eine Lust und eine Wohltat sein sollte, hatten die Gesetzeslehrer schwere und unerträgliche Bürden gemacht und sie den Leuten auf den Hals gelegt[1]. Mühsam mußte man den Himmel verdienen. Dazu brauchte es aber außer dem Rabbinischen Gedächtnis und Scharfsinn auch einen gewissen Wohlstand. Nur wer über einige Mittel verfügte, konnte all den Einzelheiten des Gesetzes, den Waschungen, Bädern, Gebetsübungen, Geldleistungen, Tieropfern, Reisen nach Jerusalem, festlichen Unterbrechungen der Arbeit, sich unterziehen. Wer mit seiner Existenz zu ringen hatte[2], vermochte den mannigfaltigen religiösen Pflichten einfach nicht zu genügen. Schon zu den vielen vorgeschriebenen Almosen, welche „die Sünde sühnen und vom Tode retten[3]“, waren nur Reiche imstande. Jesus verhieß den *Armen* das Himmelreich[4], den Mühseligen, ihren Unterhalt Erkämpfenden[5], dem geringen Stand, ja den Parias des Volks. Er suchte den Umgang mit der niedern Klasse, der unheiligen, „verfluchten“[6] Masse, den Zöllnern und Sündern. Er brachte ein Heilmittel für Kranke[7], eine Einladung an Bettler, Krüppel, Ausgestoßene[8], eine Rettung für Sinkende und Ertrinkende, eine Wiederherstellung für Aufgegebene, Verkommene[9], einen Heimatbrief für Verlorene, Geächtete[10], kurz ein Evangelium der Sünder, eine Religion der kleinen Leute, der Geringen oder Geringsten, wie er so gerne sagte. „Den *Armen* wird das Evangelium gepredigt[11]“, das stellt er als das Wahrzeichen seiner göttlichen Sendung hin,

---

[1] Mt 23 4 Mk 7 4 — [2] Mk 12 40 — [3] Dan 4 24 Sir 3 33 f Tob 4 9 ff 12 9 — [4] Mt 5 3 Lk 6 20 — [5] Mt 11 28 — [6] Joh 7 49 — [7] Mt 9 12 8 17 — [8] Mt 22 9 Lk 14 12 f 21 ff — [9] Mt 12 20 11 19 — [10] Lk 15 Joh 8 7. 11 — [11] Lk 7 22 4 18 f.

„den Gefangenen die Freiheit, den Blinden das Augenlicht, den Verwundeten eine Erlösung, allen ein Gnadenjahr des Herrn!" also weder die Schrecken des Gesetzes, noch eine unzugängliche Hochburg pharisäischer Tugend[1], sondern eine jedem erreichbare Freistatt des göttlichen Erbarmens und eine Gemeinschaft aller im gleichen Geiste des Mitleids.

„Wehe euch, ihr Gesetzeslehrer! Ihr habt den Schlüssel zur Erkenntnis weggenommen; ihr selbst seid draußen geblieben und habt die, welche hineinwollten, gehindert[2]." Jene vielen Gebote und Gesetzlein der jüdischen Religion wurden ohne rechten Zusammenhang nebeneinandergestellt und hintereinander auswendig gelernt. Die Thora war zu gleicher Zeit Sittengesetz, Staatsgesetz, Kirchengesetz; ein wirres Ineinander und Durcheinander von Rechtsgrundsätzen, Kultusordnungen, Sittengeboten, Gesundheitsvorschriften, sozialen Forderungen, religiösen Weisungen, asketischen Regeln. Auf der gleichen Stufe standen in engster Umklammerung Gewissenssachen und Speisegesetze[3], wahre Religion und Priesterzeremoniell[4]. Die Hauptgebote Gottes[5], „die schwereren Sachen im Gesetz[6]" wurden verdunkelt durch blinde Gleichstellung mit Nebendingen; ja in der Praxis wurden sie vielfach zurückgesetzt hinter lauter Äußerlichkeiten, Gottesdienstformen, Opferbräuchen, Abgaben. Mücken seigen und Kamele verschlucken, so nennt das Jesus[7]. Er löst nicht auf, aber er löst das Innerliche, das Sittliche, das Herzmäßige und unmittelbar zu Gott Führende aus seiner verwirrenden Verstrickung, um es zum A und O des menschlichen Strebens zu erheben. „Du

---

[1] Lk 18 11 — [2] Lk 11 52 vgl Mt 23 13. 15 15 14 — [3] Mt 15 11 ff 23 25 f — [4] Lk 10 31 f — [5] Mt 19 18 f 22 36 ff — [6] 23 23 15 5 — [7] Mt 23 24.

sollst Gott lieben, deinen Herrn . . . und deinen Nächsten wie dich selbst!" Das waren in der Thora einzelne Gebote unter Hunderten; Jesus zieht sie, wenn auch nicht als der erste[1], aus ihren entlegenen Stellen hervor[2] und stellt sie über alles andere. Damit reicht er in der Tat den Schlüssel zur Erkenntnis der ganzen Schrift, deren gesamter Gesetzesinhalt sich in einen einzigen Satz zusammenfassen läßt. So verhilft er dem Wollen des Menschen zu der großartigen Einheit, welche ihn allein beruhigt und befriedigt, allein dem Willen des Gesetzgebers entspricht[3]. Der Schlüssel der Erkenntnis ist im Grunde ein richtiger Gottesbegriff: Jesus empfindet den himmlischen Vater vor allem als einen Gott der Liebe.

„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr reinigt Becher und Schüssel *von außen*, innen aber sind sie voll Raub und Unmäßigkeit. Du blinder Pharisäer, reinige zuerst das, was innen im Becher ist, dann wird auch *das Äußere* rein sein. *Äußerlich* erscheint ihr den Menschen als Gerechte, inwendig aber seid ihr voll Heuchelei und Frevel[4]." Die Gesetzesreligion stellt eine äußere Heiligkeit her, nach levitischen Grundsätzen, durch äußerliche Mittel, und im bürgerlichen Leben eine bloß äußere Ordnung, einen gewissen Rechtsschutz gegen Übergriffe der Nebenmenschen. Aber der Wille Gottes geht viel tiefer. Sein Ziel ist die Zucht des einzelnen Menschen, die Erneuerung des Herzens, die innere Reinigung[5]. Du darfst nicht beim Rechtsbuchstaben stehen bleiben, sondern mußt deine Gesinnung ändern.

---

[1] Lk 10 26 f — [2] 5. Mos 6 5 3. Mos 19 18 — [3] Mk 12 29 Mt 6 21–24 7 12 — [4] Lk 11 39 ff Mt 23 25–28 — [5] Mt 5 8 7 16 ff 12 33 ff 15 11 ff 18 35.

Gegen den andern nicht tätlich werden, das heißt nicht viel — du mußt dir selber ins Fleisch schneiden. Auch an deinen Handlungen, deinen Äußerungen zu bessern, genügt nicht — du mußt in dein Innerstes hinabsteigen, um die Quelle alles Denkens, Redens und Tuns zu säubern. Gott will nicht bloß Verminderung der Sünde, Herabstimmung der Zornwut, der Unzucht, der Rachsucht, der Lüge und anderer böser Leidenschaften auf ein erträgliches Maß [1], Beschränkung der Vergehen auf gewisse Kreise, z. B. auf Nichtisraeliten [2], sondern er will die gänzliche Aufhebung der Sünde und die völlige Ausrottung des Bösen. Nicht juristische Unbescholtenheit oder levitische Reinheit, sondern göttliche Gerechtigkeit ist das Ziel: eine einfältig auf Gott gerichtete Herzensstellung, die sich in der Liebe zu den Menschen tätig bewährt. „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel [3]!"

Was Jesus in dieser Hinsicht lehrt, darf man als eine neue Entdeckung bezeichnen, obwohl er in allem an alttestamentliche Sätze anknüpft [4]. Er hat das menschliche Gemüt als den eigentlichen Schauplatz der sittlichen Vorgänge, das gläubige Herz als den wahren Tempel Gottes erkannt und das Gewissen in seine Rechte eingesetzt; er hat die Heiligung des Willens und des Charakters betont gegenüber einer bloßen Politur des Äußern, und den Menschen eingeladen, ohne priesterliche Vermittlung den himmlischen Vater unmittelbar im Innersten zu erfassen [5] und zu vernehmen. Er sagte den Juden ins Gesicht, wie sie, in ihrer starren

---

[1] Mt 5 22. 28. 33. 38 — [2] Mt 5 43 Lk 10 33 — [3] Mt 5 48 18 23 ff — [4] Pf 51 12 139 Mi 6 8 Jef 1 12 ff Spr 4 23 23 26 1. Kön 3 9 Jer 31 33 f 32 40 Hef 11 19 f 36 26 f — [5] Mt 6 6 7 7 ff Joh 4 24.

Buchreligion befangen, die Stimme des Gewissens, die wahrhaft göttlichen Stimmen überhören und die Propheten töten, die zu ihnen gesandt werden, ja auch ihn selber, den letzten und höchsten Gesandten Gottes, erwürgen[1]. Er aber gab sich zum Opfer, wiewohl kein äußeres Gebot ihn zwang. Die Religion Jesu ist ein persönliches Verhältnis zu einem nicht im Buchstaben erstarrten, sondern im Geiste nahen Gott Vater.

Daß Jesus mit dieser Lehre weit über die jüdische Religion hinausging, ist klar. Daß er selbst sie auch als etwas Neues gegenüber dem Alten empfand, beweisen seine drei Gleichnisse vom alten und neuen Tuch, von den alten und neuen Schläuchen, vom alten und neuen Wein[2]; ferner seine Frage an die auf das Alte Testament sich berufenden Jünger: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" endlich sein bedeutsamer Ausruf: „Gesetz und Propheten bis auf Johannes; von da an wird das Evangelium vom Reich Gottes verkündet, zu dem alles sich herzu drängt[3]!" Tatsächlich bedeutet das Evangelium Jesu das Ende der Gesetzesreligion, wie es Paulus dann deutlich ausgesprochen und in sich verkörpert hat[4]. Innerlich nicht weniger frei vom Gesetz als sein größter Schüler war Jesus selbst.

Wie ist diese Freiheit zu vereinigen mit seinem oben erwähnten konservativen Verhalten?

Der Gegensatz ist nur ein scheinbarer. Stehen doch die pietätvollsten Worte, die vom Nichtauflösen und vom kleinsten Buchstaben, bei Matthäus gerade als Einleitung zu den fortschrittlichsten Äußerungen Jesu, und bei Lukas dicht neben dem Ausspruch vom Ende des Gesetzes[5].

---

[1] Mt 23 $_{29-39}$ 21 $_{33}$ ff $_{30}$ ff — [2] Lk 5 $_{33-39}$ — [3] Lk 16 $_{16}$ Mt 11 $_{13}$ — [4] Röm 10 $_{4}$ vgl Ebr 8 $_{13}$ — [5] Mt 5 $_{17}$ ff Lk 16 $_{15}$ ff.

Wenn Jesus sagt, er wolle nicht auflösen oder abbrechen, sondern „erfüllen", so meint er damit mehr als ein bloßes Nichtabbrechen, mehr als das, was seine Zeit unter Erfüllung des Willens Gottes verstand: er meint ein Ausbauen, Weiterbilden, zur Vollendung Führen[1], wie es bis dahin nicht geschehen war. Weil er das Gesetz Gottes in seinen tiefsten Absichten und in seinen letzten Zielen verstand, darum suchte er es nun auch zur vollen Geltung zu bringen. Er wollte und lehrte nichts anderes als was das Gesetz will, aber er zeigte zugleich den Weg, um den Forderungen des Gesetzes gerecht zu werden — von innen her, kraft eines in Gott geheiligten Willens.

Sein Wort von der Bedeutung des kleinsten Buchstabens[2] ist, ebenso wie das nachfolgende von der bessern Gerechtigkeit, scharf gegen die Schriftgelehrten gerichtet, welche mit ihren Umgehungskünsten jedes Wort der Thora auf 49 oder 70 verschiedene Arten auszulegen vermochten und sich auf diese Weise über die wichtigsten Gebote, über den eigentlichen Willen Gottes hinwegsetzten[3]. Durch den Sinn und Geist Jesu kommt jedes Strichlein im Gesetze zu seinem Recht, fällt Licht auf das geringste Gebot, strahlt von einem großen Mittelpunkt her Ordnung und Bedeutung auf das gesamte Gesetz. Jesus sucht nicht zu umgehen, sondern auch das Kleine zu verstehen, mit Geist zu durchdringen und durch die Liebe alles zu verklären.

Diese Liebe zu Gott hält die einzelnen Formen des Gottesdienstes und die äußerlichsten Vorschriften des Gesetzes aufrecht, solange sie zu Recht bestehen und nicht mit höheren Geboten in Widerspruch geraten. Während die Juden

[1] Joh 3_{29} 15_{11} 2. Kor 10_{6} usw — [2] Mt 5_{18} f Lk 16_{17} vgl Mt $19_{24.29}$ — [3] Mt 5_{34} ff 15_{4} ff $23_{4.16}$ ff $_{23}$.

ihrem Gesetz *ewige* Dauer zusprachen und Jesus seinen eigenen Worten ewiges Leben über Himmel und Erde hinaus verheißt[1], beschränkt er die Gültigkeit des jüdischen Gesetzes „bis zum Weltuntergang[2]“, welchen er von der *nächsten Zukunft* – „in dieser Generation“ – erwartet[3]. Paulus handelt im Sinne des Meisters, wenn er da, wo jenes Gesetz nicht galt, es auch nicht mehr aufrichtet; den Juden aber ein Jude bleibt[4].

Auch Jesus ist den Juden ein Jude geblieben. Aber mehr: er hat, für die Spanne Zeit bis zum nahen Weltende, das heilige Gesetz Gottes in Israel noch zu vollen Ehren zu bringen gesucht, nachdem es so lange mißdeutet worden. So hat er sich still dem jüdischen Kultus unterzogen, aber diejenigen verurteilt, welche ihre Opferpflicht über Kindes- oder Bruderpflichten setzen[5], und *mit* sehr bemerkenswerten Worten den Schriftgelehrten gelobt, welcher zustimmend die Liebe über alle Opfer stellte[6]. Er hat die Tempelsteuer bezahlt, aber nicht ohne ein sehr freies Wort darüber an Petrus[7]. Er hat den Tempel mit heiligem Eifer gereinigt, aber zu gleicher Zeit den Untergang dieses Tempels und den Anbruch einer viel herrlicheren neuen Ordnung prophezeit[8]. Er hat das Passahmahl gefeiert, noch zum Abschied aus dieser Welt, aber dabei Worte von einem *neuen*, durch sein Blut zu besiegelnden Bunde gesprochen, welche den alten aufheben und jedes fernere Opfer überflüssig machen[9]. Er hat den Aussätzigen zum Priester

[1] Mt 24_{35} — [2] Mt 5_{18} — [3] Kap 10.21.29 — [4] Röm 3_{28} f Eph 2_{14} ff Kol 2_{14} ff 1. Kor 9_{20} ff usw — [5] Mt 5_{23} f 9_{13} 15_{5} f Lk 10_{31} f Hos 6_{6} 1. Sam 15_{22} — [6] Mk 11_{33} f — [7] Mt 17_{25} ff vgl 2. Mos 30_{13} — [8] Mk 13_{2} Joh 2_{19} Mt 26_{61} 12_{6} 23_{38} — [9] Mk 14_{24} Mt 26_{28} Lk 22_{20} 1. Kor 11_{25} Jer 31_{31-34}.

gesandt, daß er seine gesetzliche Gabe darbringe[1], aber vorher den Unreinen trotz der gesetzlichen Vorschrift angerührt[2]. Er hat die Sünder mit Macht zur Buße gerufen, aber ihre Häuser nicht gemieden[3], ihre Berührung nicht gescheut[4] und die Ehebrecherin nicht verdammt[5]. Er hat den Sabbat nicht verachtet, aber festgestellt, der Sabbat sei um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen[6]. Der den ältesten und besten Abschriften des Neuen Testaments sich anreihende Codex D in Cambridge hat an dieser Stelle noch einen Satz, der in den andern Lukas-Handschriften fehlt: An demselben Tage sah Jesus einen, der am Sabbat arbeitete, und sprach zu ihm: Mensch, wenn du weißt, was du tust, so bist du selig; wenn du es aber nicht weißt, so bist du verflucht und ein Übertreter des Gesetzes. — Ebenso hat er die Ehe, mit deren Scheidung es die Juden so leicht nahmen, auf ihre Grundidee zurückgeführt und sie aus einem bloß zivilrechtlichen Vertragsverhältnis zu einer unverbrüchlichen Gottesordnung erhoben. Im Gesetz Mosis sei der ursprüngliche Gotteswille nicht rein zum Ausdruck gekommen, sondern durch menschliche Schwachheit und Hartnäckigkeit gebrochen. „Von Anfang an ist es nicht also gewesen[7]!"

In solcher Weise tiefer und tiefer grabend, legte Jesus in der Tat den Grund zu einer neuen Religion, die bald nach seinem Hingang neben die alte trat. Er selbst jedoch meinte nur das gegebene Gotteswort auszubauen. An das Gesetz gebunden, aber frei von jeder Gesetzlichkeit, war

[1] Mk 1_{44} 3. Mos 14 — [2] Mk 1_{41} 3. Mos 13 — [3] Mk $2_{17.15}$ 7_{24} vgl Joh 18_{28} Lk 19_{7} usw — [4] Mk 5_{24} ff vgl 3. Mos 15_{25} Lk 7_{39} — [5] Joh 8_{11} vgl 3. Mos 20_{10} — [6] Mk 2_{27} f (Lk 6_{5}) — [7] Mt 19_{8} Lk 16_{18} 1. Kor 7_{10}.

er sich eines Gegensatzes gegen die Schrift um so weniger bewußt, als er alle seine Argumente der Schrift entnahm.

Der Gegensatz, in den Jesus zur Schriftauffassung seiner Zeit trat, wird im vierten Evangelium so verschärft, daß er den Juden von „euerm Gesetz[1]", wie auch von „euern Vätern[2]", redet, als ob er sich von seinem Volke scheiden wolle. Nach den drei andern Evangelien hat er sich nicht soweit gelöst, vielmehr, wie später Luther, seinen Gegnern schlagend bewiesen, daß „er in der Schrift drinnen sitze, sie aber daneben". Die Schrift blieb seine Quelle, aus der er immer neue Gedanken schöpfte, seine Rüstkammer, aus der er seine schärfsten Pfeile holte, sein Mutterboden, auf dem er unüberwindlich war. Daß er innerlich dem jüdischen Buchstabengesetz, ja der gesamten „Schrift" entwachsen war wie ein Riese seinem Jugendkleide, das hat er sich wohl kaum eingestanden. Willig blieb er eingeschnürt in die äußern Ordnungen seines Volkes, und es war ihm ein schrecklicher Gedanke, zuletzt „den Heiden ausgeliefert zu werden[3]".

Man hat versucht, diese Pietät Jesu auf Rechnung der jüdischen Befangenheit der Evangelisten zu setzen. Diese hätten das ganze Bild Jesu nach ihrem Geschmacke übermalt und die meisten Schriftzitate ihm in den Mund gelegt. Aber dieselben Evangelisten berichten doch getreulich von dem Widerspruch des Meisters gegen die herrschende Schriftauslegung. Auch sind die Beziehungen auf die Schrift, seien es Zitate, seien es bloße Spiegelungen und Anspielungen[4], zu eng mit den Worten Jesu verwachsen, als daß man sie einfach als spätere Zutat ablösen

---

[1] Joh 8_{17} 10_{34} vgl 18_{31} — [2] Joh $6_{49.58}$ 8_{56} — [3] Lk 18_{32} — [4] Seite 162 f.

könnte. Vielmehr gestattet die Gesetzestreue der ersten Anhänger Jesu, insbesondere die konservative Haltung der ältesten Gemeinde in Jerusalem[1] einen Rückschluß auf die Pietät des Meisters selber.

Ohne diese Pietät hätten ihn die Juden nie für den Messias gehalten, noch die Pharisäer je einer Frage gewürdigt. Sollte doch der Messias gerade das Gesetz Gottes zur vollen Geltung bringen bei den Völkern. Daß aber Jesus sich während seines Wirkens von gesetzlicher Gebundenheit zur Freiheit entwickelt habe, ist durch die deutlichen Berichte ausgeschlossen, nach welchen die liberalen Äußerungen in der Bergrede und bei der Berufung des Zöllners Levi in die erste Zeit fallen[2], während viele kindlich schriftgläubige Worte den letzten Tagen angehören[3]. Ebensowenig ist anzunehmen, daß Jesus nur vor der Öffentlichkeit dem Volksglauben sich anbequemt und die Autorität der Schrift herausgekehrt habe. Das würde zu der früher geschilderten Wahrhaftigkeit nicht stimmen. Durch lange innere Gewöhnung war es ihm offenbar Herzensbedürfnis, in seinem Überlegen und Handeln auf die Schrift sich zu gründen. An den großen göttlichen Gedanken fortspinnend und weiterwebend, konnte er nicht anders als an die Überlieferung anknüpfen, wie sie in den heiligen Büchern seines Volkes nun einmal gegeben war. Solche Treue ist förderlicher als ein ungründiger und uferloser Subjektivismus. Solche Ehrfurcht vor geschichtlichen Größen und Heiligtümern verbürgt eine gesunde Weiterentwicklung und gestattet Wirkungen, welche, aus dem Rahmen des eigenen Volkes heraustretend, der Menschheit zugute kommen.

---

[1] Apg 3 $_1$ 5 $_{42}$ 10 $_{14}$ff 15 usw — [2] Mt 5—9 — [3] Mk 14.

Der Konservatismus und der Liberalismus Jesu, seine Sorgfalt und seine Freiheit gegenüber dem Buchstaben der Schrift haben die gleiche Wurzel: es ist die enge Gemeinschaft dieses Mannes mit Gott. Kraft seines wunderbaren Glaubens war es ihm selbstverständlich, das gegebene Gotteswort hinzunehmen und als ein teures Kleinod zu bewahren, aber gleich sehr fühlte er sich gedrungen, diesen Edelstein zu schleifen und in seinem wahren Lichte leuchten zu lassen. Mit feinstem Verständnis beseitigte er, was seinen Glanz verdunkeln wollte, und stellte dann, blitzend aus seinem Wort wie aus seinem Wandel, die ganze Fülle als eine großartige Einheit vor das innere Auge, das neuentdeckte und erweckte Gewissen der Menschen.

* * *

Die umfassendste und eindringendste Erörterung der obigen schwierigen Frage bieten, auch für Nichttheologen, Fritz Barth[1] und H. J. Holtzmann[2], nur daß der letztere vielleicht zu stark auf das Wort fußt: den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Ein etwas anderes Bild der Stellung Jesu zur Schrift bietet Paul Wernle in seinen „Anfängen unserer Religion". Nach ihm hat Jesus auf jeden Fall das Gesetz nur mittelmäßig gekannt, vielleicht gar nie studiert, und so kam es, daß er sich durchweg im Einklang mit dem Gesetz geglaubt hat. Jesus fand im Gesetz einige Sprüche, die ihm paßten, beispielsweise den, daß man Gott allein dienen und ihn lieben solle . . . Auf diese Weise fand er seine eigene Forderung legitimiert durch das heilige Buch; ja das Gesetz kam ihm sogar zur Hilfe gegen die

[1] Hauptprobleme, Abschnitt II — [2] Neutestamentl. Theologie, Band I, Kap 2.

Satzungen der Ältesten. Kam er gelegentlich in Kollision mit einzelnen Gesetzesstellen, so gab es einen einfachen Ausweg: Gesetz wider Gesetz, Gott im Paradies wider Mose am Sinai . . . . „Indem er nur das ihm entsprechende aus dem Gesetz herausgriff, konnte er übersehen, daß auch seine Gegner das Gesetz auf ihrer Seite hatten, und zwar mit viel größerem Recht. Jesus hat sich zeitlebens verborgen, daß er zum Grundzug des Gesetzes in reiner Negation stand. Er operiert durchweg mit alten Worten und zwar bona fide, glaubt ihr wahrer Interpret zu sein und entfernt gerade das charakteristische, jüdische aus ihrem Inhalt. Darin verrät sich der Grundzug seines Wesens, positiv zu sein, zu bauen und nicht zu zerstören."

Ein wunder Punkt in dieser Darstellung ist die Behandlung der Quellen. Das Programmwort aus der Bergrede vom Nichtauflösen muß nach Wernle aus der Zeit nach Paulus stammen. Ebenso muß dann „auf jeden Fall" auch die aus jeder Seite der Evangelien hervorspringende genaue Schriftkenntnis Jesu später eingetragen sein. Da verlieren wir aber allen Boden unter den Füßen, und jede sichere Charakteristik Jesu hat ein Ende. Der kühne und gewandte Forscher überträgt auf Jesus, was er selbst bisweilen tut: er bringt eine fertige Anschauung an die Quellen heran, und ihr müssen sich die Stellen fügen. Jesus aber ist umgekehrt verfahren: Mit allen Fasern wurzelt er in der Schrift; aus diesem Nährboden zieht er alle seine Grundanschauungen. Auf dem Fundament von Moses und den Propheten treulich weiter bauend, hütet er sich, sein Fundament zu lockern; er befestigt es, wo er kann. Aber er baut so hoch hinaus, daß man das Fundament darüber vergißt.

---

16. Gewissenhaftigkeit.

Mirabeaus Ausspruch: „La petite morale est l'ennemie de la grande" ist zweifellos gefährlich, verwerflich. Gerade in der Beobachtung der kleinsten Gesetze zeigt sich die wahre Moral, die wirkliche Größe des Charakters. Ein Lionardo da Vinci hat mit besonderer Feinheit die kleinen Gräser gemalt. Friedrich der Große hatte ein Gedächtnis für den geringsten seiner Soldaten und ein Auge für den fehlenden Sattelknopf an irgendeinem Gaule.

So großzügig die Ethik Jesu ist, so fern seine Lebensweisheit sich hält von aller Gewissensquälerei und Kleinkrämerei, so scharf er dem elenden Rechengeist der Juden, der kasuistischen Moral der Pharisäer entgegentritt — so zeigt sich doch gerade im Kleinen seine Lebenskunst, gerade in der Behandlung des einzelnen seine sittliche Meisterschaft. Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, lautet sein Spruch, wer aber im Geringsten nicht treu ist, wie kann der im Großen treu sein [1]?

Und nun betrachte man einmal die folgende Reihe von Tatsachen aus seinem Leben.

Jesus heilt einen Aussätzigen; auf das bloße Wort verschwindet der Aussatz. Und Jesus spricht zu dem Geheilten: Hüte dich, es jemand zu sagen [2].

Jesus heilt zwei Blinde in Kapernaum in seinem Hause auf erstaunlich einfache Weise. Ihre Augen öffnen sich.

---

[1] Lk 16 10 f 19 17 — [2] Mt 8 4.

Und Jesus gibt ihnen das ernstliche Verbot: Laßt es niemand erfahren[1].

Eine große Menge folgte ihm einst, als er sich zurückgezogen, „und er heilte sie alle, verbot ihnen aber, von ihm zu reden". Und Matthäus, der dies alles berichtet, fügt an dieser Stelle hinzu: So sollte sich das Wort des Propheten Jesaja erfüllen: „Siehe mein Knecht, den ich erwählt habe, mein Liebling, an dem mein Herz sich freut . . . Er wird kein Geschrei noch Aufhebens machen, man wird seine Stimme nicht hören auf den Gassen[2] . . ."

Man hat die Gründe für jene Verbote in dem seelischen Zustand der Geheilten gesucht; zur Erzielung der vollen inneren Wirkung sei geistige Sammlung nötig, daher Schweigen besser als Reden gewesen. Dies war jedenfalls nicht der Hauptgrund. Auch nicht die Furcht vor dem Zulauf anderer Heilungsuchender, also Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit. Noch weniger die Sorge, die Kraft möchte versagen, vor dem Ansturm immer schwierigerer Krankheitsfälle möchte sich ein Mißlingen einstellen. Am allerwenigsten der Wunsch, ein stiller Mann zu bleiben, „das Messiasgeheimnis zurückzuhalten", die Volksbewegung zu seinen Gunsten hinauszuschieben. — Der tiefste Grund war die Furcht vor dem Lob der Menschen, also Gewissenhaftigkeit gegen Gott.

Markus schildert den Vorgang nach der Heilung des Aussätzigen sogar folgendermaßen: Jesus bedrohte ihn und trieb ihn alsbald gewaltsam von sich hinaus: „Hüte dich jemandem etwas zu sagen[3] . . ."

Der gleiche Evangelist erzählt die erste Besessenen-

---

[1] Mt 9 30 — [2] Mt 12 15–19 Jes 42 1–4 — [3] Mk 1 44.

heilung, in der Synagoge zu Kapernaum. Der Dämon schrie in der Versammlung laut auf: . . . „Wir wissen, wer du bist: Der Heilige Gottes." Und Jesus schalt: „Sei still und fahr aus[1]". Der öffentliche Ruhm, selbst aus solchem Munde, war ihm peinlich. Ähnliches wird öfter bei den Besessenenheilungen berichtet. „Er ließ die Dämonen nicht reden, weil sie ihn kannten[2]."

Am gleichen Sabbat hatte Jesus, nach Markus' Bericht, große Erfolge in Kapernaum mit Heilungen bis in die Nacht hinein. Infolgedessen begab er sich des andern Morgens früh vor Tage hinaus an eine einsame Stelle zum Gebet; sichtlich, um seinen Erfolg auf den Altar Gottes zu legen, wie auch nach jenem bewegten Tag der Speisung[3]. Simon und seine Genossen gingen ihm nach und drangen auf ihn ein mit den Worten: „Alle suchen dich." Und er sprach zu ihnen: „Laßt uns anderswohin gehen, in die benachbarten Ortschaften, daß ich auch da predige; dazu bin ich ja ausgezogen[4]". Die Verherrlichung seitens der Menschen war ihm eine Last, der er auswich, um unaufhaltsam vorwärts zu schreiten.

Nachdem Jesus das zwölfjährige Töchterlein des Synagogenvorstehers Jairus von Todesbanden befreit hatte, gerieten die Leute alsbald in die größte Bestürzung des Staunens. Jesus aber gab ihnen den dringenden Befehl, daß es niemand erfahren solle[5].

Als Jesus im halbheidnischen Zehnstädteland unter Seufzen und Mühen einem Taubstummen die Ohren geöffnet und die Fessel seiner Zunge gelöst hatte, daß er richtig sprach, befahl er ihnen, es niemandem zu sagen.

---

[1] Mk 1 23 ff — [2] Mk 1 34 3 11 f Lk 4 41 vgl Apg 16 17 f — [3] Mk 6 46 — [4] Mk 1 35 ff — [5] Mk 5 43.

Aber so sehr er befahl, berichtet Markus hier wie öfter[1], sie verkündeten es erst recht. Und sie waren äußerst erstaunt und sagten: „Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hören und die Stummen reden." In dem Abwehren Jesu die Schlauheit eines Eitlen zu erblicken, der dadurch erst recht des Lobens und Rühmens herausfordern wollte, kann nur einem selber eitlen Menschen einfallen. Nach der ebenfalls einzig von Markus aufbehaltenen, wiederum mühevollen Heilung des Blinden in Bethsaida schickte Jesus den Glücklichen nach Hause und sagte: „Geh' nicht in das Dorf[2]!"

Ein junger Reicher, Mitglied der Obrigkeit, fiel auf offener Straße vor ihm auf die Knie mit der Anrede: „Guter Meister, was soll ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?" Jesus weist ihn sofort zurück: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott allein[3]!"

Lukas vermehrt diese Tatsachen nur um eine neue. Unmittelbar auf eine Rede Jesu erhob eine Frau aus der Menge ihre Stimme, ihn zu preisen: „Selig der Mutterleib, der dich getragen, und die Brust, die dich genährt!" Er aber schlagfertig: „Vielmehr: Selig, die Gottes Wort hören und bewahren[4]!" — Dagegen weiß Johannes eine Reihe ähnlicher Vorkommnisse zu berichten:

Nikodemus, Pharisäer, Mitglied des jüdischen Synedriums, kam zu Jesu — ein Ereignis, das an sich den ungelehrten Zimmermann von Nazareth hätte stolz machen können — und redete ihn als Rabbi an. „Rabbi, wir wissen, daß du als Lehrer von Gott gekommen bist. Denn niemand kann die Wunderzeichen tun, die du tust, wenn Gott ihm nicht beisteht." Ohne sich im geringsten ein-

[1] Mk 7 36 — [2] Mk 8 26 — [3] Mk 10 18 — [4] Lk 11 27 f.

nehmen zu lassen, antwortete Jesus schroff: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, wenn einer nicht von oben her geboren wird, dann kann er das Reich Gottes nicht sehen (was verstehst du also vom Reich Gottes; wer bist du, der du mit solchen Urteilen und Lobsprüchen an mich herantrittst?)“ Ebenso schroff lautet's nachher: „Du bist der Lehrer Israels und verstehst das nicht[1]?“

Als Jesus in Kana in Galiläa weilte, erfuhr ein Beamter des Königs Herodes, daß er aus Judäa zurückgekehrt sei, begab sich sofort zu ihm, einen neunstündigen Weg, und ersuchte ihn, nach Kapernaum am See hinunter zu kommen und seinen sterbenskranken Sohn zu heilen. Jesus, statt sich geehrt zu fühlen, fährt ihn an: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, wollt ihr nicht glauben!“ und schließlich geht er nicht mit ihm, wie er gewünscht hat, sondern heilt aus der Ferne[2].

Am Teiche Bethesda in Jerusalem heilt Jesus einen seit achtunddreißig Jahren leidenden Menschen und schickt ihn fort, ehe er ihm auch nur seinen Namen gesagt; er selbst verschwindet alsbald in der Menschenmenge auf dem Platz. In dem Disput mit den Juden, der sich daran schließt, sagt Jesus: „Ich verlange keine Ehre von Menschen. . . . Wie könnt ihr Glauben haben, die ihr euch gegenseitig Ehrungen erweist, aber nach Ehrung vom alleinigen Gott kein Verlangen tragt[3]?“ Hier ist der Gewissenspunkt deutlicher als irgendwo bezeichnet: nichts steht dem Glauben so im Wege als Ehrsucht, nichts hindert das Hereinfluten höherer Kräfte so wie Selbstgefälligkeit und Freude am Menschenlob. Schön bezeugt auch Paulus von Jesus:

---

[1] Joh 3_1 ff — [2] Joh 4_{46} ff — [3] Joh 5_1 ff.

„Er hat nicht sich zu Gefallen gelebt, sondern nach dem Schriftwort: Die Schmähungen derer, die dich schmähen, fallen auf mich[1]." Noch mehrmals kehrt jene Äußerung Jesu bei Johannes wieder: „Ich sorge nicht für meine Ehre[2]."

Man sieht, alle Berichterstatter, mag man im einzelnen über ihre Berichte denken was man will, sind einig in der Hervorhebung dieses Charakterzuges Jesu: dieser Sprödigkeit gegen Menschenlob, dieser oft geradezu schroffen und barschen Abwehr jedes Weihrauchs, dieses Mißtrauens gegen alles Schmeicheln und Rühmen, im Grunde ein Mißtrauen gegen sich selbst; kurz, dieser Gewissenhaftigkeit gegen Gott, dem „allein aller Ruhm und Dank und Lob und Ehre und Preis und Stärke und Herrlichkeit gebührt". Welch eine Selbstzucht gehört zu solchem Verhalten und zugleich welche Frömmigkeit! Wie ängstlich ist Jesus auf der Hut, daß sich nicht in seine Almosen, seine Gebete, seine Selbstverleugnungen die Blicke Unberufener eindrängen, daß nicht die süßen Reden von Menschenzungen ihn um seinen wahren Lohn bringen. „Dein Vater, der es sieht, der wird es dir im Verborgenen vergelten[3]." „Darum hütet euch, euer frommes Tun vor den Leuten zur Schau zu stellen! Tut ihr es dennoch, so empfangt ihr keinen Lohn von euerm Vater im Himmel[4]."

Das ist Sorgfalt im Kleinen, „petite morale". Und alles bisher Vorgeführte ist ja nur ein einziges Beispiel. Anderes soll nur noch angedeutet werden.

Jesus hat den Satz ausgesprochen: „Von jedem unnützen Wort, das die Menschen reden, werden sie Rechen=

---

[1] Röm 15 5 Ps 69 10 — [2] Joh 7 18 8 50 . 54 12 43 — [3] Mt 6 4 ff richtige Lesart — [4] Mt 6 1.

schaft zu geben haben am Tage des Gerichts. Aus deinen Reden wirst du freigesprochen, aus deinen Reden wirst du verurteilt werden[1]." Man vergleiche damit die Ausführungen seines Bruders Jakobus über die Zügelung der Zunge und die Verantwortlichkeit des Redenden[2]. Man vergleiche damit den knappen Stil Jesu selbst, von dem schon die Rede war[3] und der kein überflüssiges, unnützes, windiges Wort zuließ. Der ganze Leib war in den Dienst des Höchsten gestellt, und voran die Zunge, dieses kleinste, aber wichtigste Glied. Wie genau nahm er es mit der Wahrheit[4]! Wie warnte er vor dem Urteilen[5]! Das Reden galt ihm heilig ernst und vorzuziehen oft das Schweigen[6]. Ein besonderer Feind war er der leeren Versprechungen und losen Beteuerungen. „Eure Rede sei ja, ja; nein, nein; was darüber hinausgeht, ist vom Bösen[7]". Die Schwüre, die er verbietet, sind in erster Linie bindende Versprechungen. Du vermagst ja nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen, wie kannst du für die Zukunft dich verbürgen! Versprich mit einfachem Ja, aber versprich nicht zu viel[8].

Der bekannte Ausspruch Jesu: „Wer ein Weib nur anblickt mit lüsternem Begehren, hat im Herzen schon mit ihr Ehebruch getrieben", zeigt aufs neue seine Gewissenhaftigkeit[9]. Es mag ihm das Wort Hiobs vorgeschwebt haben: „Strenge Vorschrift gab ich meinen Augen, nicht lüstern auf eine Jungfrau zu blicken. . . .[10]" So zügelt denn dieser Mann mit dem gewaltigen Auge gar seine

---

[1] Mt 12_{36} f — [2] Jak $1_{19.26}$ 2_{12} 3_{1-12} 4_{11} ff 5_{12} — [3] Kap 3 8.10 — [4] Kap 5 — [5] Mt 7_1 ff — [6] Mt 26_{63} 27_{12} Joh 8_6 — [7] Mt 5_{37} — [8] Mt 5_{33} ff 10_{29} f — [9] Mt 5_{28} — [10] Hiob 31_1 Sir 9_5 2. Mos 20_{17}.

Blicke, die doch niemandem schaden mußten. Aber sie könnten ihm selber schaden, indem sie seine Gemeinschaft mit Gott und die Einfalt seiner Seele stören — Beginn des Ungehorsams und der innern Disharmonie. „Widerstehe den Anfängen!"

Achte schon auf deine Gedanken! Gedanken sind nicht zollfrei. Bis in die Schlupfwinkel des Gemütes späht das scharfe Auge der Gerechtigkeit: „Arge Gedanken kommen aus dem Herzen, die verunreinigen den Menschen, Mordgedanken, Ehebruch usw[1] — daher wacht schon über kleinen Meinungsverschiedenheiten[2] und räumt sorgfältig aus dem Wege, was Brüder trennen will[3]. . . . Laß dein Opfer am Altar zurück und versöhne dich[4]!"

Von Kleinigkeiten hangen oft große Dinge ab. Das Senfkörnlein wird zum Schattenbaum. Eine Hand voll Sauerteig kann einen ganzen Trog voll Mehl durchsäuern[5]. Ein freundliches Wort kann bis in Ewigkeit fortwirken[6]. Wehe aber dem, der Ärgernis gibt, d. h. durch ein Wort oder durch ein Tun zum Verführer wird[7]! Schon Verachtung der Geringen im Herzen ist ein Fehler[8]. Die bescheidensten Leistungen können zur Förderung der höchsten Zwecke beitragen. „Wer einem geringen Manne nur einen Becher frischen Wassers reicht, weil er mein Jünger ist, wahrhaftig, er soll nicht um seinen Lohn kommen[9]!" Wer darf hier einen Unterschied festhalten zwischen viel oder wenig, zwischen groß oder klein? Man höre auf zu messen, zu zählen und zu rechnen, man kann nicht zu viel oder gar im Überschuß leisten. Ob die Arbeiter frühmorgens oder

---

[1] Mt 15 16 ff — [2] Mt 5 22. 25 — [3] Mt 18 15 ff — [4] Mt 5 23 ff — [5] Mt 13 31–33 — [6] Mt 5 44 ff 10 40 18 5 — [7] Mt 18 6 f — [8] Mt 18 10 ff — [9] Mt 10 42 25 40.

in der elften Stunde in den Weinberg berufen sind — sie alle können nur ihre Pflicht tun, und der Herr gibt ihnen allen den gleichen Lohn[1]. Die Witwe, die ihr Scherflein opfert, hat mehr gegeben als die Reichen, die nur vom Überfluß oben abschöpfen[2]. Es gibt keine vereinzelte Pflicht, keine abgelöste oder verlorene Tat. Auch das Geringste kann zum Prüfstein des ganzen Lebens werden. An den Früchten erkennt man den Baum. Macht den Baum gut, so werden alle seine Früchte gut[3].

Was sind das für treffliche, gesunde Grundsätze, durchhaucht vom Geiste strenger Gewissenhaftigkeit und Unbestechlichkeit. So dachte Jesus, so lebte er selbst, ein ganzer Mann, bis ins kleinste treu — und eben deswegen ein wahrhaft großer Charakter.

[1] Mt 20 1–16 — [2] Mk 12 41–44 — [3] Mt 7 16 ff 12 33 Joh 15 1–16.

17. Freiwillige Armut.

Die persönliche Stellung Jesu zum irdischen Besitz war eine scharf begrenzte, schon für seine Zeit ungewöhnliche und für das heutige Geschlecht gar befremdliche: er verzichtete während seines öffentlichen Wirkens auf jegliches Eigentum, vom eignen Hause oder eignen Weibe bis hinab zur geringsten Reiseausrüstung für das Wanderleben. In der gesamten Überlieferung herrscht Einstimmigkeit darüber, daß Jesus freiwillig ein armes Leben führte; außer den wenigen Kleidungsstücken, die er auf dem Leibe trug, hören wir auch nicht von einem einzigen Gegenstande, den er mit sich zu führen pflegte, den er sein eigen nannte, so daß er bei seinem Tode seiner Mutter kein Geld- oder sonstiges Besitzstück hinterlassen konnte und in ein geliehenes Grab gebettet werden mußte[1].

Ähnliches verlangte er von seinen Nachfolgern. Sie mußten alles verlassen[2]. Bei ihrer Aussendung wurde ihnen vor allem eingeschärft, welche Dinge sie nicht mitnehmen durften[3]. Dem jungen Reichen wird auf sein Drängen und Fragen schließlich der Bescheid: „Eins fehlt dir noch, willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe dein Besitztum und gib den Erlös den Armen, dann hast du einen Schatz im Himmel. Darauf komm und werde mein Begleiter[4].“ Einen vornehmen Herrn, reich an

---

[1] Mt 27 $_{60}$ Joh 19 $_{41.23}$ ff — [2] Mt 4 $_{20.22}$ 19 $_{27}$ Kap 9 — [3] Lk 9 $_{3}$ 10 $_{4}$ 22 $_{35}$ Kap 6 — [4] Mk 10 $_{21}$.

Grundbesitz und Sklaven, kann Jesus unter seinen Begleitern nicht brauchen.

Seit alters hat man die verschiedensten Künste angewandt, um die Forderung Jesu an den reichen Jüngling abzuschwächen. Schon Clemens von Alexandrien zeigt, jener Befehl alles zu verkaufen und es den Armen zu geben bedeute nicht, wie einige vorschnell annehmen, die Habe selbst wegzuwerfen, sondern nur die falschen Meinungen, die Gier und Sucht danach, abzutun. „Nach derselben Interpretationskunst, bemerkt dazu Friedrich Paulsen mit Recht, könnte man auch sagen: wenn eine Mutter ihrem Kinde, das ein scharfes Messer in die Hand genommen hat, zuruft: tue das Messer weg! so bedeute das nicht, daß es das Messer weglegen, sondern nur, daß es sich nicht damit schneiden solle, das Messer möge es wohl behalten. Ob der Jüngling wohl betrübt hinweggegangen wäre, wenn Jesus selbst jene Auslegung seiner Rede hinzugefügt hätte? Ich denke, er hätte alsbald gesagt: gerade so habe ich es auch von Jugend auf gehalten.“

Andere haben gemeint, Jesus habe dem jungen Reichen nur eine Falle stellen wollen. Im voraus wissend, daß er seinen Befehl nicht ausführen werde, habe er eben dadurch ihn zu überführen getrachtet, daß es mit seiner vermeintlichen Gesetzeserfüllung nichts sei. Oder auch: der Befehl sei ein Probestück gewesen; hätte der Jüngling sich ihm gebeugt, so würde Jesus auf die Ausführung verzichtet haben, etwa wie Gott auf die Schlachtung Isaaks verzichtete.

Alle solche Ausflüchte sind zu verwerfen und der Befehl Jesu ganz einfach zu nehmen, wie er dasteht, als ein strikter und unbedingter. Nur die Einschränkung mag

gelten, daß dieser Befehl nicht an jeden erging, der mit Jesus in Berührung kam. Die Geschwister in Bethanien, mit denen Jesus so befreundet war, haben ihren Besitz behalten [1]. Die Frauen, welche sich Jesu und seinen Jüngern anschlossen, „stellten sich ihnen mit ihrem Vermögen zur Verfügung [2]", haben also nicht mit einem Schlage sich von ihrem Besitz getrennt. Der reiche Zollpächter Zakchäus, in dessen Hause zu Jericho Jesus einkehrte, gab nur die Hälfte seiner Güter den Armen [3]. In andern Häusern, wo Jesus verweilte und längere Gespräche führte, war überhaupt nicht die Rede vom „Verkaufen [4]".

Hingegen von seinen ständigen Begleitern und Sendboten verlangte Jesus völlige Armut. Nicht als Gelübde fürs Leben, aber doch als freudiges Opfer für den Moment, als unerläßliches Amtskleid für ihren Dienst und als glaubensmutigen Einsatz zur Erlangung höherer Güter. „Fürchte dich nicht, du kleine Schar, denn es hat euerm Vater gefallen, euch das Reich zu geben. Darum verkauft eure Habe und gebt Almosen, schafft euch Geldbeutel, die nicht alt werden, einen unerschöpflichen Schatz im Himmel, wo kein Dieb hinkommt und keine Motte frißt. Denn wo euer Schatz, da ist auch euer Herz [5]."

Dies an die Jünger gerichtete „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden"! „Verkauft alles"! wurde freilich in der Predigt Jesu in einer Weise betont, daß wohl an jeden der Zuhörer einmal die Frage herantrat, ob es nicht besser sei, den Besitz aufzugeben. Kaum ein Thema kehrt im Munde Jesu so häufig wieder, als das von den Gefahren des Reichtums. „Was könnte es dem Menschen

---

[1] Lk 10 38 ff Mk 14 3 ff — [2] Lk 8 2 f Lk 23 49. 55 f — [3] Lk 19 8 — [4] Lk 14 1 ff 7 36 ff 11 37 ff — [5] Lk 12 31–34.

helfen, wenn er die ganze Welt gewänne und büßte dabei sein Leben ein[1]?" — „Wie schwer hält es, daß die Begüterten, wörtlich die, welche die Sachen haben, ins Reich Gottes eingehen! Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher ins Reich Gottes eingeht[2]." Über diesem starken Wort erschraken sogar die Jünger. Der Reichtum bestand damals nicht so sehr in Geld, als in „Sachen". Jesus fand auch nützliche, nötige Sachen entbehrlich, beschwerlich, gefährlich, ja schädlich.

Als Sokrates einmal einem Transport von Kostbarkeiten und wertvollem Hausgerät begegnete, den man in pomphaftem Aufzug durch die Straßen Athens führte, äußerte er: „Nun sehe ich erst, wie viele Dinge ich nicht begehre."

Die Armut Jesu war der Ausdruck seiner Bedürfnislosigkeit, und insofern war sie der größte Reichtum. Sie hat aber bei ihm, anders als bei Sokrates, eine religiöse Seite.

Der Besitz ist der entschiedenste Feind Gottes. Zwei Herren streiten sich um die Herrschaft des Menschenherzens: Gott und der Mammon. So furchtbar ist dieser Gegner Gottes, daß er sich für Jesus fast zu einer persönlichen Macht verdichtet: der Mammon, ein grausamer Tyrann, ein greulicher Abgott, ein Verderbens-Dämon ähnlich dem Teufel. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon; es gibt hier nur ein Entweder-Oder[3]. Wer sich das Ziel steckt reich zu werden und seine Kraft dran setzt, viele Güter zu haben, der behält keine Zeit und keinen Trieb übrig für das Höchste, was es gibt. Sein Herz erstarrt, sein Geist verödet.

[1] Mt 16 26 Mk 8 36 — [2] Mk 10 23 ff Lk 18 24 ff — [3] Mt 6 24 Lk 16 9. 11. 13.

Ist schon der Erwerb des Mammons mit lauter Unrecht verknüpft, so erst der Besitz mit Ängsten, Enttäuschungen, Sorgen, Lüsten [1]; die Fragen, was essen, was trinken, womit sich kleiden und schmücken? werden immer wichtiger und füllen schließlich das ganze Herz und Leben aus [2]. Das sind kurzweg heidnische Fragen [3]. Der Mammon ist schlechthin ungerecht [4]. Das, was unsere Sprache harmlos als „Wohlstand" bezeichnet, ist in Jesu Augen eher ein Übelstand. Wenn der fromme Israelit in alten Zeiten betete: Reichtum und Armut gib mir nicht, sondern laß mich mein bescheiden Teil empfangen [5]! — so schien selbst das bescheidene Teil jetzt zuviel und ein voller Verzicht allem vorzuziehen. Der Besitz trübt das geistige Auge, stört die Einfalt der Seele, verfinstert das gesamte Innenleben, scheidet von Gott [6].

Die Bitte eines Mannes aus dem Volk, Jesus möge seinen Bruder zur Herausgabe des vorenthaltenen Erbteils bestimmen, veranlaßt ihn, nachdrücklich vor aller Habsucht zu warnen und die Geschichte eines reichen Bauern zu erzählen, welcher mitten in der Freude über seine Vorräte von Gott abgerufen wird: „Du Tor, . . . wem wird es dann gehören, was du zusammengebracht hast?" So, fügt Jesus hinzu, geht es dem, der sich Schätze sammelt und nicht reich ist bei Gott [7].

Noch deutlicher redet die Geschichte vom reichen Mann, der in der Hölle und Qual endigt [8]. „Es war ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und Byssus und führte alle Tage ein fröhliches, glänzendes Leben". Das erscheint als sein ganzes Verbrechen, das wird sein Verderben. Der arme

[1] Mt 13 22 — [2] Mt 6 19–34 — [3] Mt 6 32 — [4] Lk 16 9. 11
[5] Spr 30 8 — [6] Mt 6 21 ff — [7] Lk 12 18 ff — [8] Lk 16 19 ff.

Lazarus aber, von dem ebensowenig Gutes ausgesagt ist als von dem Reichen Böses, wird getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Und zur Erklärung ihres beiderseitigen Geschicks vernimmt der Reiche in der Hölle nur die Worte: „Kind, denke daran, daß du dein Gutes in deinem Leben empfangen hast und ebenso Lazarus das Böse! Nun wird er hier getröstet, und du leidest Qualen." Das entspricht den von dem gleichen Lukas (Lk 6 20 ff) überlieferten Antithesen: Selig ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes! Selig, die ihr jetzt hungert, denn ihr sollt satt werden! Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr sollt lachen! . . . . Aber wehe euch Reichen! ihr habt euern Trost schon dahin. Wehe euch, die ihr jetzt satt seid, denn ihr werdet hungern! Wehe euch, die ihr jetzt lacht, denn ihr werdet trauern und weinen!"

Am auffälligsten tritt dieser Pessimismus gegenüber den Reichen und dem Reichtum in dem Umstande zutage, daß Jesus keinerlei Einzelvorschriften für das alltägliche Verhalten zum eignen oder zum fremden Besitz hinterlassen hat. Während er andere Gebote der Bundestafel nach verschiedenen Seiten hin beleuchtet, widmet er dem Eigentumsgebot gar keine Betrachtung. Allerdings enthält gerade für die Eigentumsverhältnisse das Mosaische Gesetz schon die allergenauesten Regeln, die allermeisten Nebengebote. Aber wären auf diesem weiten Gebiet nicht auch für Jesus noch manche schwierige und einschneidende Fragen zu erörtern geblieben? Daß er darauf verzichtet, scheint auf die Stimmung zurückzuführen, hier helfe nur ein Radikalmittel, Fortgeben und Aufheben des Eigentums. Die Geschichte vom betrügerischen Verwalter empfiehlt summarisches Verfahren mit dem Gelde als das beste und

klügste. „Ich sage euch, macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn er euch ausgeht, sie euch zur Aufnahme in die ewigen Hütten verhelfen[1]."

Diese Anschauung scheint nicht weit entfernt von Proudhons Satz: Eigentum ist Diebstahl. Jesus empfahl seinen Jüngern, ihr Eigentum möglichst schnell zu veräußern, dieses „unrechte Gut" gegen höhere Güter einzutauschen, den irdischen Ballast auszuwerfen und also erleichtert dem Reiche Gottes entgegen zu eilen.

Kein Wunder, daß solche „Lehre Christi" von sozialistischen Schwarmgeistern aller Zeiten gegen die Reichen ausgebeutet worden. „Man könnte die Evangelien, so ist gesagt worden, als sozialistischen Traktat neu herausgeben. Wir dürfen annehmen, daß Jesus die Schweine der Gadarener ins Meer trieb[2], um seine Gleichgültigkeit gegen das Privateigentum zu bezeugen, daß er die Geldwechsler aus dem Tempel jagte[3], um ein öffentliches Zeugnis gegen den Kapitalismus und seine Sünden abzulegen." Jesus wäre also der erste Sozialreformer, seine Lehre eine große wirtschaftliche Revolution! Auf der andern Seite wird diese Lehre als völlig unbrauchbar für die Wirklichkeit, ja als anstößig für die Jetztzeit zurückgewiesen. Der englische Philosoph Bradley erklärt sie für unpraktisch und visionär, für die moderne Zeit untauglich, weil sie die Berechtigung des Eigentums leugne oder beargwöhne, die Familienbande zerreiße, das Vaterland aufhebe usw. Ähnlich Schopenhauer und andere: Das Christentum in seiner wirklichen Stellung zur Welt ist dem Geist des modernen Zeitalters vollkommen fremd.

---

[1] Lk 16 1 ff — [2] Mk 5 12 ff — [3] Mk 11 15 Joh 2 15.

Wir haben es bei unserer Untersuchung nur mit der Lehre und dem Leben des Meisters selber zu tun, nicht mit dem, was im Strom der Zeiten als christliche Religion ausgegeben worden. Wir haben die schwierige Frage zu beantworten, wie die in den Evangelien geschilderte, persönlich ablehnende Haltung Jesu zum Besitz zu verstehen sei.

1. Eine genaue Vergleichung der Quellen läßt an diesem Punkte die volle Übereinstimmung vermissen. Die erwähnten Antithesen des Lukas über Reich und Arm fehlen bei den andern Evangelisten, und Matthäus bringt an Stelle derselben den folgenden Wortlaut: Selig die innerlich Armen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Selig die Trauernden, denn sie werden Trost empfangen. Selig, die Hunger und Durst haben nach Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden [1]. Wie hat nun Jesus gesagt: Selig die innerlich Armen, oder Selig ihr Armen [2]? Bei Lukas äußert er sich durchweg schärfer hinsichtlich des Besitzes, man vergleiche nur die Worte vom Schätzesammeln [3] oder die an den reichen Jüngling bei Lukas und bei Matthäus [4]. Lukas ist der Sozialevangelist. Gleich auf dem ersten Blatt seines Evangeliums läßt er die Mutter Jesu schon vor der Geburt des Erlösers Gott preisen als den, der die Mächtigen vom Throne stürzt und die Niedrigen erhebt, Hungernde mit Gutem labt und Reiche leer ausgehen läßt [5]. Lukas allein berichtet von der ganz armen Geburt, von der Krippe und den Windeln und den Hirten [6]. Lukas weiß von sozialen Ermahnungen des Wüstenpredigers zu erzählen [7]. Während

[1] Mt 5 $_{3}$ ff — [2] Lk 6 $_{20}$ — [3] Lk 12 $_{33}$ f Mt 6 $_{19}$ ff — [4] Lk 18 $_{22}$ Mt 19 $_{21}$ — [5] Lk 1 $_{52}$ f — [6] Lk 2 $_{7}$ ff — [7] Lk 3 $_{10}$ ff.

im Gleichnis vom großen Festmahl bei Matthäus Gute und Böse hereingeholt werden, läßt Lukas die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden, also die Bettler laden[1]. Er allein bringt die Mahnung Jesu, zu einem Gastmahl nicht reiche Nachbarn, sondern wiederum Arme, Krüppel, Lahme, Blinde einzuladen[2]. Er allein überliefert alle jene Gleichnisse über den Besitz[3]. Er allein erzählt die Geschichte von dem reichen Zakchäus[4] und Jesu Frage an die Jünger vor der Gefangennahme[5]: Als ich euch aussandte ohne Beutel und Tasche und Schuhe — habt ihr je Mangel gehabt? Es ist derselbe Lukas, der in der Apostelgeschichte die sozialen Einrichtungen der ersten Christengemeinden so eingehend schildert[6], das Verkaufen von Landgütern[7], die allgemeine Freigebigkeit, die Halbheit des Ananias und der Sapphira[8], die Einsetzung der sieben Armenpfleger[9], die Kollekte der Antiochener für Jerusalem[10]; und der den Paulus in Milet an den Ausspruch Jesu erinnern läßt: Geben ist seliger denn Nehmen[11].

Die gleiche sozialistische Färbung finden wir auch in andern christlichen Schriften der ersten Zeit, z. B. im Jakobusbrief: „Wohlan, ihr Reichen, weint und klagt über die Trübsal, die euch bevorsteht! Euer Reichtum vermodert, eure Kleidung wird Mottenfraß, euer Gold und Silber verrostet . . Ihr habt Schätze gesammelt in den letzten Tagen vor dem Ende – für's Feuer[12]!" „Hört, meine lieben Brüder! Hat nicht Gott die, welche vor der Welt arm dastehen, zu Reichen im Glauben erwählt und

[1] Lk 14_{21} Mt 22_{10} — [2] Lk 14_{12} ff — [3] Lk 10_{35} 12_{16} $14_{12.16}$ $16_{1.19}$ — [4] Lk 19_{2} ff — [5] Lk 22_{35} – [6] Apg 2_{44} f 4_{32} — [7] Apg 4_{34} ff — [8] Apg 5_{1} ff — [9] Apg 6 — [10] Apg 11_{27} ff — [11] Apg 20_{35} ff — [12] Jak 5_{1} ff 1_{10} f.

zu Erben des Reichs, das er seinen Freunden verheißen hat? Sind es nicht die Reichen, die euch vergewaltigen und vor Gericht ziehen? Sind sie es nicht, die den guten Namen lästern, nach dem ihr genannt werdet[1]?" Ob Jakobus wohl genau so geschrieben hätte, wenn er aus den Kreisen von Bildung und Besitz hervorgegangen wäre?

Die ersten Anhänger Jesu waren zum weitaus größten Teile Arme. Den Armen wird das Evangelium gepredigt, nach seinem eigenen Ausspruch[2]. Die Besitzenden und Herrschenden und Gebildeten, die Pharisäer, Sadduzäer, Herodianer wandten sich ab. Die Möglichkeit ist also nicht ausgeschlossen, daß die Äußerungen Jesu in der Tradition eine gewisse Einseitigkeit, ja eine Spitze gegen die Reichen bekommen haben, die sie im Munde des Meisters nicht hatten. Hat Jesus wirklich gesagt, knapp und paradox zugleich, selig ihr Armen, wehe euch Reichen! — so hat er hinzu gedacht: sofern ihr einen höhern Reichtum gefunden bezw. nicht gefunden, sofern ihr nun dafür mich habt, bezw. mich nicht wollt. Auch hat er damit kurz den Wahn abgeschnitten, als ob Reichtum an sich ein Kennzeichen des göttlichen Wohlgefallens, Armut aber eine Strafe und schweres Unglück sei.

2. Die niederen Klassen seufzten damals tief unter der Bedrückung der herrschenden Stände. Es mag damit im israelitischen Volke besser gewesen sein als bei den „klassischen Völkern" des Altertums, wo unbeschränkte Sklaverei waltete; aber auch in Israel ertönte seit Jahrhunderten die Klage der Propheten und Sänger über die Tyrannei der Reichen, über den Frevelmut der „Fetten", der Geldmenschen, der Machthaber[3], die ohne alle Rück-

[1] Jak 2 5 ff — [2] Mt 11 5 Lk 4 18 — [3] Ps 22 30 17 10 Hes 34 6 · 20 Am 4 1 ff Sach 11 16 Jak 2 6 5 4 ff.

sicht, ohne Herz und Gewissen wirtschaften und sich nachher mit reichen Opfern vor der öffentlichen Meinung, ja vor Gott zu rehabilitieren suchen. Reich und gottlos, arm und fromm waren fast gleichbedeutend in der Volkssprache zur Zeit Jesu[1]. Der Gegensatz zwischen Reich und Arm, zwischen Herren und Dienenden war jedenfalls klaffender als heute. Das Empfinden eines Jesus, Gottesmann und Volksmann zugleich, konnte nicht lange schwanken. Er mußte auf die Seite der Unterdrückten treten und die Sünden der Gottvergessenen, das Elend des Reichtums strafen. Auch bei den Pharisäern, diesen geistlichen Tyrannen des Volkes, war die heuchlerische Gesetzlichkeit mit drückendem Geize[2] verbunden. „Sie fressen der Witwen Häuser; ihre außen peinlich rein gehaltenen Becher und Schüsseln sind innen voller Raubes und Bosheit[3].“ Ihr Geld, statt dem Dienst der Mitmenschen zuzufließen, vermehrte nur ihre Übermacht.

Nach einer von Origenes aufbewahrten, selbständigen und glaubwürdigen Überlieferung hätte Jesus dem Reichen auf sein: „ich habe die Gebote gehalten“ folgendermaßen geantwortet[4]: Wie sagst du, ich habe das Gesetz gehalten und die Propheten? da doch im Gesetz geschrieben steht, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; sieh deine vielen Brüder, Söhne Abrahams, im Schmutz starrend, vor Hunger sterbend, und von deinem Haus, das voller reicher Güter ist, fließt ihnen gar nichts zu!

Um die Reichen zu beschämen, die Armen aber zu trösten, anzuziehen und zu gewinnen, wurde Jesus selber arm. Ein Begüterter oder ein Mann mit gesichertem Ein-

---

[1] Psalm Sal 10 — [2] Lk 16 14 — [3] Mk 12 40 7 11 Lk 11 39 Mt 23 25 — [4] Mt 19 20.

kommen, der der Arbeiterklasse predigt: Trachtet nach dem Reiche Gottes, kümmert euch nicht um das Irdische! ist immer in Gefahr, sich lächerlich zu machen. Die zündendsten Volksprediger waren die Bettelmönche des Mittelalters.

3. Dazu kommt, daß seit den Tagen des goldenen Kalbes Habsucht die eigentliche Nationalsünde der Juden war. Diesen Feind galt es also mit schonungsloser Offenheit, ja mit unverdrossener Einseitigkeit zu bekämpfen.

Wie für den Trunkenbold Abstinenz das einzige Rettungsmittel ist, so verordnete Jesus den von den Gütern dieser Welt Berauschten und Gefesselten — Verkauf aller Güter, Abstinenz. Und wie, um den Trunkenbold zu ermuntern, andere, die es nicht so nötig hätten, ihm vorangehen in der Abstinenz, so ging Jesus mit seinen Begleitern den Besitzenden voran in der Besitzlosigkeit. Ihre selbsterwählte Armut sollte ringsum die Gewissen wecken, ähnlich wie seinerzeit die dürftige Lebenshaltung des Wüstenpredigers Johannes [1].

Bekanntlich gibt es unter den Alkoholabstinenten neben den Gemäßigten, welche nur aus Mitgefühl mit den Trunkfälligen für eine Weile auf den Genuß verzichtet haben, eine extreme Richtung, welche schlechthin erklärt: Alkohol ist Gift. In ähnlicher Weise erklärte Jesus: Der Mammon ist ungerecht, ein Hindernis, ein Strick, eine beständige Verführung [2]. Der Besitz nimmt den Menschen in Besitz; besser gar kein Besitz.

Das galt seinem israelitischen Volk, das er mit Riesenschritten dem Untergang entgegeneilen sah. Das sagt ein Arzt, der die Krankheit des Volkskörpers [3] im Innersten

[1] Mt 3 4 — [2] Lk 16 — [3] Mk 2 17.

durchschaut, ihre Ursachen und Folgen deutlich vor sich sieht und den einzigen Weg klar erkennt, um ihrem tödlichen Hauch zu entrinnen.

4. Ein nahes Ende erwartet Jesus ohnehin, einen baldigen Weltuntergang, der die Neugeburt aller Dinge in sich schließt — ein Hereinbrechen des Gottesreichs noch in dieser Generation[1]. Also braucht man für kommende Geschlechter nicht zu sorgen; also fallen jegliche Kulturaufgaben dahin. Das Reich Gottes ist das eine große Interesse, das alle andern verschlingt[2], Gott der eine unendliche Gedanke, der unsere ganze Seele ausfüllen[3], die Gerechtigkeit, die er verlangt, das eine erhabene Streben, das unser Leben beherrschen soll[4]. „Sucht zuerst nach Gottes Reich und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles für das irdische Leben Nötige obendrein zuteil werden.“

5. Und damit tut sich uns bereits das intimste Motiv Jesu auf, das zugleich das bleibendste und wertvollste ist für seine Nachfolger: sein unbedingtes, kühnes, grenzenloses und darum auch alle Brücken hinter sich, alle Stützen unter sich abbrechendes Gottvertrauen. Der, um dessen Reich es sich handelt, ist ein allmächtiger Gott, und seine Herrschaft unbegrenzt[5]. Wer sein Reich von der Zukunft erwartet, der soll in der Gegenwart schon sich ihm rückhaltlos in die Arme werfen. Wenn ihr für Gott lebt und strebt, so wird er euch nähren und kleiden; wenn ihr das ängstliche Sorgen, Raffen und Schaffen aufgebt, so wird euer himmlischer Vater herrlich für euch sorgen[6]. Sehet

---

[1] Mk 10 17–31 8 34–38 Mt 10 23 16 28 Kap 10.21.29 — [2] Mt 6 33 13 31–33.44–46.19–23 — [3] Mt 6 24 — [4] Mt 6 33 5 6.8.10 — [5] Mt 6 30 10 29 ff — [6] Mt 6 25 ff Lk 12 22 ff.

die Lilien des Feldes, die Vögel des Himmels, die Sperlinge auf dem Dach. Sorgen ist heidnisch, es macht den Menschen zum Sklaven, es erniedrigt uns unter die vernunftlose Kreatur[1]. Fürchtet euch nicht! Hängt euer unendlich wertgeachtetes Sein nicht an Geld oder Sachen[2]. „Bittet um die großen Dinge, so werden euch die kleinen ‚dreingegeben' werden, bittet um die himmlischen, und ihr werdet die irdischen hinzubekommen", ist ein von den Kirchenvätern öfter zitierter, aber in der Bibel so nicht enthaltener, wahrscheinlich echter Spruch Jesu.

Die wunderbare Besitzlosigkeit Jesu, Anspruchslosigkeit auf der einen, Sorglosigkeit auf der andern Seite, führt in das innerste Heiligtum seines Verhältnisses zu Gott hinein und offenbart uns bei aller Einseitigkeit, vor der wir betroffen stehen, eine Glaubenskraft, die, die Erde dahinten lassend, die Welt überwindend, sich kühn in den Himmel schwingt.

Mit mehr Recht als Mohammed konnte Jesus von sich sagen: „Gott bot mir die Schlüssel zu den Reichtümern der Welt, aber ich wollte sie nicht." Groß steht aufs neue dieser einzige Mann vor uns da mit seinem freien Verzicht auf den Tand der Erde. Je weniger er aber für sich selber hat und für sich selbst begehrt, desto mehr darf er für andere von seinem allmächtigen Vater erbitten. Je freier er ist von Erdendingen, desto würdiger für höhere Gaben; je unabhängiger von sinnlichen Bedürfnissen, desto berechtigter zu geistigen Ansprüchen; je ärmer an Geld und Gut, desto empfänglicher für überweltliche Zuflüsse; je schroffer gegenüber dem Mammon, desto inniger mit Gott.

---

[1] Mt 6 26 ff 10 29 Lk 12 24 — [2] Lk 18 24 12 15 16 19.

Er hat die gewaltigste Großmacht der Welt, das Geld, besiegt durch Glaubenskraft, den Egoismus und Absolutismus durch selbstverleugnende Liebe.

Mit seiner ebenso sonderbaren als großartigen Besitzlosigkeit, mit seinem ins Fleisch schneidenden „Entweder Gott oder der Mammon" hat Jesus auch den Menschen den Weg zurück zum wahren Glück gezeigt.

Dieser Weg scheint zwar auf den ersten Blick für die moderne Gesellschaft nicht recht gangbar. Wir werden uns späterhin weiter mit der Frage zu beschäftigen haben, was die freiwillige Armut Jesu und seine persönliche Stellung zu den Nöten der Welt unsere Zeit lehren kann. Hier nur noch soviel.

Jesus war kein Weltverbesserer, sondern Seelsorger. Es finden sich bei ihm ebensowenig sozialistische als kapitalistische Bestrebungen — er bleibt eine rein religiöse Persönlichkeit. Er lehrt weder als Nationalökonom noch als Geschichtsphilosoph, sondern als Prophet. Als solcher hat er den Finger auf die wunden Stellen des Herzens gelegt und unermüdlich die Schäden aufgedeckt, an welchen Unzählige zugrunde gehen — voran die Geldliebe. Über die Bedeutung, welche die Geldliebe, ähnlich wie der Ehrgeiz und andere Leidenschaften, als kulturfördernde Triebfedern im Haushalt der Welt haben können, hat er sich wahrscheinlich nie Betrachtungen hingegeben, wie sie beispielsweise der englische Kulturhistoriker Buckle anstellt:

„Immer wieder müssen wir von den Übeln des Reichtums und von der sündlichen Liebe zum Gelde hören — und doch hat sicherlich, nächst dem Wissenstriebe, keine andere Leidenschaft der Menschheit so viel Gutes gebracht. Verdanken wir ihr doch allen Handel und alle Gewerb-

tätigkeit; diese wieder haben uns mit den Produkten vieler Länder vertraut gemacht, unsere Wißbegier erweckt, durch den Verkehr mit Nationen von verschiedenen Sitten, Sprachen und Gedanken unsere Ideen erweitert, die Menschen zu Unternehmungen, zur Voraussicht und Berechnung geleitet und uns außerdem viele nützliche Kunstfertigkeit gelehrt, uns in den Besitz höchst schätzbarer Mittel zur Rettung des Lebens und zur Linderung des Schmerzes gesetzt. Alles dies verdanken wir der Liebe zum Gelde. Gelänge es den Theologen, sie auszurotten, so würde das alles aufhören, und wir fielen verhältnismäßig in Barbarei zurück."

Diese Betrachtungsweise ist sehr einseitig. Niemand kann bestreiten, daß die Selbstsucht auch ein mächtiger Hebel zur Entwicklung des Menschengeschlechts ist, daß sogar die blutigen Kriege und andere schreckliche Geißeln die Völker vorwärts treiben — aber wehe der Menschheit, wenn keine anderen Mächte in ihr walteten, als jene egoistischen Triebe. Unerträglich würde das Leben, wenn es nicht von höheren Idealen wüßte. Die Erde wäre ein zwiefaches Jammertal, wenn lediglich die Jagd nach dem Golde, nach Ehre und andern nichtigen Gütern die Menschen an einander vorbeihetzte, wenn nicht auch Sympathie oder auf deutsch die Liebe sie zusammenführte, erquickte und stärkte zu vereintem Aufwärtsstreben.

Der unheilvolle Einfluß des Geldes auf das Seelenleben und auf die geistige Entwicklung ist von den Denkenden aller Zeiten beachtet und erkannt worden. Vom Fluch des Goldes tönt es durch die Sage der Völker. Besonders ergreifend in der vom Nibelungenring, zumal in der Dichtung Richard Wagners. Was neuerdings über die Entstehung und Bedeutung großer Vermögen erforscht und veröffent-

licht worden ist, von Professor Richard Ehrenberg[1] und von Wilhelm Berdrow[2], gibt der Betrachtungsweise Jesu Recht, welcher gehäufter Besitz als ein Übel erscheint und die Wege und Stege des Mammons von vornherein verdächtig sind. Ein ähnliches französisches Werk über die Schicksale der reichsten Familien Frankreichs im 18. Jahrhundert zeichnet erschütternde Bilder von Schuld und Vergeltung, von der Fragwürdigkeit und Unbeständigkeit irdischer Güter.[3] „Manchmal in der ersten, meist in der zweiten Generation, begann mit der sittlichen Entartung der Menschen auch der Zerfall des Besitzes. Was übrig blieb, war ein Haufen Elend." Immer wieder hören wir von körperlichen Qualen, von Aussterben der Familien. Nur wenig freundliche Ausnahmen erscheinen, da, wo zum erworbenen Reichtum ein gewissenhafter Sinn für seine Verwendung und ein höherer Flug der Gedanken sich gesellten.

Was für eine Verirrung also, wenn die Milliardäre unserer Tage von der Mitwelt beneidet und fast wie Fürsten von Gottes Gnaden geehrt werden! Sie bilden gewiß nicht die Spitzen der Menschheit. Die wahren Wohltäter und die wirklich Glücklichen sind nicht im Tempel des Mammons zu suchen. Der Milliardär Carnegie[4] hat das Wort geprägt: Wer zu reich stirbt, stirbt entehrt. Ohne innere Erneuerung nützt äußerer Wohlstand nichts. Reichtum macht nicht glücklich, wie sehr auch alles „am Golde hängt, nach Golde drängt". Wer nicht Goldneres kennt und besitzt,

[1] Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung; 2 Bde. Jena 1902 u. 1905. Vgl. auch W. Sombart, Der moderne Kapitalismus. 2 Bde. Leipzig 1902. — [2] Das Buch berühmter Kaufleute. Leipzig 1905. — [3] Ch. Ribbe, Les familles et la Societé en France avant la Révolution. 2 vols. 1879. — [4] Andreas Carnegie, Das Evangelium des Reichtums. Übers. von Dr. L. Heubner. Leipzig 1905.

wer nicht in seinem Gemüte sich eine unvergängliche Welt schafft, der ist ärmer als ein Bettler, mag er auch auf goldnem Throne sitzen.

In diesem Sinne hat Jesus den Reichen seiner Zeit ins Gewissen geredet. Übrigens nicht bloß den Reichen, sondern auch den Unbegüterten — deren Gemüt vielleicht von der gleichen Geldliebe und Lust belastet ist, wie das des zu Wohlstand Gelangten. Der moderne Sozialist huldigt dem Mammonismus so gut wie der Kapitalist. Durch eine tiefe Kluft ist er von Jesus geschieden. Der Sozialist schreit: Geld her — Jesus: Fort mit dem Geld. Der Sozialist will haben, nehmen — Jesus fordert auf zum Nichthaben, Hergeben. Er warnt vor der Sorge, dem Habenwollen und dem kleinlichen Trachten nach Erdendingen so gut wie vor dem großen Plänemachen und dem Betrug des Reichtums [1].

Jesus zeigt der Seele den Weg zur Freiheit. Einerlei ob hoch oder niedrig, ob reich oder arm — der Mensch soll zur innern Ruhe und Freude, zu derjenigen „Vollkommenheit" oder Vollendung des Charakters [2] durchdringen, die sich vor Tod und Gericht nicht zu fürchten braucht. Nur wenn er sein ganzes Leben und Streben ins Licht der Ewigkeit stellt, bekommt er das rechte Augenmaß für den Wert der Dinge. Ob man das Reich Gottes mit Jesus als etwas unmittelbar Bevorstehendes, überweltlich mächtig Hereinbrechendes, oder aber, im Zeichen der Jetztzeit, als ruhig sich entwickelnd, still sich vollziehend denkt, ist gleichgültig, wenn man es nur überhaupt ins Auge faßt, das Gemüt ausfüllen läßt, sich persönlich dafür

[1] Mt 6 25 ff 16 8 ff 13 22 — [2] Mt 19 21 5 48.

mit verantwortlich fühlt und seine Seele in den Händen trägt. Das ordnet und heiligt unser Handeln und Wandeln. Die große Weltkatastrophe, die Jesus malte, diente ihm als Hintergrund, um den unvergänglichen Wert der Menschenseele hervorzuheben. Wenn alles in sich zusammenstürzt, so schwingt sich siegend die Seele über dem Staube; sie erniedrigt sich also und vergißt ihr wahres Wesen, wenn sie sich an die Dinge dieser Welt hängt. Setzen wir an Stelle des Weltuntergangs den jeden Einzelnen früher oder später ereilenden Tod, so behält der Gedanke Jesu seine volle Kraft.

Es ist nicht auszurechnen, in wieviel Tausende von Menschenleben jener Ausruf Jesu: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne ꝛc." hineingezündet hat gleich einer Brandfackel — ein Ruf, darum so wirksam, weil hinter ihm das Bild eines Mannes emporragt, der durch seine Gaben alles, was die Welt bietet, hätte gewinnen können, aber willig und ohne jedes Sauersehn in königlicher Freiheit auf alles verzichtet hat. Jesus haßt die Reichen nicht — im Gegenteil, zu den Wenigen, von denen ausdrücklich erwähnt wird, daß Jesus sie geliebt habe, gehört der reiche Jüngling — aber er weiß, daß ihre Seelen erst frei werden, wenn sie sich von der tödlichen Umklammerung des Goldes gelöst haben, wenn sie nicht bloß bereit sind, ihre Sachen von sich zu werfen, sondern tatsächlich hergeben, und zwar alles.

Jesus zielt auf einen Herzensumschwung, alle Religion vollzieht sich innerlich. Wie einem Liebenden kein Opfer zu groß und zu viel ist für die Geliebte, wie ein Schatzfinder ohne weiteres alles verkauft, um den Schatz zu sichern, oder ein Freund von Perlen alles hergibt für ein

besonderes Kleinod, so muß der Mensch etwas Höheres lieb gewinnen, suchen und im Herzen hegen, wenn er die rechte äußere Stellung zum Besitze erlangen soll[1].

So schafft denn Jesus prinzipiell das Eigentum ab. Nicht im Sinne des Kommunismus oder einer äußeren Rechtsform, sondern vor dem Gewissen der Menschen. Er entthront die Eigentümer und setzt sie zu Verwaltern herab[2]. Er enterbt die Besitzer und macht sie zu Bettlern, zu Leibeigenen. Alles von Gott zu Lehen! Alles nur anvertrautes Gut! Alles bist du deinem Gott schuldig! So gib denn jedes Eigentums- und Herrschaftsrecht auf. Eine „Heiligkeit des Eigentums" liegt lediglich darin, daß es Gott gehört und dem Menschen auf Zeit zu göttlichen Zwecken überlassen ist. Verwalte also das in deinen Händen Befindliche nach Gottes Sinn. Gib, was er dich heißt. Gib seinen Kindern, soviel sie bedürfen — deinen Brüdern! Für deinen Unterhalt laß Gott sorgen. Er ist der Herr und Arbeitgeber, der große König, der dein Leben braucht und erhält. Bewähre dich vor ihm während deines Erdenlaufs durch Treue im Kleinen hinsichtlich der dir anvertrauten Güter, so wird er dir danach Großes geben und dich an seiner Herrlichkeit teilnehmen lassen . . . .

Was sind das alles für unendlich große, ewige und auf jedes Menschenleben irgendwie anwendbare Wahrheiten!

---

[1] Mt 6 20 f 13 44 ff — [2] Lk 16 1 ff 19 12 ff 12 42 ff Mt 25 14 ff.

18. Geistesgegenwart.

Von großen Männern erzählt man gern Anekdoten, welche ihre Schlagfertigkeit oder Geistesgegenwart zeigen. Überrascht bestaunen wir die Blitze ihres Geistes und behalten den Eindruck des Außerordentlichen. Wir schließen zugleich, der Mann ist ganz bei der Sache; hingegeben an sein Amt, steht er vollkommen auf der Höhe seiner Aufgabe; sein aufgeweckter, zielbewußter Geist steht vollgerüstet auf der Hut bei Tag und Nacht. Handelt es sich um einen Fürsten, Feldherrn, Staatsmann, so gibt seine Schlagfertigkeit den Untertanen das Gefühl der Sicherheit. Handelt es sich um einen gewöhnlichen Sterblichen, so werden uns die Beweise seiner Geistesgegenwart zu Beweisen seiner Überlegenheit.

Das überlieferte Lebensbild Jesu ist voll von solchen Zügen. Jesu einzigartiger Beruf, sein Wanderleben, sein wechselndes Geschick brachte täglich Unvorhergesehenes. Die Ruhe und innere Gewißheit, mit der er die an ihn herantretenden Fragen erledigte, den verschiedensten Leuten begegnete, sich in den schwierigsten Lagen zurechtfand, ist erstaunlich. Überall war er Herr der Situation. Furcht, insbesondere Menschenfurcht, schien ihm völlig fremd[1]. Erschrecken, verwirren, aus der Fassung bringen konnte man ihn nicht, weder mit angenehmen noch mit wider-

[1] Mt 22 16 10 26 ff Lk 12 32.

wärtigen Überraschungen. Fast schien es, als ahne oder erwarte er die Ereignisse, so ruhig nahm er auch die seltsamen entgegen. Den gewaltigsten Eindruck machte auf die Begleiter seine Haltung, als er, mitten im Seesturm von den verzweifelnden Schiffern aus dem Schlaf gerüttelt, nicht die leiseste Aufregung zeigte, ja nicht einmal Eile, der Gefahr zu wehren. Zuerst wies er die Jünger zurecht wegen ihrer Hoffnungslosigkeit; dann erhob er sich in seiner ganzen Hoheit ... Und der Eindruck blieb: Was ist das für ein Mann [1]!

Wie oft ist es vorgekommen, daß er mitten im Vortrag durch Zwischenfälle unterbrochen wurde! Das eine Mal wird ihm im menschenüberfüllten Hause das Dach über dem Kopf abgedeckt und ein Gelähmter auf seinem Lager vor die Füße niedergelassen [2]. Das andere Mal schleppt man ihm, um ihn auf die Probe zu stellen, in der Morgenfrühe eine auf frischer Tat ertappte Ehebrecherin in die Tempelhallen, mitten hinein in den Kreis, den er um sich gesammelt [3]. Öfter machten sich Kranke während seiner Rede bemerkbar, oder Wahnsinnige schrien in der Synagoge laut auf und drohten alles zu stören [4]. Manchmal loderte der Haß hell empor über seinem Wort [5]. Des Morgenländers Blut wallt schnell und heiß, und es fehlte nicht an raschestem Wechsel der Szene in den Versammlungen, die Jesus abhielt. Den ehemaligen Zimmermann beirrte weder die anwesende Menschenmenge noch die Feierlichkeit des Orts noch die Wichtigkeit des Augenblicks. Er ver-

---

[1] Mt 8 23 ff — [2] Mk 2 2 ff — [3] Joh 8 2 ff — [4] Lk 4 33 6 6 13 11 14 2 — [5] Mt 9 3 Mk 3 6 12 12 Lk 4 28 5 21 6 11 7 39 . 49 11 45 13 14 19 7 20 19 Joh 2 20 5 18 6 41 7 20 . 30 . 44 usw.

folgte sein Ziel und löste im Moment die ihm aufgegebene Frage mit größter Treffsicherheit.

Besonders beachtet und bewundert wurde seine Schlagfertigkeit gegenüber listigen Fragern und Gegnern. Tizians „Zinsgroschen" stellt meisterhaft eine solche Abfertigung dar. Pietisten und Orthodoxen zeigte er sich ebenso sehr überlegen wie den Lebemännern und Weltleuten[1]. Mochten sie vereinzelt oder gruppenweise, in wohlberechnetem Doppelangriff, ihm nahen, sie fanden ihn immer fest im Sattel. Wie wehrfertig er sich gegen das Lob der Menschen hielt, haben wir oben gesehen[2]. Sein feiner Takt in der Seelsorge, seine angemessene Behandlung der verschiedenen Hilfesuchenden wären einer eingehenden Betrachtung wert[3]. Während der peinlichen Gerichtsverhandlungen und Martern finden wir ihn nie mit sich selbst beschäftigt und von den Leiden überwältigt, sondern stets auf der Höhe des Augenblicks . . . . Am großartigsten wirkt in dieser Hinsicht die Gefangennahme im Garten[4].

Was ist Geistesgegenwart? Ist es ein lebhaftes Temperament, schnelle Auffassungsgabe, klarer Verstand, sogenannter Mutterwitz, Sammlung der Seelenkräfte auf einen Punkt, Ruhe und Selbstbeherrschung? Alles dies oder einzelnes davon mag mitwirken, aber das eigentliche Geheimnis der Geistesgegenwart ist tiefer zu suchen, bei Jesus sowohl als bei anderen Großen.

Hören wir zunächst, wie Jesus selbst sich über das Geheimnis ausspricht. „Wenn sie euch den Gerichten übergeben, so ermutigt er seine Jünger, dann macht euch keine

---

[1] Mt 9 14 11 2 15 16 21 15. 23. 33 22 15. 23. 34. 41 23 — [2] Kap 16 — [3] z B Mk 2 5 9 23 5 32 6 5 7 29. 33 f 8 23 ff 10 49 — [4] Mk 14 41 ff Joh 18 4 ff.

Sorge, wie oder was ihr reden sollt; es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Ihr seid es ja nicht, die da reden, sondern der Geist eures Vaters in euch redet! (bei Markus: ihr seid nicht die Redenden, sondern der heilige Geist)[1]." Gegen die Verleumdung der Pharisäer, er sei von einem unreinen Geist besessen und stehe mit dem Herrscher der Dämonen im Bunde, behauptet er, durch den Geist Gottes treibe er die Dämonen aus, daher komme ihre Verleumdung fast einer Lästerung des heiligen Geistes gleich[2]. – Im vierten Evangelium werden solche Gedanken häufiger und deutlicher ausgesprochen: „Ich habe nicht aus mir selbst geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, hat mir aufgetragen, was ich sagen und was ich reden soll. Was ich also rede, das rede ich so, wie der Vater es mir gesagt hat[3]." – „Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst; der Vater, der in mir wohnt, tut seine Werke. Glaubt mir, daß ich im Vater lebe und der Vater in mir! . . Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Beistand senden, der bei euch sein soll in Ewigkeit: den Geist der Wahrheit . . Der Beistand, der heilige Geist, wird euch über alles unterrichten[4]."

Demnach leitet Jesus seine Geistesgegenwart von einem himmlischen Beistand oder Anwalt her, von jenem Geist, dessen Herabkommen auf ihn bei der Taufe die Evangelisten möglichst sinnlich zu schildern suchen[5]. Unmittelbar nach der Taufe ließ er sich, nach seiner eigenen Erzählung, von diesem Geist in die Einöde hinaustreiben[6];

[1] Mt 10 19 f Mk 13 11 Lk 12 11 f — [2] Mt 12 28 ff — [3] Joh 12 49 f 5 19 ff. 30. 43 8 28. 42 f — [4] Joh 14 10 ff 15 26 16 7 17 — [5] Lk 3 22 — [6] Lk 4 1 Mk 1 12 Mt 4 1.

dann kehrte er, nach Lukas, „in der Kraft des Geistes" nach Galiläa zurück, und als er in seiner Vaterstadt Nazareth auftrat, nahm er zum Text seiner Verkündigung die Jesajasstelle, in der es heißt: „Der Geist des Herrn ist in mir, dieweil er mich gesalbt hat[1]".

Jesus stand also mindestens seit der Weihe am Jordan unter dem beständigen, starken Gefühl einer höheren Leitung. Seinem Ich stand in seinem Innern nunmehr ein unendlich überlegenes Wesen zur Seite, dem er sich schlechthin unterwarf und das er meist als Gott oder heiligen Geist bezeichnete. Das Gespräch mit Nikodemus enthält eine Schilderung des wunderbaren, als Wiedergeburt bezeichneten Erlebnisses, wie der Geist einem willkürlichen, unberechenbaren, geheimnisvollen Winde gleich den Menschen erfaßt und erfüllt, um ihn dann völlig zu beherrschen und zu verändern[2].

Das, was wir Geistesgegenwart nennen, ist demnach für Jesus das Resultat der Gegenwart des Geistes Gottes, welche von ihm durch sein ganzes Wirken hindurch im Glauben festgehalten wird. Eine ähnliche Betrachtungsweise findet sich in dem bekannten Erlebnis Salomos[3]. Das „salomonische Urteil" ist ja sprichwörtlich geworden und verrät eine bedeutende Geistesgegenwart. Zur Erklärung derselben wird erzählt, wie der junge Salomo nicht lange nach seinem Regierungsantritt im Traum eine Begegnung mit Gott gehabt und sich etwas habe wünschen dürfen. Da habe er sich ein weises oder lenksames Herz ausgebeten, um das große Volk regieren zu können, und Gott habe es ihm verliehen. Unter dem gläubig festge=

---

[1] Lk 4 14. 18 Jes 61 1 — [2] Joh 3 8 ff — [3] 1. Kön 3 2. Chr 1.

haltenen Eindruck dieser göttlichen Gabe handelt nun Salomo. Seine Weisheit fließt aus dem Glauben an die göttliche Güte und Weisheit, aus der er wie aus einem unerschöpflichen Born immerfort empfangen darf. Dies Empfangen ist passiv gedacht, als unbewußte Seelentätigkeit. Jesus denkt sich den Geist Gottes als eine fremde, persönliche Gewalt, die ihn regiert und mit Übermacht zu diesem oder jenem zwingt.

Unser modernes Denken will dieser Begriff fremd anmuten, der Begriff einer fast materiell vorgestellten Geistperson, welche in einem bestimmten Augenblick von einem Menschen Besitz ergreift und hinfort selbstherrlich die Leitung seiner Angelegenheiten übernimmt. Dem gläubigen Bewußtsein mag diese Erklärung genügen, der Psychologe wird weiter forschen. Was ist Geistesgegenwart?

Was ist das Daimonion des Sokrates, diese deutliche „jenseitige“ Stimme, welche ihn vor jeder Gefahr warnte und bei jedem Schritte lenkte? Was ist die Muse des Homer, welche ihm die Gestalten so lebhaft vor Augen stellte, daß er sie mit den richtigen Worten beschreiben konnte? Was ist der Genius des Napoleon, welcher ihn tags zuvor den Verlauf der Schlacht von Austerlitz so scharf und klar schauen ließ, wie wir sie heute schauen? Was war der Trieb- und Schutzgeist der Jungfrau von Orleans, ob er ihr nun unter der Rüstung des Erzengels Michael oder im Gewande der heiligen Katharina erschien? In allen Fällen die gleiche, hochinteressante psychologische Erscheinung: Die Verdoppelung des Ich. Zu dem „bisherigen“, bewußten Ich tritt aus der Region des Unbewußten ein neues, das sich in aller Stille vorbereitet hat. Wenn der Künstler oder der Gelehrte sich bewußten

Denkens intensiv, aber erfolglos, mit einem Gegenstande beschäftigt hat, so geschieht es wohl, daß unbewußt während des Schlafes die Seele weiter arbeitet und die rechte Lösung findet. Im Traumbild steht sie plötzlich vor dem Geist, oder er kann sie auch ohne Traum am andern Morgen unmittelbar „wie von Gott geschenkt" niederschreiben; „seinen Freunden gibt er es schlafend". Da wir gewohnt sind, nur die Früchte bewußter Denkvorgänge zu ernten, so will uns alles, was unser Geist unbewußt in seinen Tiefen erarbeitet und hervorbringt, als „geschenkt", als etwas Fremdes, Höheres, Himmlisches erscheinen. Jeanne d'Arc war ein schlichtes Hirtenmädchen. Als in der Dreizehnjährigen jener kriegerische Geist, verbunden mit Sehergabe, jene großartige strategische Genialität in einem zarten weiblichen Organismus erwachte, was Wunder, daß sie meinte, den Erzengel Michael zu hören, ja, daß sie ihn wieder und wieder deutlich vor sich sah, wenn sie ihre „kriegerischen" Eingebungen hatte. Ihre Prozeßakten gehören in psychologischer Hinsicht zu den lehrreichsten Schriftstücken der Vergangenheit.

Unter Genie versteht man eine geistige Schaffenskraft, die vorwiegend mittels unbewußter Seelentätigkeit, durch Intuition, Außerordentliches hervorbringt. Am häufigsten finden sich wohl Rechengenies und musikalische Genies. Die Träger derselben, meist ganz jugendlich, können über ihre Methode keinerlei Auskunft geben, sind fast immer völlig unbekannt mit den elementarsten Regeln der Arithmetik, der Musik, kurz, sie stehen dem herkömmlichen, dem fachmäßigen Betrieb dieser Künste völlig fern. Ihre sonderbare Fähigkeit beruht auch nicht etwa bloß auf einem außerordentlichen Gedächtnis, sondern auf einem wunder-

baren innern Schauen, einem seelischen Einblick in die Zusammenhänge der Zahlen, der Töne, in die geheimsten, noch auf keine Formel gebrachten arithmetischen bezw. musikalischen Gesetze.

Ähnlich verhält es sich mit den Genies auf dem Gebiet der bildenden Künste, der Sprache, der Poesie, der Strategie.

Rein psychologisch betrachtet war Jesus ein religiöses Genie und zwar in außergewöhnlichem Grade. Das will sagen, er hatte ein unmittelbares Verständnis für die ewigen Gesetze der Seele, für die Zusammenhänge zwischen Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf, Geist und Materie, Wille und Leib. Intuitiv erkannte er die Beziehungen der Gottheit zur Menschheit, die Verpflichtungen des Menschen gegenüber dem ewigen Gott, die Beziehungen und Verpflichtungen der Menschen untereinander[1]. Mit den Kräften der Natur, insbesondere den seelischen Kräften, konnte er schalten und walten einem Feldherrn gleich, wie es jener römische Zenturio in Kapernaum so treffend ausdrückte[2]; in geheime Gänge, ja in verschüttete Kanäle der Natur vermochte er einzudringen und „Wunder" zu tun, welche das langsame Denken und Forschen der übrigen Sterblichen erst nach Jahrtausenden in ihrem natürlichen Zusammenhange erkennen sollte. Durch inneres Schauen entdeckte er die Bedürfnisse, Neigungen und Gefahren des Menschenherzens, die Schäden der Gesamtheit wie jedes Einzelnen; und durch den gleichen Genius erkannte er auch die Mittel und Wege zu ihrer Abhilfe, zur Erlösung der Menschen[3].

---

[1] Mt 11_{27} 22_{16} Joh 1_{18} 2_{25} $3_{2.11.13.32}$ 6_{46} — [2] Mt 8_{8} f Lk 7_{7} f — [3] Mt 20_{28}.

Woher stammte dieser Genius? Ist es nicht heiliger Geist? Ist es Jesu eigener Geist? Das letztere jedenfalls; aber das erstere auch. Müssen wir nicht annehmen, daß gerade jene geheimnisvolle Zentrale des menschlichen Geistes, jene innerste Werkstätte seines Lebens und Webens, jene noch viel zu wenig erforschte Region des Unbewußten, das Göttliche, Ewige am Menschen ist, während das bewußte Erkennen und Verstehen, Urteilen und Vergleichen mit dem menschlichen Hirne vergeht? Bei den meisten Menschen ist jener göttliche Urquell unter dem Schutte der Sinnlichkeit vergraben. Kommt aber der Mensch zu sich selbst, wie es Jesus am verlornen Sohne geschildert hat[1], besinnt er sich auf seinen Ursprung und auf seine Bestimmung, so wird die ewige Stimme wieder gehört, der Geist Gottes wird frei, Gott selbst kann herrschen in dem sterblichen Leibe. Dieser mächtige Durchbruch kommt in der Tat einer neuen Geburt gleich; und jetzt erst beginnt ein Leben, das des Lebens wert ist, „in Harmonie mit dem Unendlichen". Der in sich selbst befreite, von der Sklaverei des Trieblebens erlöste Menschengeist, aus Gott stammend und für Gott bestimmt, ist nun wieder geöffnet für das Fluten des göttlichen Geistes, ähnlich wie ein Hafenbecken, sobald seine Zugänge freigelegt sind, an allen Wasserbewegungen des Weltmeeres teilnimmt, oder wie das Auge, sobald es geöffnet ist, ein Träger des Lichtes wird, ohne welches es nichts zu sehen vermag[2].

Wann bei Jesus zum ersten Male jenes große Unbewußte ins Bewußtsein eindrang, seit wann das Göttliche mächtig und immer mächtiger durch die offenen Tore der Sinnlichkeit hereinströmte, wissen wir nicht. Wir können den Zeitpunkt

[1] Kap 8 Seite 99 Lk 15 17 — [2] Mt 6 22 Lk 11 34 ff Joh 9 39.

aber nicht früh genug ansetzen. Auf das erste Erlebnis dieser Art folgten immer neue Offenbarungen, Bestätigungen des früher Erfahrenen, Ausgangspunkte für Neues. An jeder Wende der Entwicklung stand ein inneres Erlebnis; ein besonders eingreifendes und ihn mächtig emporschnellendes war die Berufung und Geistesweihe bei der Taufe[1]. Der aus Fleisch und Geist zusammengesetzte Mensch kann nicht beständig die gleiche geistige Höhe behaupten. Auch bei Jesus werden besondere Höhepunkte, Weihestunden, Verzückungen hervorgehoben[2]. Auch Jesus spricht von seinen Anfechtungen, erzählt von seinen Versuchungen[3]. Es gehörte eine ungewöhnliche Glaubenskraft dazu, um für Jahre unausgesetzt diese sich stetig steigernde Vorherrschaft des „heiligen Geistes" festzuhalten, diese alles erfüllende Übermacht des Göttlichen bei sich zu ertragen. Die mit solcher Höhenstellung verbundenen Gefahren sind außerordentliche! Wir finden bei Jesus alle Abstufungen, von der schlichten, nüchternen Andacht und der sich versenkenden Anbetung[4] bis hinauf zu der das Übersinnliche entschleiernden Ekstase[5], von Momenten seligster Gottesnähe, in denen die Himmelsstimme durch lichte Wolken bricht[6], bis hinab zu so finsterer Ferne, daß der Geängstete nur mit entlehnten Worten schreien kann: Eli Eli lama asabthani[7]? Wir finden bei ihm nebeneinander bald ein ruhiges, verständiges Lehren, Handeln, Wandeln, bald ein solches Hingerissenwerden von den Forderungen des Augenblicks und den Zielen seines Berufs, daß die Seinen fürchten:

---

[1] Mk 1 10 ff — [2] Lk 10 18. 21. 23 9 28 ff 22 43 Mt 4 1. 11 Joh 12 28 — [3] Lk 22 28 4 2 ff 13 Ebr 4 15 — [4] Kap 14 — [5] Kap 6 — [6] Lk 3 22 9 35 Joh 12 28 — [7] Mk 15 34 Ps 22 2.

„er wird von Sinnen kommen“ und die Gegner lästern: „er ist besessen[1]“.

Erst in neuester Zeit hat man angefangen, diesen jenseits des Bewußtseins liegenden, „okkulten“ Erscheinungen des Seelenlebens die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken und sie nicht bloß einseitig theologisch, philosophisch, sondern vor allem psychologisch, naturwissenschaftlich zu erforschen. Das heutige Denken sträubt sich gegen die Willkür der vorangehenden Periode, welche die „Wunder“ Jesu einfach beseitigen wollte. In seiner rationalistischen Weise erklärte David Strauß in seinem Leben Jesu: „Wir können summarisch alle Wunder, Prophezeiungen, Erzählungen von Engeln und Dämonen und dergleichen als einfach unmöglich und als mit den bekannten universalen Gesetzen, welche den Lauf der Ereignisse lenken, unversöhnlich verwerfen.“ Wozu hatte im Anfang des Jahrhunderts der berühmte spanische Physiker Aragon in die Welt hinausgerufen: „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort unmöglich ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klugheit.“ Napoleon hielt die Verwendbarkeit des Dampfes als Motor der Schiffe für unmöglich, aber auf seiner Reise nach St. Helena fuhr der erste Dampfer an ihm vorüber! Wie viele wissenschaftliche Theorien hat das neuentdeckte Radium über den Haufen geworfen, was für Aussichten hat dieses wunderbare Element eröffnet! Und so gibt es noch mancherlei Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Unsere derzeitige, noch so geklärte und bewährte, bereicherte und geläuterte Erfahrung kann nicht

---

[1] Mk 3 20 f. 22 Joh 7 20 8 48. 52 10 20.

der Maßstab für alles sein, was im Verlauf der Erdenzeiten geschehen ist oder geschehen wird.

„Der Ausdruck ‚Ein Wunder', sagt Bismarck einmal, entlockt mir immer ein innerliches Lächeln über Mangel an Logik, denn in jeder Minute sehen wir Wunder und nichts als solche. Die, gegen welche wir durch die tägliche Gewohnheit abgestumpft sind, rechnen wir als den natürlichen Lauf der Dinge, dem jeder altkluge Tor auf den Grund zu sehen meint; tritt uns aber etwas Neues, dem bisher beobachteten, aber doch unerklärten Lauf des großen Räderwerkes anscheinend Fremdes entgegen, dann rufen wir über Wunder, als ob nur diese Erscheinung uns unbegreiflich wäre."

Die Wunder Jesu sind ein wesentlicher Bestandteil seines Charakterbildes. Die ältesten und heftigsten Feinde Jesu, die Pharisäer und Schriftgelehrten hätten gewiß seine Wunder geleugnet oder für Lug und Trug erklärt, wenn das möglich gewesen wäre. Aber angesichts der Öffentlichkeit dieser Wunder, angesichts der zahlreichen Geheilten, welche als lebendige Zeugen der außerordentlichen Kraft Jesu umherwandelten, angesichts des verblüffenden Eindrucks jener Taten auf das gesamte Volksleben, ja auf die Pharisäer selbst, war es denn doch ausgeschlossen, das alles zu ignorieren oder als fromme Täuschung hinzustellen[1]. Wir haben diese Wunderwerke mit eigenen Augen gesehen, so tönt uns aus dem Talmud bis heute die Stimme der Juden entgegen, dem Talmud, der sonst Gift und Galle gegen den Nazaräer sprüht. Aber freilich, sie werden auf satanische Künste zurückgeführt. Der Be-

[1] Joh 3_{2} 11_{47} Mt 9_{34} 12_{24}.

hauptung Jesu, daß er durch Gottes Geist, durch Gottes Finger[1] solche Werke tue, stellten die Juden die Verleumdung entgegen, er treibe die Dämonen aus durch Beelzebub, den Obersten der Dämonen. Der Talmud sagt: Jesus vollbrachte seine Wunder mittels Zauberei, die er aus Ägypten gebracht. Von Ägypten, jenem alten Land der Zauberer, heißt es nämlich an einer andern Stelle: Zehn Maß Zauberei sind in die Welt gekommen, neun Maß hat Ägypten und ein Maß die gesamte übrige Welt erhalten. – Also Jesus ist ein Erzzauberer.

Die Heiltaten Jesu behalten auch für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts etwas Phänomenales. Sie waren die mächtigsten Beweise seiner Geistesgegenwart. Allerdings beantworten die sehr verkürzten und unvollständigen Aufzeichnungen darüber bei weitem nicht alle unsere heutigen Fragen. Dennoch versprechen sie, nach völliger Durchleuchtung des Gebiets, zu einem der Hauptschlüssel zu werden für das Verständnis der Person Jesu.

Im übrigen hängt seine Geistesgegenwart aufs engste zusammen mit seinem Selbstbewußtsein, das wir nunmehr zu würdigen haben.

---

[1] Mt 12 $_{82}$ Lk 11 $_{20}$ 2. Mos 8 $_{15}$.

19. Selbstbewußtsein.

Dicke Bücher sind über das Selbstbewußtsein Jesu geschrieben worden. Sie befassen sich mit allem, was Jesus über sich gedacht und gesagt, mit seinen Selbstbezeichnungen, Ansprüchen, Erwartungen, Enttäuschungen, mit seinem gesamten innern Entwicklungsgang. Wir haben hier nur das Selbstbewußtsein darzustellen, soweit es als Charaktereigenschaft in Betracht kommt. Unbegrenzt in seinem Fluge, bildet es für den Psychologen eine der interessantesten, aber auch der schwierigsten Fragen.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß über die Entwicklungszeit Jesu, jene „dreißigjährige Stille", historische Kunde fehlt, daß die Berichte über sein Wirken und Reden, insbesondere auch über seine Selbstaussagen durch die persönlichen Erwartungen seiner Umgebung und der Berichterstatter möglicherweise getrübt sind, und daß unser eigenes Urteil hier mehr als sonst mit Voreingenommenheit nach allen Seiten hin zu kämpfen hat.

Was hat Jesus über sich selbst gesagt? Wie hat er es gesagt? Aus welchen Beweggründen und in welcher Absicht? Wie angelegentlich und wie häufig redet er über sich? Ist irgendwelche Steigerung in der Angelegentlichkeit und Häufigkeit zu bemerken, überhaupt eine Entwicklung des Selbstbewußtseins wahrzunehmen? Das Selbstbewußtsein wird sich auch nicht bloß in Reden, sondern ebensosehr in Gebärden, Handlungen, Unterlassungen aus-

geprägt haben, zumal bei einem Manne, der es mit den Worten so genau nahm. Das ganze Auftreten Jesu ist aufs neue zu beleuchten, und erst dann läßt sich ein Urteil gewinnen über die Höhe, die Tiefe, die natürliche Begründung, die moralische Berechtigung dieses Selbstbewußtseins. Maßstab der Beurteilung kann nicht der Erfolg jenes selbstbewußten Redens und Auftretens sein, sondern lediglich die Treue gegen sich selbst oder vielmehr die Treue gegen Gott, dessen Stimme Jesus in seinem Innern hörte.

„Selig seid ihr, wenn euch die Leute um meinetwillen schmähen und verfolgen und euch lügnerisch alles Schlechte nachreden! Freut euch und frohlockt, denn euer Lohn ist groß im Himmel! . . . Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert; wer nicht sein Kreuz nimmt und mir folgt, ist mein nicht wert . . . . Wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem werde auch ich mich bekennen vor meinem Vater im Himmel. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den werde ich auch verleugnen vor meinem Vater im Himmel [1]."

„Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen." „Mir nach!" ertönt immer wieder der Ruf. „Wahrhaftig ich sage euch, ihr meine Begleiter sollt in der neuen Welt, wenn der Menschensohn auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, gleichfalls auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten. Und jeder, der sein Haus oder Eigentum oder Verwandtschaft um meines Namens willen verlassen hat, der soll es vielfach zurückbekommen und ewiges Leben erlangen." Jesus erwartet von seinen Nachfolgern sofortige Drangabe ihrer Familie und ihres Be-

[1] Mt 5 11 10 37 ff. 32 f.

rufs, er verlangt von allen seinen Zuhörern die Bereitschaft, für ihn zu leiden und zu sterben[1].

Mit wiederholtem „Ich aber sage euch" stellt er sein Wort dem Wortlaut des Gesetzes entgegen. Obgleich er die Schrift nie fachmäßig gelernt hat, setzt er sich über die Schriftgelehrten und nimmt alle Erkenntnis Gottes für sich in Anspruch. „Wahrlich, ich sage euch, Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen[2]!"

„Alles ist mir von meinem Vater übertragen, und niemand kennt den Sohn als der Vater, niemand kennt den Vater als der Sohn und wem der Sohn ihn offenbaren will. Kommt her zu mir alle, ihr Geplagten und Beschwerten, ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und überzeugt euch bei mir, daß ich geduldig und demütigen Sinnes bin, dann werdet ihr Erquickung für eure Seelen finden. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht[3]." Würde nicht jeder andere, welcher sagte: „ich bin demütig", sich dem Verdachte aussetzen, es nicht zu sein? Welch ein sicheres Selbstbewußtsein redet aus dieser herzinnigen Einladung.

„Die Männer von Ninive sprechen dem heutigen Geschlecht das Urteil, denn sie taten Buße auf die Predigt des Jona, und hier ist doch noch ein Größerer als Jona. Die Königin von Saba . . . kam vom Ende der Welt, um Salomos Weisheit zu hören, und hier ist doch noch ein Größerer als Salomo[4]." Im Munde eines andern würde ein solches Selbstlob als maßlose Eitelkeit erscheinen. Man denke sich, ein Bismarck hätte sich zur Zeit der ersten preußischen Kriege über Karl den Großen erhoben,

---

[1] Mt 4 19 9 9 19 21 . 28 f Lk 9 59 Joh 21 19 . 22 Kap 9 — [2] Mt 5 21 ff 23 . 24 35 — [3] Mt 11 27 ff — [4] Mt 12 41 ff.

ein General Bonaparte hätte sich selber hoch über Cäsar und Alexander den Großen hinausgerückt, oder der dreißigjährige Goethe hätte öffentlich gesagt: Hier ist doch noch ein Größerer als Dante, als Homer! Jesus stellte sich den Pharisäern gegenüber auf eine Linie mit David, dem Größten ihres Volkes, und fuhr, die Ausnahmeordnung der Tempelpriester für seine Jünger in Anspruch nehmend, fort: „Ich sage euch, hier ist mehr als der Tempel!" Der Tempel aber war der letzte Stolz des Judentums, der Inbegriff aller Herrlichkeit, Heiligkeit und Gottesgegenwart[1]. „Dieser Tempel, sagte Jesus ruhig, mag fallen, und sogleich baue ich etwas Besseres!" Ja, Jesus hat, über den jüdischen Ehrennamen „Davidssohn" sich hinausschwingend, als Davids Herr gelten wollen[2].

Seine erste Predigt in Nazareth handelt ganz von ihm selbst. In ihm sei der aus Jesajas gewählte Text erfüllt[3]. Öfter wird er in solcher Weise gepredigt haben. Auf seine Person beziehe sich so manche alte Weissagung, sein Leben und Sterben seien nicht zu verstehen ohne die Schrift und die Schrift nicht ohne sein Erscheinen. Er sei gekommen, um recht eigentlich und endgültig erst die Schrift zu erfüllen[4].

Unter stets neuem Widerspruch der Umstehenden, insbesondere der Religionswächter, nimmt sich Jesus heraus, den zu ihm Kommenden ihre Sünden zu vergeben[5]. Dagegen erklärt er es für unverzeihlich, für eine Todsünde, wenn jemand den *aus ihm* sprechenden, *durch ihn* wirkenden Geist Gottes lästert[6]. Er stellt sich hin als einen Herrn auch des Sabbats, als den Sohn des

[1] Mt 12 3 ff Joh 2 20 — [2] Mt 22 45 — [3] Lk 4 18 ff — [4] Kap 15 — [5] Lk 5 20 7 48 Joh 8 11 20 23 Mt 16 19 18 18 — [6] Mt 12 31 f.

Höchsten, der nicht nötig habe Tempelsteuer zu zahlen, als den Bräutigam, um den sich die ganze Hochzeit dreht, als den Längstverheißenen und Ersehnten[1]. „Selig sind die Augen, so wandte er sich einmal an seine Jünger, die da sehen, was ihr seht! Ich sage euch, viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, wollten hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört[2]." Johannes der Täufer, dieser größte unter nalle Propheten, sei nur sein Vorläufer, und der geringste seiner Jünger sei mehr als Johannes[3]. Mit ihm beginne eine neue Ära im Himmel und auf Erden[4].

Die Stadt Kapernaum sei durch sein Wohnen und Wirken bis in den Himmel erhöht gewesen — um so furchtbarer werde das Gericht sein, weil sie ihn nicht angenommen[5]. Ähnlich werde das Geschick anderer Städte, ja der Völker sich an ihm entscheiden[6]. Und so werde er zur Rechten Gottes stehen als der Welten-Richter. „Wenn der Menschensohn kommt in seinem Glanz und alle Engel mit ihm, dann wird er auf seinem glänzenden Throne sitzen, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden, und er wird sie voneinander scheiden, wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet . . ." und für das Gericht wird maßgebend sein der Menschen, wenn auch unbewußtes, Verhalten zu ihm[7]. Hier redet ein mehr als königliches Selbstgefühl, und unumwunden hat er sich öfter als König bezeichnet[8].

---

[1] Mt 12_{8} 17_{25} ff 9_{15} Joh 8_{56} 3_{29} — [2] Mt 13_{16} Lk 10_{23} f — [3] Mt 11_{11} ff 17_{10} ff — [4] Lk 12_{52} 4_{19} ff Joh 1_{51} Mt 23_{37} ff 16_{18} — [5] Mt 11_{23} f 4_{13} 9_{1} — [6] Lk 13_{34} f 20_{22} ff 10_{10} ff Mt 25_{31} ff — [7] Mt 25_{40} $10_{32.40}$ ff 7_{22} 16_{27} Joh 5_{22} (Apg 10_{42} 17_{31}) — [8] Mt $25_{34.40}$ vgl 21_{5} $27_{11.29.37.42}$ Mk 15_{2} Lk $19_{12.27.38}$ Joh 18_{37} 1_{50} $12_{13.15}$ $19_{3.12}$ ff 21.

Das Himmelreich erscheint mit ihm – es ist nicht mehr etwas nebelhaft Fernes, sondern, in seiner Person bereits ahnungsvoll gegenwärtig, wird es bald vor Aller Augen als sein Reich herrlich offenbar[1]. Er ist der Gesalbte und Gesandte Gottes, der Geschäftsträger und Bevollmächtigte, dem alle Dinge übergeben sind und der alles hinausführen muß. Wo er ist, da ist das Reich Gottes, ja Gott selbst. Sein Wort ist Gottes Wort, seine Hilfe Gottes Hilfe[2]. Die Freunde, die sich ihm angeschlossen, sind Gottes Auserwählte, das Vertrauen, das man ihm erweist, ist Glauben an Gott, die Lebensgemeinschaft mit ihm ist Gottesgemeinschaft[3]. Er ist der Sohn Gottes. Freudig erleidet er für dies von ihm beschworene Bekenntnis den Tod[4]; aber auch seine ganze außergewöhnliche Lebenshaltung entsprach dieser einzigartigen Stellung. Mitten in der Welt sonderte er von aller Welt sich ab, geselliger Natur, trat er doch völlig außerhalb der Gesellschaft; er löste die menschlich ihn umschließenden Kreise der Heimat, Familie, Arbeit, um nur als Gast und Fremdling wieder in ihnen zu erscheinen, ließ sich auf seinem Wege bewirten, salben, feiern, als sei das ganz selbstverständlich, aber teilte auch nach allen Seiten wunderbare Kräfte aus und ging in seinen Leistungen weit über das menschliche Maß hinaus[5]. Aus allem leuchtet hervor, daß er nicht bloß

---

[1] Mt 12_{28} $13_{11.41}$ $16_{19.28}$ 20_{21} 25 Lk 21_{31} 22_{29} f 23_{42} Joh 18_{36} — [2] Lk 4_{18} ff 8_{21} 11_{28} Mt 11_{26} f 28_{18} 10_{40} — [3] Lk 12_{32} 22_{28} ff 7_{50} $17_{5.19}$ Mk 2_{5} $5_{34.36}$ 9_{23} 10_{52} 4_{40} Mt 8_{10} 9_{28} 15_{28} 18_{6} Joh 14_{1} — [4] Mk 1_{11} 13_{32} 14_{61} Lk 2_{49} $4_{3.9}$ vgl 1. Mos 6_{2} Hiob 38_{7} 2. Mos 4_{22} Jer 31_{9} Hos 11_{1} 2. Sa 7_{14} Ps $2_{7.12}$ 89_{27} Mt $5_{9.45}$ Joh 1_{12} 11_{52} 1. Joh 3.5_{2} — [5] Kap 6—11.

einer von vielen Gottesboten, sondern der Gesandte, der Sohn sein wollte, auf den alle früheren hinweisen, über den nichts hinausgeht als nur Gott selber[1].

Wer kann sich wundern, daß den orthodoxen Juden dies Gebahren höchst anstößig war und daß sie ihn schließlich wegen Gotteslästerung verurteilten. Die Art, wie er von seinem Vater redete, empörte sie und klang ihnen wie ein Sichgottgleichstellen. „Wegen eines guten Werkes steinigen wir dich nicht, sondern wegen Lästerung, und weil du, der du ein Mensch bist, dich zu Gott machst[2]." Seine kühnen, z. T. mißverstandenen Behauptungen wiesen sie als Größenwahn zurück. „Sechsundvierzig Jahre hat man an diesem Tempel gebaut, und du willst ihn in drei Tagen herstellen[3]?" und ähnliches mehr, nicht das wenigste davon im vierten Evangelium, wo auch das Selbstbewußtsein Jesu am schärfsten ausgeprägt erscheint[4]. Als er ans Holz genagelt zwischen Himmel und Erde hing, da weideten sich die Juden besonders an dem Gedanken, daß nun sein Rühmen zunichte geworden und seine eigene Ohnmacht alle seine früheren Behauptungen widerlege[5].

Die Zuschiebung des Größenwahns, und zwar in psychopathischem Sinne, ist in neuester Zeit von medizinischer Seite wieder aufgenommen worden. Anknüpfend an Renan, hat der Psychiater Jules Soury in Paris in seinem Essay „Jésus et la religion d'Israel" den Stifter unserer Religion als „aliéné et halluciné", als hysterisch und exaltiert, als nervenleidend und gehirnkrank darzustellen versucht. Der „Messianismus" habe zu jener Zeit

---

[1] Lk 20 13 (Mt 17 26 16 18) Mt 23 37 vgl Jes 31 5 Lk 10 21 f Mt 23 8 ff — [2] Joh 10 33 — [3] Joh 2 20 — [4] z B 3 13 5 20 ff 6 35 ff 8 56 . 12 11 25 f 14 6 15 1 — [5] Mt 26 61 27 40 . 42 f 47 . 49.

in der Luft gelegen und eine Reihe von Messiassen erzeugt. Die religiöse Bewegung, man könnte auch sagen Schwärmerei oder Überspanntheit, durch so abnorme Erscheinungen wie Johannes der Täufer und andere genährt, habe gleich einer Krankheit um sich gegriffen und in der strenggläubigen, altjüdischen Familie des Joseph in Nazareth einen günstigen Boden gefunden. Von diesem Feuer früh entzündet, sei Jesus teils durch seine gesundheitsschädliche Askese, teils durch seine überraschenden Erfolge immer weiter getrieben worden. Sein Gemüt sei mehr und mehr entgleist, sein Selbstbewußtsein habe sich ganz verstiegen, kurz, er gewähre zuletzt das Bild eines völlig aus dem Gleichgewicht gebrachten Geistes.

Wir werden auf diese Ansicht in einem der Schlußkapitel (Kap. 28) zurückkommen. Wir lehnen sie ab, aber nicht ohne von jener medicopsychologischen Schule zu lernen. Sie soll uns wenigstens die Erkenntnis sichern helfen, daß die seit alters beliebte Alternative: Jesus ist entweder genau der, wofür er sich selbst erklärte, in dem dogmatisch absolut feststehenden Sinne, oder er ist der todeswürdigste Gotteslästerer und Betrüger — daß dies Entweder-Oder falsch ist. Zwischen diesen beiden Polen liegen noch manche psychologische Möglichkeiten.

Zu allen Zeiten hat es geheimnisvolle Menschen gegeben, welche sich hohe Namen beilegten und doch durchaus nicht samt und sonders als Betrüger anzusehen sind. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so trat in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der ehemalige Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorff aus der Provinz Brandenburg, wie übrigens eine ganze Reihe von Abenteurern vor ihm, mit dem Anspruch auf, er sei der ver-

schwundene Dauphin von Frankreich, Louis XVII., jener unglückliche Sohn Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette, der nach der Hinrichtung der beiden dem Schuster Simon übergeben wurde und schließlich in einsamer Kerkerzelle verkam. Über den Tod des Dauphins am 8. Juni 1795, die amtliche Leichenschau und das Begräbnis auf dem Friedhofe von St. Marguérite sind unwiderlegliche historische Dokumente vorhanden. Aber sehr bald nach seinem Tode tauchte bereits der Glaube auf, er sei aus dem Gefängnis entflohen und errettet. Im Jahre 1815 suchte man nach seinen sterblichen Überresten, ohne sie aufzufinden. Lange Zeit bestürmte Naundorff die Regierungen mit seinem Anliegen. Er wußte eine sehr romantische Geschichte von der Flucht des Dauphin aus dem Temple zu erzählen. Er siedelte mit seiner Familie, als Mr. Morel de Saint Didier, nach Paris über, um gegen die Angaben eines anderen Prätendenten aufzutreten und sich selbst als den „wahren und echten Ludwig XVII." auszuweisen. Es wurde ihm das Zeugnis eines durchaus rechtlichen und arbeitsamen Mannes gegeben. Im Jahre 1836 wegen Betrugs angeklagt, wurde er als „Verblendeter" nicht bestraft, sondern einfach ausgewiesen. Fortan lebte er in England, Belgien, Holland und starb 1845 in Delft. Sein Sohn nahm die Ansprüche des Vaters wieder auf, strengte 1851 und 1873 Prozesse an, wobei Jules Favre mit blendender Dialektik seine Sache vertrat, wurde jedoch beide Male abgewiesen; er starb 1883 in Breda. Die äußere Ähnlichkeit Naundorffs mit den Bildern der Bourbonen war erstaunlich; noch auffallender die Ähnlichkeit seiner Tochter mit Marie Antoinette — er hatte in Spandau ein Bürgermädchen geheiratet. Seine Grabstätte in Delft

ziert noch heute folgendes Epitaph, angeblich auf Veranlassung Wilhelms II. von Holland hergestellt: „Ici repose Louis XVII., Charles-Louis Duc de Normandie, Roi de France et Navarre, né à Versailles le 27 mars 1785, décédé à Delft le 10 août 1845 . . . . . .“ So zweifellos auf der einen Seite die Unechtheit dieses „Roi de France“ und seines Sohnes, so fest steht anderseits, daß beide Naundorffs keine Betrüger gewesen sind. Vater und Sohn waren so erfüllt von ihrer Mission und der Echtheit ihrer Beweise, daß auch die Gerichtshöfe an keinen Betrug, sondern nur an eine Art Suggestion glaubten.

Unendlich geheimnisvoller als dieser „Fall Naundorff“ steht vor uns die Frage des Selbstbewußtseins Jesu! Vier mehr oder weniger einzigartige Momente erheischen hier vor allem sorgsame Beachtung.

Erstens. Sehr merkwürdig ist die Neigung Jesu, von sich in der dritten Person zu sprechen. „*Der Menschensohn* hat nicht, wo er sein Haupt hinlege“; mehr als achtzigmal kehrt diese seine Selbstbezeichnung in den Evangelien wieder. Niemand sonst hat diesen Namen von sich oder von ihm gebraucht. Zahllose Abhandlungen beschäftigen sich mit dem Rätsel dieses Namens. Offenbar hat Jesus damit den Leuten ein Rätsel aufgeben wollen, und gespannt fragte er gegen den Schluß seines Wirkens, wie sie es gelöst: „Wer sagen die Leute, daß der Menschensohn sei [1]?“

Zweitens. Jesus drängt seine Ansprüche den Leuten nirgends auf. Er scheut für seine Person die Öffentlichkeit, die Reklame, die Titel [2]. Die Selbstaussage: „Ich bin

---

[1] Mt $16_{13.27}$ 20_{28} 13_{37} 17_{12} 8_{20} 11_{19} 17_{12} 12_{40} 26_{24} 12_{32} Mk $2_{10.28}$ Lk 19_{10} usw vgl Ps 8! Mt 21_{16} 1. Kor 15_{27} Ofb 1_{13} 14_{14} Dan 7_{13} ff Apg 7_{55} Lk 22_{69} — [2] Mk 8_{30} Kap 16.

der Sohn Gottes", kommt so nackt nicht vor. Und wenn seine Schüler oder sonst Geheilte zu einer neuen Erkenntnis seiner Person gelangt waren, so verbot er ihnen, es weiter zu sagen. Erst am Ende seiner Laufbahn hat er diese Zurückhaltung abgelegt und das Volk zur Entscheidung, zur gläubigen Anerkennung seiner höheren Würde gedrängt.

Drittens. Er hat die Menschen durch seine Person nicht von Gott ablenken, sondern vielmehr zu Gott hinlenken, hat nicht an die Stelle Gottes treten, sondern eine Brücke zu Gott schlagen wollen. Glauben an seine Person verlangte er, damit Gott Glauben finde, und der Unglaube der Mitwelt schmerzte ihn, weil sie Gottes Wirken die Anerkennung versagte. Glauben suchte er, nicht Bewunderung! Bewunderung stieß er fort, ja, er unterdrückte sie gewaltsam, weil sie seine Person ungebührlich erhob und dem Menschen räucherte statt Gott. Der Bewunderer entfernt sich von Gott, statt sich ihm zu nähern; er erhöht den Bewunderten, und er erhöht sich selbst, indem er großartig Bewunderung zollt und Lob spendet, statt sich bußfertig und hilfsbedürftig unter Gott zu beugen und ihm allein die Ehre zu geben. Deshalb ist auch die moderne Bewunderung Jesu als eines Helden, dieser bloße Genie- oder Heroenkult, etwas von Religion und Glauben Grundverschiedenes, der Absicht Jesu durchaus Fremdes. Die Evangelien sind keine Lobreden auf ihn, sondern, aus dem Glauben an ihn geboren, wollen sie Glauben an ihn erzeugen.

Hätte Jesus sich bewundern lassen, wohlan – so wäre er ein Betrüger und Gotteslästerer gewesen. Er dankt Gott, daß die Weisen und Klugen ihm ferne stehen und daß die Einfältigen durch ihn zu Gott kommen, die „Kleinen", wie er gerne sagt. Am Kinde veranschaulicht

er den Glauben, am Kinde, das sich in den Arm nehmen, sich leiten, sich helfen läßt[1]. Er verlangt für sich Anerkennung, Vertrauen, Glauben, um helfen und Gottes Absichten ausführen zu können[2].

Im gleichen Sinne und ohne jede Selbstüberhebung verlangte das Hirtenmädchen von Orleans für sich Glauben, und erst nachdem sie den König von ihrer wunderbaren Sendung überzeugt hatte, konnte sie zur rettenden Tat schreiten.

Die Forderung des Glaubens, die Jesus stellte, hatte zur Kehrseite die Verwerfung, der er sich aussetzte. Wie der Pöbel vor den Fenstern des Gesandten die Gefühle ausläßt, die er gegen den Herrscher hegt, so erfuhr Jesus an seinem Leibe die Gesinnung der Menschen gegen Gott.

Vermöge seiner einzigartigen Gottinnigkeit machte er Gottes Sache ganz zu der seinen und zog sich dadurch einerseits den Schein der Anmaßung und Gotteslästerung, den Haß und die Verfolgung zu, welche seiner Bahn einen so frühen und jähen Abschluß bereiteten, anderseits legte er den Grund zu der göttlichen Verehrung, welche seitdem seinem Namen in der Völkerwelt zuteil geworden und mit welcher seine Kirche die vorhandenen Weltreligionen, voran Judentum und Griechentum, siegreich überflügelt hat.

Viertens. Durch seine höhere Erleuchtung und Gotteserkenntnis fühlte sich Jesus allerdings zu einer Führerstellung den Menschen gegenüber berufen, aber nicht, um für sich irdischen Glanz und persönliche Vorteile, sondern um der Menschheit die höchsten Güter zu erringen, die sich ihm in das Wort „Himmelreich" zusammenfaßten: die

[1] Mt 18 1 19 14 — [2] Mk 1 15 2 5 4 40 5 36 6 5 f 9 23 Mt 8 10 9 22 . 28.

gleiche Gemeinschaft mit Gott, in der er stand, die gleiche Freiheit vom Bösen, die er besaß, samt einer völligen Neugestaltung aller Verhältnisse. Der Weg zu diesem Ziele war für ihn durch ein armes Leben in dienender Stellung, durch Dornenkrone und Kreuz bezeichnet. „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern zu dienen und sein Leben zu lassen als Lösegeld für viele [1].“ Die landläufige, krankhaft sinnliche, politische Messiasvorstellung hat er in aller Stille völlig umgewandelt und sich aus den prophetischen Stellen gerade diejenigen gemerkt, die ein Leidensbild ergaben und ihn auf die Marterstraße wiesen [2].

Diese Schriftstellen hatte vor ihm vielleicht kaum jemand auf den Messias bezogen. Daß ihr Messias sterben oder gar am Fluchholz hängen müsse, war für die Juden „ein Ärgernis“, ein unvollziehbarer Gedanke [3]. Ihr Ersehnter sollte in der Wüste warten, bis Gott ihn auf seinen Thron erhebt. Jesus wartete nicht in der Wüste, sondern trat hervor, um der Not des Volkes sich helfend anzunehmen; er ist „umhergegangen und hat wohlgetan [4]“. Durch unendliche Entsagung und Selbsterniedrigung und schmachvollen Tod hat er Gottes Sache fördern, sein Reich selber anbahnen wollen. Er hat gerungen mit den überkommenen Vorstellungen eines israelitischen Königs [5]. Das war der innerste und heißeste Kampf mit Fleisch und Blut, den er geführt hat. Das war die Reinigung seines Selbstbewußtseins, die er durchgemacht hat. Hier wird

---

[1] Mt 20_{28} — [2] Mt 16_{21} $26_{24.31}$ Lk 24_{26} ff $_{44}$ ff 9_{30} ff Kap 15 — [3] 1. Kor 1_{23} Röm 9_{32} Mt 11_{6} 26_{31} — [4] Apg 10_{38} — [5] Joh 6_{15} vgl 18_{36} f.

sich eine Entwicklung, eine Verinnerlichung, eine Vergeistigung nachweisen lassen[1].

Auch in der Dringlichkeit und Objektivität seines Hinweises auf sich selbst ist ein Fortschritt unverkennbar[2]. Nicht aber scheint sich seine Überzeugung über seinen eigentlichen Beruf, sein letztes Ziel, seinen göttlichen Auftrag geändert zu haben während seiner so kurzen öffentlichen Wirksamkeit. Er trat auf mit dem Gedanken, das Reich Gottes nicht bloß zu verkündigen wie Johannes und andere, sondern es in seiner Person als der göttliche Würden- und Bürdenträger zu verwirklichen. Mit unerschütterlicher Gewißheit stand er vom ersten Tage seines Hervortretens ab durch Versuchungen, Enttäuschungen, Erniedrigungen hindurch fest in dem Glauben: Ich bin's — das göttliche Werkzeug, die abschließende Offenbarung, der Messias, der Sohn.

Wie die Entstehung und Ausbildung dieses Selbstbewußtseins psychologisch vermittelt gewesen, das läßt sich etwa folgendermaßen denken[3]. Jesus war Davidide und der Erstgeborene seines Hauses. Die politische und moralische Notlage seines Volkes war auf das Äußerste gestiegen. Alles rief nach einem nationalen Führer und gottgesandten Erretter. Da erwachte in Jesus jener wunderbare Genius, wie er nie zuvor in solcher Reinheit und Stärke erschienen, jener übermenschliche Blick in das Innere der Natur, in das Verborgene der Herzen, in die Geheimnisse der Kräfte, in die Gesetze des Lebens, in die Tiefen der Gottheit, kurz, jene phänomenale Geistesanlage,

---

[1] Mt $16_{21.23}$ 20_{22} 5_{5} 8_{12} 19_{28} f Lk 19_{11} ff — [2] Mt $21_{3.5.16.19.33}$ $22_{1.41}$ — [3] Mt 9_{27} 15_{22} 12_{23} 20_{30} 21_{9} f Apg 2_{22} $_{30}$ f 3_{6} 10_{38} 13_{23} Röm 1_{3} Lk 3_{23} ff (Mt 1_{2} ff).

die ihm verliehen war[1]. In dieser Gabe lag für ihn eine mit Gewalt hinausdrängende, großartige Aufgabe. Gabe und Aufgabe wurden ihm nicht durch verstandesmäßige Überlegung allmählich klar, sondern stoßweise durch unmittelbares Empfinden und Schauen. Es erging wie ein direkter göttlicher Befehl an ihn. Es erschien wie ein göttliches Geschenk an die Menschheit; die Zeit war gekommen für den von Daniel geschauten[2] „Menschensohn", richtiger „Menschen". Jesus kann und soll das Urbild des Menschen, nach Gottes Bilde[3] und zu Gottes Wohlgefallen[4], verwirklichen, und dann wird er als der Verheißene in den Wolken des Himmels kommen[5]. Dieser „Mensch", dieser in ihm zum Bewußtsein Erwachte und zur Vollendung Gelangende, in Wahrheit Übermenschliche war für ihn selbst zum Staunen, wie eine fremde Person, der Gegenstand seines Nachdenkens, seiner Verkündigung. In einzelnen Visionen[6] verkörperte sich das innere Erleben; was vorher nur gehofft oder nur ahnungsweise empfunden worden war, verdichtete sich zur unumstößlichen Gewißheit. In den äußern Erfolgen, besonders in den Heilwirkungen, lag die Bestätigung des göttlichen Berufs vor aller Augen. „Bist du der Verheißene, oder sollen wir auf einen andern warten?" so fragte der schwergeprüfte Johannes aus dem Gefängnis. In jener Stunde, erzählt Lukas, heilte Jesus gerade Viele von Krankheiten und Plagen und bösen Geistern und schenkte vielen Blinden das Augenlicht. Er erwiderte den Boten des Zweifelnden: „Geht und berichtet dem Johannes, was ihr seht und hört: Blinde werden sehend, und Lahme können gehen, Aussätzige werden rein,

[1] Kap 18 5.8 — [2] Dan 7 13 ff — [3] 1. Mos 1 27 Eph 4 24 — [4] Mk 1 11 9 7 — [5] Kap 21 — [6] Mk 1 10 ff 9 2 ff Lk 4 3 ff 10 18.21.

und Taube können hören, Tote stehen auf, und Arme empfangen die frohe Botschaft. Und selig ist, wer an mir nicht Anstoß nimmt[1]."

Das Selbstbewußtsein Jesu war eine fortgesetzte Glaubenstat, ganz besonders dann, als es mit der äußern Erscheinung in den grellsten Widerspruch trat, als der „Kommende" gebunden vor dem Hohenpriester, geschmäht und verspien vor dem Prokurator stand und zwischen zwei Übeltätern am Kreuze hing. Die eigentliche Anfechtung in diesem letzten Leiden war die gleiche wie in früheren Kämpfen: Die Frage, bist du's oder bist du's nicht[2]. Sollte nicht auch des Pilatus Wort ihm ein Stich gewesen sein: „Sieh da, der Mensch[3]!"? Jesus blieb fest in seinem Glauben an sich selbst, weil dieser in seinem Glauben an Gott wurzelte.

Und daß er seine Person auch zum Gegenstand seiner Predigt machte, ja daß er durch eigens von ihm bestellte Boten und durch alle seine Jünger seinen Namen in die Welt hinaus predigen ließ[4], das war ihm Pflicht. Nichts von Ruhmsucht und Eitelkeit – es war der Drang des Arztes, der ein unübertreffliches Heilmittel besitzt: preist es allen, kommet her zu mir. Es war der Eifer des Gesetzgebers, der im Gefühl der durchschlagenden Wahrheit seiner Sätze eine zwingende Autorität für sich in Anspruch nimmt. Es war die Sicherheit und Seligkeit eines reichen Wohltäters, der ungezählte Millionen an Arme auszuteilen hat und ein Gefühl der Erschöpfung weder kennt noch fürchtet. Es war der Ruf des Führers, der in der Bergeswildnis den rechten Weg gefunden und festen Stand gewonnen hat

[1] Mt 11 2 Lk 7 18. 21 — [2] Mt 4 3. 6 27 40. 42 f 26 63 f 72. 74 27 11 f Mk 14 62 Joh 18 5. 17. 33. 37 19 14. 21 – [3] Joh 19 5 – [4] Kap 9.

und der nun allen Irrenden, Zagenden, Gleitenden die Hand entgegenstreckt: Mir nach! Verlaßt euch auf mich! Ich habe den Weg und das Ziel und die Kraft.

Das Selbstbewußtsein Jesu ist nicht zu verstehen ohne den Glauben an das Göttliche im Menschen und über dem Menschen, das durch Einzelne die Gesamtheit segnet, leitet und befruchtet. Einzelne Männer werden zu Trägern großer Menschheitsgedanken auserſehen — eine große Bevorzugung, aber auch eine große Belastung. Vor ihrem Geiste steht es wie ein flammender nationaler Ruf, oder wie ein mächtiger künstlerischer Drang, oder, wenn es sich um rein sittliche Güter handelt, wie ein unmittelbarer göttlicher Befehl. Es ist in allen Fällen dieselbe Erscheinung: Eine besondere Gabe, welche unter den besonderen Umständen zu einer besonderen Aufgabe wird. Mit der höheren Gabe muß das Selbstbewußtsein wachsen als notwendiges Gegengewicht gegen den Druck der lastenden Aufgabe. Der Träger würde die sich entgegentürmenden Schwierigkeiten, insbesondere die Widerwärtigkeiten seitens der Menschen, nicht durchbrechen ohne die immer neue Schwungkraft eines sieghaft gläubigen, gebieterischen Selbstbewußtseins.

20. Demut.

Das erstaunliche Selbstbewußtsein Jesu verhält sich zu seiner nicht minder großen Demut ähnlich wie die Ungeduld zu der Geduld in seinem Charakter. Solche Höhen und Tiefen finden sich in starken Gemütern häufig beieinander. Obwohl keine sich ausschließenden Gegensätze, sind es doch Kontraste, die dem Charakter seine scharfe Prägung geben, Ecken, an welchen sich viele stoßen und welchen die Betrachtung sorgsam prüfend gerecht werden muß. Am Selbstbewußtsein Jesu hat sich das Judentum gestoßen, an seiner Demut das Christentum. Und doch ist eines in diesem Charakter so notwendig wie das andere.

Als Demut müssen wir, auf früheres zurückweisend, Jesu zunächst die einfachen Übungen seiner Frömmigkeit anrechnen, die von den Quellen erwähnt werden[1]. Wenn er vor der Mahlzeit mit emporgerichtetem Antlitz danksagte[2], wenn er nach dem Passahmahl den üblichen Psalm sprach[3], wenn er den Sabbat-Gottesdienst der Synagoge besuchte[4], wenn er die hohen Feste in Jerusalem mitfeierte[5], wenn er von ihm Geheilte ihre Gaben im Tempel darbringen hieß[6], so waren ihm das nicht bloß heilige Gewohnheiten, die er lediglich um der andern willen noch festhielt, sondern Herzensanliegen, unveräußerliche Be-

[1] Kap 14 — [2] Mt 14_{19} 26_{26} Lk 24_{30} vgl Mk 7_{34} Joh 11_{41} — [3] Mk 14_{26} Ps 113—118 — [4] Lk 4_{16} — [5] Joh 2_{13} 5_{10} 7_{10} usw Lk 13_{34} — [6] Mk 1_{44} Lk 17_{14} vgl Mt 5_{23}.

standteile seines Lebens. Wenn er sich für Stunden zum Gebet zurückzog, ja ganze Nächte auf der Höhe eines Berges zubrachte, wenn er, von seinen Gefühlen überwältigt, vor allen Umstehenden seine Rede zum Lobpreis und Dank gegen Gott erhob[1], oder einsam am Boden liegend in heftigem Flehen und Seufzen seinem angsterfüllten Herzen Luft machte[2], so war eine solche Beugung vor dem Höchsten sicherlich sein tiefstes seelisches Bedürfnis. Wenn er immer wieder auf die „Schrift" weist und ihr sein Leben, sein Wirken, sein Leiden unterstellt, so daß er im drohendsten Augenblick das Schwert des Petrus in die Scheide zurückstößt mit den Worten: „Meinst du, ich könnte nicht meinen Vater anrufen, daß er mir sogleich mehr als zwölf Legionen Engel sendete? Wie würde sich dann aber die Schrift erfüllen?" – welch eine Selbstbeschränkung und Unterwerfung unter den höheren Willen[3]! Wenn er freiwillig jenes arme Leben erwählte, ohne Besitz und Behagen, ohne Haus und Familie, ohne feste Einnahme und gesicherte Stellung, und jenes schmachvolle, qualvolle Lebensende, so lag darin eine ungeheure Selbsterniedrigung[4]. Wenn er die Salome, welche für ihre Söhne um die Ehrenplätze in seinem kommenden Reiche bat, mit dem Geständnis zurückwies: „Die Plätze zu meiner Rechten und Linken habe ich nicht zu vergeben, Gott verleiht sie"; wenn er die Frage der Jünger nach dem „Wann" der letzten Dinge mit einem runden „Ich weiß es nicht" beantwortete, „Über jenen Tag und die Stunde weiß niemand etwas, auch nicht die Engel des Himmels, auch nicht der Sohn, nur der Vater", so lag darin eine

---

[1] Mk 1 35 Lk 5 16 6 12 9 18 . 28 10 21 — [2] Lk 22 40 ff Hebr 5 7 ff — [3] Kap 15 — [4] Kap 17.

gewaltige Anerkennung seiner Schranken[1]. Wenn er beharrlich das Lob der Menschen ablehnte, ja, heftig bis zur Unhöflichkeit, es zurückwies, so war das nicht bloß Spiegelfechterei oder ehrgeizige Arglist, sondern das mächtig emporquellende Gefühl des 115. Psalms: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre!“ das Gefühl: ich bin's ja nicht, ich hab's ja nicht getan, sondern Gott, ohne den ich nichts vermag. Die merkwürdigste Ablehnung aus seinem Munde war das Wort an den Reichen: „Was nennst du mich gut! Niemand ist gut außer Gott allein[2]!“

Was hat man an diesem Worte gedreht und gedeutelt[3], statt eine solche Perle der Demut einfach in ihrem ganzen Werte leuchten zu lassen! Bekanntlich besitzen unsere indogermanischen Sprachen keine einfachen Steigerungsformen für die Wörter Gut und Böse. Gott ist der Gute, darüber hinaus gibt es nichts. Niemand ist gut als Gott allein. Ihm gegenüber sind alle Menschen böse. „Wenn ihr, die ihr böse seid, euern Kindern gute Gaben zuzuwenden wißt, wievielmehr euer Vater im Himmel[4]...“ So stellt Jesus die Menscheneltern als schlechthin böse dem unbedingt guten, allgütigen Gott gegenüber. In dem „ihr“ einen Selbstausschluß zu erblicken, ist so wenig am Platz als im Gleichnis vom verlorenen Schaf[5]. Das „ihr“ brauchte Jesus lediglich darum, weil er doch keine Kinder hatte.

---

[1] Mk 10 40 13 32 — [2] Mk 10 18 f Lk 18 19 — [3] Mt 19 16 f nach richtiger Lesart: „Meister, was muß ich Gutes tun ..? — Was fragst du mich über das Gute? Einer ist der Gute.“ — [4] Mt 7 11 — [5] Lk 15 4 vgl 17 7 14 28.

Das Dogma von der Sündlosigkeit Jesu und die damit zusammenhängenden Gedankenreihen sind eine Verirrung des menschlichen Verstandes. Die Makellosigkeit Jesu läßt sich allenfalls nachweisen; die von ihm unter heißen Kämpfen erreichte sittliche Vollendung, jene herrliche Einheit und Reinheit des Wollens und Strebens ist nicht genug zu bewundern und zu preisen; aber seine unbedingte Sündlosigkeit zu verfechten, das erscheint, abgesehen von der Unmöglichkeit des historischen Beweises, als eine Indiskretion. Was würde wohl Jesus dazu sagen? „Niemand ist sündlos außer Gott allein!" Oder auch: „wie könnet ihr, die ihr böse seid, über mein Verhältnis zum Guten und zu Gott urteilen!" Die Sünde wird nicht von irgendwelchen menschlichen Richtern, sondern lediglich vom eigenen Gewissen und in letzter Instanz von Gott allein gerichtet. Die Schuld bemißt sich nicht nach irgendeinem äußern Gesetzbuch, und sei es Jesu eigene erhabene Vorschrift, die Schuld vor Gott bemißt sich ausschließlich nach dem ins Herz geschriebenen Gesetz[1]. Ob Jesus sich lebenslang, von Kindheit an, ohne Sünde wußte, wer darf es behaupten? Ob er vor Gott ununterbrochen ohne Schuld war, wer kann es wissen? So viel ist sicher, daß er mit starken Trieben und Leidenschaften zu kämpfen hatte bis zuletzt[2]. Er selber erzählt von seinen Versuchungen und dankt seinen Begleitern, daß sie bei ihm ausgeharrt haben in seinen Anfechtungen[3]. Nach der „Versuchung in der Wüste", schreibt Lukas[4], stand Satan von ihm ab „bis auf einen günstigen Zeitpunkt". Demütig stellt sich Jesus bei Johannes am Jordan ein zur „Taufe der Sündenvergebung[5]".

[1] Röm 2_{14} ff — [2] Lk 22_{44} Mt 26_{39} Hebr 5_{7} — [3] Mt 4_{1} ff Lk 22_{28} Jak 1_{13} Hebr 4_{15} 2_{18} 5_{8} 12_{2} f — [4] Lk 4_{13} vgl Lk 22_{31} ff — [5] Mk 1_{9}.

Demütig opfert er an seinem letzten Lebenstag das Sühnopfer des Osterlammes und genießt es dankbar mit seinen Jüngern[1]. Was soll der asketische Zug im Leben Jesu bedeuten? Ist er nicht der unwillkürliche Ausdruck des Abstandes zwischen Gott und Mensch, des Ringens nach Vollkommenheit, des Nochnichtergriffenhabens, des geistigen Hungerns und Dürstens?

Sollte Jesus das Gefühl der Reue nicht aus eigener Erfahrung gekannt haben? Dann stünden wir vor einem psychologischen Rätsel. Woher kommt ihm in der Gethsemanestunde die gewaltige Empfindung: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach? Wie konnte er dem Gelähmten, der vor ihm lag, und so vielen andern das Verlangen nach göttlicher Aussöhnung ansehen und sprechen: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben?" Hätte er selber die göttliche Liebe nicht auch als entgegenkommende, zudeckende Gnade empfunden, so wäre sein Evangelium ohne Herzensboden in der Luft gewachsen. — Aber entsprechend seiner innern Höhe und Reinheit werden sich auch seine Irrungen auf einer andern Linie bewegen als die der meisten andern Menschen. Es handelt sich wohl kaum um Verfehlungen „mit erhobener Hand", es handelt sich um zarteste innere Vorgänge. So wagte das ungewöhnlich erleuchtete Gewissen Jesu vermutlich nicht zu trennen zwischen der eigenen Schuld und der Mitschuld seiner Eltern, seines Volkes, seiner Mitmenschen überhaupt. Verkehrte Gewohnheiten, von seiner Umgebung ihm anerzogen, wird er, wenn er sie ablegte, als Schuld empfunden haben. In früher Jugend angelernte Mißverständnisse des göttlichen Worts, von seinem Volk übernommene Mißkennungen des gött-

[1] Lk 22 7 f 15. 17.

lichen Willens muß er, ehe er sie abstreifte, als Verfehlungen gegen Gott betrachtet haben[1]. Ja, wahrscheinlich hat die bloße Tatsache des Wachsens an Erkenntnis, die Beobachtung, wie er an Kraft und heiligem Willen zunahm, ihm mehr das bisherige Zurücksein als das nunmehrige Fortschreiten ins Gemüt gerückt, ihn momentan mehr erniedrigt als erhoben.

Die biblischen Quellen, die uns über die Jugendzeit Jesu, diese Zeit des Gärens und Schäumens, des Sturmes und Dranges im menschlichen Leben, jede Kunde vorenthalten, lassen doch das eine Wort fallen: er nahm zu an Weisheit und Gnade bei Gott[2], und von dem Manne heißt es wieder, er habe Gehorsam und Mitgefühl gelernt in seinem Leiden[3]. Niemand ist vor seinem Tode zu preisen. Selbst Jesus war vor Gethsemane und Golgatha nicht vollendet, und wie war ihm so bange, nach seinem eigenen Wort, bis diese Taufe, diese letzte Reinigung, an ihm vollzogen war[4]! Lebenslang war er ein Streiter, erst als er mit dem Ruf „es ist vollbracht!" sein mattes Haupt zum Tode senkte, da nahm die Ruhe der Vollendung den Thron seiner Seele ein. So fühlte er sich denn auch stets als ein Werdender, Kämpfender, durchaus nicht als ein Vollkommener. Seine schroffe Ablehnung des „Guter Meister" soll offenbar einer beginnenden falschen Verherrlichung vorbeugen, neben aller selbstbewußten Anerkennung dessen, was Gott ihm gegeben.

Übrigens war er gar nicht ein Mann fortgesetzter Selbstbespiegelung oder krankhafter Grübeleien über sein Innenleben. Er kannte sich selbst durch und durch, aber

---

[1] Kap 5 — [2] Lk 2_{52} — [3] Hebr 4_{15} 5_{8} — [4] Mt 20_{22} Lk 12_{50}.

mehr instinktiv, intuitiv, als durch Betrachtung und Überlegung. Wie Goethe in den Sprüchen in Prosa sagt: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist.“ Eine so unendlich aktive Natur wie Jesus stand fortwährend im lebendigsten, unmittelbarsten Gefühl ihres Werts und ihres Unwerts — beides wogte schroff nebeneinander, eben dadurch sich ausgleichend und das Höchste erreichend.

Bei den meisten Menschen ist der Ehrtrieb, diese an sich berechtigte Abzweigung des Selbsterhaltungstriebes, nach der einen oder andern Seite hin entartet. Ehrgeizig nennen wir den, welcher die persönliche Geltung vor der Mitwelt, die Rangstellung unter den Mitstrebenden, das Ansehen auf seinem Berufsgebiet über alles setzt, welchem Macht, Ruhm, Einfluß, Herrschaft das letzte, unbedingte Ziel des Strebens sind. Der Eitle ist zuerst sein eigener Bewunderer, sodann in der Wahl seiner Schmeichler und Verehrer nicht wählerisch. Er wägt auch nicht seine Verdienste und Vorzüge, ehe er sie zur Schau stellt, er prüft sie weder auf ihre Herkunft, noch auf ihren innern Wert, er benützt alles, Eigenes und Fremdes, Großes und Kleines, Äußeres und Inneres, um damit zu glänzen. Der Ehrgeizige will nicht sowohl glänzen als herrschen, nicht bloß bewundert, sondern hochgestellt sein. Edler als beide, strebt der Stolze darnach, nicht etwas zu scheinen, sondern es zu sein. Er wählt sich hohe Ziele und sichtet sein Publikum. Das Urteil der Besten suchend, weicht er der Menge aus. Beglückt durch den Beifall kompetenter Richter, kann er doch auch ohne diesen arbeiten, denn er ist von der guten Sache, die er vertritt, tief überzeugt. Erfolge erfreuen

ihn, doch genügt ihm zum unverdrossenen Weiterwirken schon das Bewußtsein redlichen Strebens und die Hoffnung auf künftigen, wenn auch von ihm selbst nicht mehr zu erlebenden Sieg. Ohne Frage wohnte in Jesus ein gut Teil solchen edlen Stolzes. Der Stolz ist nicht zu verwechseln mit dem Hochmut, welcher die Menschen verachtet und Gottes nicht bedarf, weil er sich selber überschätzt, weil er die Aufgaben zu gering und die eigenen Kräfte zu hoch anschlägt; mit Gewalttat gepaart erscheint er als Übermut. Im Gegensatze dazu heißt Kleinmut die stete Unterschätzung der im Bereich liegenden Kräfte und daraus folgende Verzagtheit bis zur Schwermut und Verzweiflung. Die rechte Mitte zwischen Hochmut und Kleinmut bildet ein gesundes Selbstgefühl. Wer da will, was er kann, und weiß, was er will, der wird ein Hindernis nach dem andern überwinden und doch nach immer Größerem streben. Obgleich voller Selbstvertrauen, ist er schwerlich mit sich selbst zufrieden. Er vergleicht sich nicht mit beliebigen Konkurrenten, es ist ihm kein Trost, diesen und jenen zu überholen. Er sieht sein Ziel vor sich, seinen Maßstab in sich, seinen Richter über sich. Fällt ihm eine Aufgabe zu, so blickt er weniger auf den Lohn, als auf das entgegengebrachte Zutrauen. Bei Verteilung von Lasten übernimmt er gern die schwereren, während er bei Verteilung von Gütern willig zurücktritt. Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken, und was sein Glaube erst nur fern geschaut, sein Wille kühn erstrebt, das wird ihm zuletzt reichlich zuteil. Er hat sich großer Dinge wert geachtet und wird selbst wahrhaft groß. — Den geraden Gegensatz zum Hochmut bildet die Demut, sie gibt jedem die ihm gebührende Ehre, beugt sich vor dem Höchsten

und anerkennt die eigenen Schwächen und Schranken. Ihre Zwillingsschwester heißt Freimut. Wo Demut, da Freimut. „Der demütig Freimütige, sagt Friedrich Paulsen, beugt sich vor dem wahrhaft Ehrwürdigen, auch wenn es in Knechtsgestalt einhergeht, und verweigert dem bloß äußerlich Mächtigen, was dem Verehrungswürdigen allein gebührt. Es ist ihm ein Stolz, sich zu denen zu bekennen, die um des Rechts und der Wahrheit willen geschändet werden, und er achtet es für Ehre, mit ihnen Schmach und Verfolgung zu leiden."

Die demütige Beugung vor Gott, „dem Herrn des Himmels und der Erde[1]", gab Jesu jenen großartigen Freimut vor den Menschen[2] und berechtigte ihn zu dem kühnen Selbstbewußtsein, das ihn beseelte. „Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden; wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden", das war eines seiner Lieblingsworte[3]. Dieser Mann fürchtete Gott und sonst nichts in der Welt.

Jesus hatte in seinem Leben wohl keinen gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit, wie er bei andern infolge ernsten Bußkampfs und durchgreifender Bekehrung eintritt; seine harmonische Natur brauchte sich nur in sich selbst zu entfalten. „Sein Gottesglaube, bemerkt Heinrich Holtzmann, ist nicht, wie bei so vielen in seiner Nachfolge, aus den Stürmen der Verzweiflung geboren; er ruht als Sonnenschein auf weiter und stiller See." Was er vom reinen Herzen sagt, paßt zuerst auf ihn selbst. Die Menschen, die ihn belauerten und befeindeten, seine Ankläger und Richter suchten in seinem Charakter vergeblich nach einer Handhabe, sie „fanden keine Schuld an ihm[4]". Seine Jünger, die ihn in innigster Lebens-

---

[1] Mt 11 25 5 35 27 46 Joh 20 17 14 28 10 29 — [2] Mt 22 16 — [3] Lk 14 11 18 14 Mt 23 12 Hiob 22 29 — [4] Mt 26 60 27 24.

gemeinschaft Tag und Nacht beobachteten, haben den herrlichsten Eindruck behalten, selbst ein Judas gestand, daß er unschuldig Blut verraten habe[1]. Kühnlich darf Jesus im vierten Evangelium seine Gegner herausfordern: „Wer von euch kann mich einer Sünde, einer Unwahrheit zeihen[2]?" Er weiß den Schild seines hehren Berufes vor Menschen blank. Noch auf dem Wege zur Hinrichtung bezeichnet er sich als das grüne Holz im Unterschied von der Fäulnis seines Geschlechts[3]. Das hindert aber nicht, daß er sich in seinem Herzen noch weit vom Ziele und tief unter Gott, kurz, daß er sich gering vor seinem eigenen Gewissen fühlte. Er hatte keinen Gefallen an sich selber[4], er ruhte nie aus auf der erreichten Stufe, sondern strebte unaufhaltsam vorwärts, stieg unermüdet aufwärts. Hinsichtlich seiner Unvollkommenheiten fand sein übermächtiger Glaube die unmittelbare Zuflucht zur Liebe des Vaters. „Ich und der Vater sind eins!" das war das siegende, beherrschende, bleibende Bewußtsein, die fortwährende Quelle seiner Freude wie seiner Offenbarungen und Krafttaten[5]. Ohne dies Bewußtsein wäre er durch die Last der ihn umringenden Feindschaft und Verachtung innerlich zermalmt worden, wie unser Leib durch das Gewicht der uns umgebenden Luft zerquetscht würde ohne die ihn selber erfüllende, widerstehende Luft. Die immer neu im Glauben errungene und festgehaltene Einigung mit Gott war in gleicher Weise der Herzpunkt seiner Demut, seines Selbstgefühls und der ihm entströmenden Religion.

[1] Mt 27 4 — [2] Joh 8 46 — [3] Lk 23 31 — [4] Röm 15 3 — [5] Joh 10 30.

21. Hoffnungsfreudigkeit.

Auf einer Forschungsreise in Island, erzählt Professor Baring Gould, habe er zu Pferde einen der breiten und reißenden Ströme durchschwimmen müssen, welche sich aus dem Innern der Insel dem Meere zuwälzen. Während das tapfere Tier mit den schäumenden Wogen kämpfte, wirkten die wilden Strudel so verwirrend auf das Gehirn des Reiters, daß er, in seinem Sattel von argem Schwindel ergriffen, in die größte Gefahr kam, vom Pferde zu fallen und in dem reißenden Strom zu verschwinden. Allein der sich umblickende Führer erkannte sofort den Zustand des Gelehrten und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Fassen Sie fest das Ufer ins Auge. Dort den Felsen!" Gehorsam den Blick von den Strudeln hinweg auf das feste Land gerichtet, habe er bald danach glücklich das jenseitige Ufer erreicht. — So bedarf der Sterbliche in den Wogen des Lebens eines festen Punktes am jenseitigen Ufer, um die Besinnung zu behalten und sich durchzukämpfen. Diesen festen Punkt nennt er sein Ideal, sein Lebensziel, seine Hoffnung.

An dem Ideale eines Menschen – oder eines ganzen Volkes – bemißt sich seine sittliche Höhe. Zerrinnt auch zuletzt das hehre Bild, noch bevor es erreicht worden, so hat es doch – hebend und bewahrend und mächtig emporziehend – seinen Dienst getan.

Das große Ideal Jesu, das erhabene Ziel seines Lebens und Strebens, seines Schauens und Hoffens, das Thema seiner Predigten, der Gegenstand seiner Gleichnisse, der feste Punkt in seinem Wirken und in seinem Leiden war das Reich Gottes. Wir sahen, wie er schon als Jüngling diesen Gedanken in seine Seele aufnahm[1], ihm die Blüte seines Lebens, die Fülle seiner Kraft, die Gesamtheit dessen, was ihm die Welt bieten wollte, opferte. Mit allen Fasern seines Gemüts hat er sich nach dieser Hoffnung ausgestreckt und mit unentwegter, ja durch alle Widerwärtigkeiten nur gesteigerter Freudigkeit sich ihr hingegeben. Wie hat sich Jesus eigentlich das Reich Gottes gedacht? Was schloß dieser Begriff für ihn ein? Woher hat er seine Hoffnung, was ist sie ihm unter den Händen geworden, und was ist für uns davon geblieben?

Die „Königsherrschaft Gottes" oder das Himmelreich ist für Jesus etwas durchaus Jenseitiges, Himmlisches, Göttliches. Als etwas ganz Neues, Hohes, Herrliches, Übermenschliches bricht es herein[2]. Das Alte wird vorher untergehen. Jerusalem muß zerstört, diese Erde vernichtet werden. Die Sonne wird verlöschen und die Sterne vom Himmel fallen, ein vollständiger Zusammenbruch der alten Welt wird allen Jammer, alles Leid für immer begraben[3]. Und auf den Trümmern des Alten wird dann vom Himmel her das Neue geboren. Das Zeichen des Menschensohnes erscheint, er selbst kommt daher in den Wolken. Die Posaune schallt, die Toten erstehen, Gericht wird gehalten, ein jeder empfängt den Lohn seines Lebens[4].

---

[1] Kap 7 — [2] Mt 4 17 Lk 18 30 — [3] Mt 24 Lk 17.21 — Mt 24 27 ff 5 22 8 11 13 43 Lk 22 30.

Die Erdenzeit ist die Aussaat, das Himmelreich die Ernte. Alles hier ist nur Vorbereitung, Übung, Probe, Schule, dort folgt die Anwendung, die Fülle, der Genuß, die Vollendung. Jetzt ein kurzes Sammeln, Trauern, Dürsten, Streben, Warten, Sichsehnen, dann ein ewiges Besitzen, Sichfreuen, Schauen, Sattwerden[1].

Das Himmelreich, diese jenseits der Zeit sich auftürmende Ewigkeit, bringt die Erneuerung des Daseins, die Wiedergeburt der ganzen Welt, die Umkehr aller Verhältnisse: Glück statt Unglück, Reichtum statt Armut, Jubel statt Verfolgung, Daheimsein statt Heimweh, Gemeinschaft statt Verlassenheit. Der Gipfel ist der selige Vollbesitz Gottes, Gott schauen, sein Kind heißen, seine ununterbrochene Nähe genießen, seine unaussprechliche Barmherzigkeit erfahren. Das Reich Gottes ist das ewige Leben im Vaterhause, in engelgleichem Leibe, in fleckenloser Reinheit; die Wiederherstellung des verlorenen Paradieses, die volle Beseligung „in Abrahams Schoß" des aus Unruhe und Kampf zu Ruhe und Frieden gelangten Menschen, die herrliche Vereinigung auch der hienieden durch ihre Lasten und Kasten vielfach getrennten Menschen[2].

Was für eine lichte Welt tut sich hier vor unsern blöden Augen auf, würdig des größten Dichters! Wer seine Seele an solchen Bildern nährte und spornte, der muß ein ganz idealer Mensch gewesen sein, der hat den Sinn des Lebens erfaßt. Wunderbar verklärt wird die kurze Spanne des armen Erdendaseins durch solche Vision des Reiches Gottes. Jesus schaut für sich und

[1] Mt 5 $_{3-12}$ 13 $_{37}$ ff $_{44.45.47}$ ff 25 — [2] Lk 15 14 $_{15}$ ff 16 $_{19}$ ff 23 $_{43}$ Mt 22 $_{30}$ 19 $_{28}$ f.

zeigt der Menschheit „einen fernen göttlichen Ausgang, dem sich die ganze Schöpfung entgegenbewegt". Mögen die gegenwärtigen Verhältnisse noch so verworren und unerquicklich sein — es winkt wie ein Licht die himmlische Ruhe, die Lösung aller Knoten, die planvolle Ausmündung alles Irdischen in ewige, unendlich befriedigende Harmonie. Und so schreckt auch als Ziel des Einzellebens nicht mehr die finstere Nacht des Grabes, sondern es lockt der ewighelle Tag der vollen Gemeinschaft mit Gott und mit den vorangegangenen Seligen.

Jesus hat seine Zukunftshoffnung teils überkommen, teils selbst gebildet; aus der Schrift und aus der Erwartung der Besten seines Volks hat er die Ideen gewonnen, durch seine eigene Erfahrung sie fort und fort geläutert. Insbesondere hat er sie befreit vom politischen Element, das bei den Juden voranstand[1]. Er hat sie befreit von der Sinnlichkeit, die sonst in morgenländischen Phantasien sich so breit macht[2]. Man vergleiche nur das Paradies des Koran. Das Himmelreich Jesu ist etwas durchaus Religiöses, Geistliches, Erhabenes. Nicht mehr das verzehrende und schließlich doch verglühende Feuer von Lust und Leidenschaft. Nicht wieder die nationale oder irgendeine andere irdische Beschränktheit, sondern ein weiter Raum und ein tiefer Friede im Lichte Gottes.

Einzelne phantastische Züge sind geblieben, so das Kommen des Menschensohns in den Wolken, die Posaune, das Auferstehen aus den Gräbern, der Sternfall u. a. m. Sie stammen aus der früheren Weissagung, z. T. aus dem Buch Daniel; sie entsprechen dem damaligen Stand

[1] Mt 4_{8} f 12_{26} ff Mk 12_{17} Lk 10_{18} f Joh 6_{15} 18_{36} — [2] Mt 22_{30} Kap 7.

der Kosmologie, der Psychologie. Wenn sie für uns dahin fallen, so wird Jesus darum nicht kleiner.

Den Quellen zufolge hat Jesus gar erwartet, sein „Kommen in den Wolken“ werde von seinen Zeitgenossen erlebt, insbesondere auch von seinen Feinden, seinen ungerechten Richtern geschaut werden. In der letzten Nacht rief er's diesen mit sieghafter Bestimmtheit zu, und seine Jünger hat er auf dem Wege zum Leiden mit der gleichen Aussicht getröstet[1]. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, so zähe auch die ersten Christen daran festgehalten und nach den vorangehenden Zeichen ausgeschaut haben. Doch ihren Zweck hat diese Hoffnung reichlich erfüllt: sie hat Jesu Seele über die grausen Fluten seines Leidens hinweg getragen, und sie hat seiner ersten Gemeinde über vieles Schwere hinweggeholfen, bis sie einmal sicher in der Welt eingerichtet war. Auch hat sich ja der geistige Kern jener Hoffnung erfüllt, wenn es erlaubt ist, denselben von seiner phantastischen Umhüllung zu trennen. Jesus ist wiedergekommen aus dem Tode, erschienen den Völkern, aufgetreten in der Weltgeschichte als Welterneuerer in einer selbst für seine Verächter offenkundigen Weise. Sein Wort hat Recht behalten, seine Sache hat gesiegt und wird weiter siegen.

„In Jesu war der stolze göttliche Mut einer Persönlichkeit, die überzeugt ist, daß ihr nichts geschehen kann, weil der sterbliche Leib nichts, die unsterbliche Seele alles ist.“ So schrieb Peter Rosegger in seinem von der K. K. Polizei konfiszierten Aufsatz des Heimgarten „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke.“

---

[1] Mt 23 $_{39}$ 26 $_{64}$ 16 $_{28}$ 10 $_{23}$ Kap 10.

Die unverwüstliche, freudige Hoffnung auf den Sieg, nicht bloß seiner Persönlichkeit, sondern der Sache Gottes, des Guten über das Böse, des Lichts über die Finsternis, der Wahrheit über die Lüge, der Segenskräfte über alles Übel, diese Hoffnungsfreudigkeit ist groß an Jesu, und sie ist nicht zuschanden geworden. Sie hat ihn von Sieg zu Sieg geführt. Weder die wirbelnden Strudel des Stroms, noch das Aufwallen und Zurückfluten der Wellen konnten seinen Blick umfloren, der von dem ferne leuchtenden, seligen Ufer gebannt war. Kleinlichkeit, Einförmigkeit, Mühsal, Widerstand, ja selbst Enttäuschung, Schmerz und Schmach wurden in die Bewegung der mächtigen Hoffnung hineingerissen, und anstatt ihren Schwung zu hindern, mußten sie ihn nur verstärken. Als Jesus die tragische Wendung seines Lebens für gewiß erkannte und dem Tod entgegenging, da schnellte nur um so höher seine Hoffnung empor. Sein gewaltsamer Tod wird vor seinem Geistesauge zur Erlösungstat. Die Wenigen, die im ablehnenden und kreuzigenden Israel sich um ihn geschart, erweitern sich zu vielen aus allen Völkern. Und er, der jetzt Erniedrigte wird dann erhöht sein, nach dem Tode erst recht lebendig. So schaute er's, und mit diesem Hoffnungsblick nahm er das Kreuz auf sich[1].

Das alles erwartete er von Gott. Die Hoffnung ist der unmittelbarste Ausfluß des Vertrauens. Das Reich Gottes, die Weltverwandlung, alle die großen Wendungen in der Geschichte muß Gott herbeiführen[2]. Die persönliche Wiederbelebung und Erhöhung erhofft Jesus von Gott. In seine Hände befiehlt er seinen Geist[3]. Weil

[1] Mt 20 28 26 28 16 27 17 2 . 5 Lk 9 31 — [2] Mt 6 10 25 34 12 32 — [3] Lk 23 46 vgl Ps 31 6 Apg 7 58.

Abraham, Isaak, Jakob, gläubig mit Gott verbunden waren, kann Gott sie nicht im Tode lassen, sondern sie leben. So lautet der Auferstehungsbeweis Jesu[1]. So wächst aus dem Glauben die Hoffnung, bei Jesus persönlich und bei allen, die von ihm glauben lernen.

Diese Hoffnung macht ihn aber nicht zum müßigen Schwärmer, sondern sie beflügelt seinen Gang und stärkt seinen Arm. Gewiß, das Reich Gottes ist etwas Überweltliches, ein Geschenk des Himmels, eine selbstherrliche Machttat Gottes, ein unendliches Wunder, eine Lichtwelt durch und durch – aber Jesus macht sich auf, dies Reich anzubahnen mit Wundertun und machtvollem Auftreten und Wegschaffen des Übels und Vergebung der Sünden, und er predigt: tut Buße, das Reich ist nahe[2]! Es kommt zu denen, welche Buße tun. Es wird denen geschenkt, die sich in der Tat nach ihm ausstrecken. „Die Herrschaft Gottes beginnt da, wo man Gott herrschen läßt, wo man seinen Willen tut". Ein jeder muß in seinem Leibe den Kampf mitkämpfen, um Satans Reich zu stürzen und in das Himmelreich gewaltsam einzudringen[3]. Ringet, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, die Tür tut sich euch nicht von selber auf. – Eine solche Verbindung von Tatkraft und Hoffnung, zeugt sie nicht von einem durchaus gesunden, strebensmächtigen, alles überwindenden Glauben?

Schon das Wirken in der Gegenwart bringt Freude und einen Vorschmack des ewigen Lebens, ein Stück Himmelreich. Aber das Beste, das Wahre wird allerdings die Zukunft bringen. Vorwärts und aufwärts den Blick!

---

[1] Mk 12 $_{26}$ f — [2] Mt 12 $_{28}$ ff Lk 17 $_{20}$ f 18 $_{8}$ — [3] Lk 13 $_{24}$ 16 $_{16}$ Mt 11 $_{12}$.

Jesu Religion ist eine Jenseitsreligion, eine Religion der Hoffnung, des Heimwehs, eine Religion der Unvollkommenen, der armen Sünder geworden, die ihren Anker in der Ewigkeit, in der unsichtbaren Welt der Vollkommenheit, in der Gewißheit einer herrlichen Zukunft befestigt haben. Wer bei allen Erfolgen und bei allen Schlägen vorwärts blicken kann wie er, der hat überwunden, der wird auch ans Ziel der Vollendung gelangen.

* * *

Damit beschließen wir den zweiten Abschnitt unserer Untersuchung. Er hat uns vor die schwierigsten Fragen gestellt, die der Charakter Jesu aufgibt, und nirgends wie hier fühlt der Verfasser hinter seinem großen Gegenstande zurückgeblieben zu sein. Als gesichertes Resultat darf immerhin die Erkenntnis gelten, daß Jesus, durch den Glauben in eine höhere, unsichtbare Welt versetzt, aus dieser oder jedenfalls aus solchem Glauben eine unendliche Verstärkung seiner Kraft empfing und damit zum machtvollsten Wirken wie zum sieghaftesten Leiden gleich ausgerüstet war, während ohne jenen Glauben sein Ton längst verklungen, ein Ton vielleicht überhaupt nie von ihm ausgegangen wäre.

Liebe

22. Liebeskraft.

Starke Affekte [1] können für den Träger einen mächtigen Kraftzuwachs bedeuten. Der Wille, der Glaube, sie werden entweder verstärkt oder gelähmt durch das unmittelbare, leidenschaftliche Gefühl, das den Menschen in einer bestimmten Richtung fortreißt. Wenn beispielsweise der Zorn eines Heißblütigen mit elementarer Gewalt auflodert, so ist das ein Faktor, mit welchem man rechnen muß und der sich in zerschlagenen Geräten, zerrissenen Gemütern, zerstörten Ordnungen oder Verhältnissen und andern verheerenden Wirkungen geltend macht [2]. Nicht umsonst haben die Römer den Furor Teutonicus gefürchtet. Gelingt es durch planmäßige Zügelung und Selbstbeherrschung das Triebleben in Übereinstimmung mit der Grundrichtung des Strebens zu bringen, so zeigt sich der Welt ein starker Charakter, eine ungeheure Kraft. Bei schlechter Gemütsrichtung, wenn der Wille lediglich auf das rohe Ich zielt und kein höherer Glaube vorhanden ist, geben Haß, Habsucht, Herrschsucht, Rachsucht, Ehrgeiz, Eitelkeit, Wollust dem Menschen eine oft geradezu dämonische Gewalt. Guten Menschen verleiht die Liebe in ihren verschiedenen Beziehungen nicht bloß die eigentliche Feinheit, sondern auch eine meist unwiderstehliche Kraft in schwierigen Lagen. Was für Hindernisse Mutterliebe zu überwinden vermag, welch eine übermenschliche Stärke sie dem zarten Leib eines

---

[1] Kap 12 — [2] Richter 14 19 16 28 ff Jak 1 20.

geängsteten Weibes, etwa in Feuersgefahr, verleiht, ist bekannt genug. Was für Wunder Gattenliebe verrichtet, davon sind einzelne Beispiele, wie die Weiber von Weinsberg, selbst in die Geschichte übergegangen. Zu welcher Hingebung Kindesliebe sich aufschwingen kann, beweist unter zahllosen ähnlichen Erzählungen die der Irene, der Tochter des geblendeten Belisar. Welcher Aufopferung Freundesliebe fähig ist, das haben die Dichter aller Zeiten besungen. Zu was für Taten die Vaterlandsliebe begeistert, das wissen alle, die ein Vaterland kennen und seine Geschichte studieren. Und schon auf die bräutliche Liebe läßt sich oft das Wort anwenden: Liebe ist stark wie der Tod.

Augustins bekannter Ausspruch: Habe caritatem et fac quicquid vis! „habe Liebe und tu was du willst", deutet sowohl auf die unbedingt preiswürdige und alles verklärende Art der Liebe als besonders auf ihre große Kraft. Augustin meint speziell die „christliche Liebe", welche jedoch keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet. Einen der deutlichsten Beweise von der gerade der „christlich" gefärbten Liebe innewohnenden Kraft liefert Bernhard von Clairvaux. Sein durch übermenschliche Anstrengungen abgezehrter Körper hatte viele Monate vor dem Ende mit der Krankheit, mit dem Tode zu kämpfen. Obwohl er sich in das bessere Leben über dieser Welt sehnte, so raffte er sich doch immer wieder zum Handeln auf. „Wo es seiner Wirksamkeit für das Wohl der Menschen bedurfte, schreibt Neander, da ward das schwindende Leben durch die Macht der den kräftigen Geist entflammenden Liebe immer wieder zurückgerufen, und es fehlte ihm nie an Kraft, wo er dieselbe, um etwas durchzusetzen, am meisten brauchte." Einer seiner Schüler, sein Biograph, drückt

dies so aus: „Die Vorsehung, in deren Hand sein Gott wohlgefälliges Leben lag, ordnete es so, daß so oft ihn ein großes Bedürfnis irgendwohin rief, es ihm an Körperkräften nicht fehlte: sein Geist überwand alles, und die Augenzeugen mußten sich darüber wundern, daß er selbst starke Menschen durch die Kraft alles zu ertragen übertreffen konnte. Denn, wenn er die Geschäfte vollführt hatte und wie zu sich selbst zurückkehrte, litt er an vielen Krankheiten, so daß er in der Muße kaum lebte, er, der beschäftigt nicht zu unterliegen wußte.“

In der wunderbaren Kraft, die den staubgebornen Leib Jesu beseelte und die bis heute in die Welt hinaus wirkt, ist der Koeffizient der Liebe jedenfalls nicht zu übersehen. Wissen wir doch, welche hervorragende Stelle die Liebe in seiner Lehre einnimmt und welche Bedeutung durch ihn die Liebe in der Welt gewonnen hat. Diese von ihm ausstrahlende Liebe war in seiner Person verkörpert, in seinem Wesen zur Tat geworden. Sie war ein Grundfaktor seines Charakters, nicht bloß als dunkler, ihn selbst überwältigender Trieb, sondern als sein Wille, miterzeugt durch seinen Glauben, ein vollbewußtes, ausgereiftes ethisches Gefühl, ein durchläuterter, wohltemperierter und bis zur Vollkommenheit ausgebildeter Willensaffekt. Beziehung, Beschränkung, Färbung, Bewährung seiner Liebe wird Gegenstand der folgenden Untersuchung sein müssen. Nach seinen eigenen Worten haben wir zu scheiden zwischen Gottesliebe und Nächstenliebe und das weite Reich der letzteren nochmals zu teilen in Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Treue. Diese drei nämlich bezeichnet Jesus einmal als das „Schwere im Gesetz“, das von den Heuchlern dahinten gelassen wird: „Das Recht und das

Mitleid und die Zuverlässigkeit." Wenn wir diese ethischen Grundbegriffe im folgenden als Überschriften brauchen und auf das Verhalten zum Nächsten beschränken, so ist damit der Sinn vielleicht nicht völlig erschöpft, den sie an jener Stelle eigentlich haben. Allein unser Ziel ist ja nicht sowohl ein System der Lehre Jesu, als vielmehr ein Bild seiner Persönlichkeit.

---

23. Gottesliebe.

Nie hat der ewige Gott auf Erden einen hingebenderen, glühenderen Verehrer und Vertreter gehabt als es Jesus war. Niemand hat so einzig und innig wie er, von früher Jugend bis zum letzten Atemzuge, zum Himmel empor sagen können: Mein Vater[1]! Und niemand hat mit gleichem, alle Erdendissonanz übertönenden Vollklange die Antwort des Himmels vernommen: Du bist mein lieber Sohn[2].

In ihm lebte nicht bloß jenes dürstende Verlangen, wie es wohl auch die finstere Seele eines Fetischisten durchzuckt, nicht bloß die sklavische Unterwerfung des indischen Büßers oder die fatalistische Ergebung des Moslem, auch nicht bloß der berechnende Gehorsam des frommen Israeliten — sondern kindlich freudige, begeisterte Hingabe an Gott. Heißes Sehnen, grenzenloses Vertrauen, gewissenhaftester Gehorsam, tiefste Ehrfurcht — das alles war vorhanden, aber zugleich eine reine, unermeßliche, das ganze Herz ausfüllende Liebe zum Vater, die lauterste, tiefinnere Freude an Gott. Was wir in früheren Kapiteln dieses Buchs als Früchte des Gottesglaubens gewürdigt, was wir als Phänomene gewaltiger Willenskraft angestaunt, das empfängt jene wunderbare Verklärung und Vollendung, die es bei

---

[1] Mt $6_{6.8.9.18.26.32}$ $7_{11.21}$ 10_{32} f 11_{25} ff 12_{50} 15_{13} $16_{17.27}$ $18_{19.35}$ 20_{23} 25_{34} $26_{29.39.42.53}$ Mk 14_{36} usw — [2] Mk 1_{11} 9_{7} 3_{11} Mt 16_{16} f.

Jesus zeigt, erst durch die Liebe, die eben doch die Seele von allem Handeln ist.

Nicht als ob er die Liebe zu Gott erst erfunden hätte. Das war ein altes Gebot, und auch in seiner Bedeutung längst anerkannt [1]. Er hat diesem Gebot nicht einmal eine neue Form gegeben oder etwas Neues hinzugefügt. Auch Gott Vater zu nennen, unser Vater, mein Vater, das hat er nicht aufgebracht [2]. Er hat keine neuen, besonderen Namen Gottes ersonnen und keine neue Ausdrucksweise der Verehrung erfunden. Aber was im israelitischen Volk als Theorie nahezu vollkommen ausgebildet war, das hat er zuerst vollkommen zur Tat gemacht. Er hat nicht bloß mit der Zunge, sondern mit dem Willen und mit Wahrheit geliebt, mit ganzem Gemüt, mit ganzer Seele und aus allen Kräften.

Der israelitische Ausdruck, welcher die gesamte Betätigung der Liebe zu Gott zusammenfassen sollte, lautete zur Zeit Jesu: Heiligung des Namens Gottes. Gott soll die allerhöchste Ehre erwiesen werden, seine Sache jeder andern vorangestellt und mit keiner andern vermengt, alles, was sich auf ihn bezieht, soll mit unbedingter Auszeichnung behandelt werden. Diese Heiligung des Namens Gottes umspannte das ganze Leben des Israeliten und befaßte vor allem Liebe zum Gesetz und Liebe zum Heiligtum; als höchster Erweis der Liebe galt das Martyrium. Wenn Jesus im Vaterunser die Bitte um Heiligung des Namens Gottes allen andern voranstellte, so entsprach das durchaus dem frommen jüdischen Empfinden. Wenn Jesus beim ersten öffentlichen Betreten der heiligen Stadt den Tempel

---

[1] Mk 12 32 Lk 10 27 Hos 6 4. 6 Micha 6 8 Sir 1 10 2 18. 20 7 31 usw — [2] Jubiläenbuch 1 25 Sotah 9 15 2. Sam 7 14 Ps 89 27.

von den Mißbräuchen säuberte [1], welche die Priester duldeten; wenn er sich gleich in der ersten öffentlichen Rede fest zum Buchstaben der Schrift stellte [2], welchen die Pharisäer fortwährend zu umgehen suchten, so war das Heiligung des Namens Gottes. Er liebte den Tempel nicht als das Heiligtum der Juden, sondern als das Haus Gottes [3], die Schrift nicht als ein jüdisches Altertum, sondern als Gottes Willensurkunde, den Kultus nicht als nationale Sitte, sondern als die gottgegebene Form der Gottesverehrung. Alles war Liebe zu Gott. Aber eben diese schuf auch seine Freiheit gegenüber jenen Dingen, welche wir in und neben seiner Gebundenheit sich entfalten sahen [4]. Sein Gehorsam war ihm nicht erst durch das Gesetz abgerungen, sondern kam dem Gesetz von innen her entgegen, nicht ein knechtischer, sondern ein kindlicher Gehorsam, also Liebe. In diesem Sinne kann man sagen, Jesus stand über der Schrift und über der Religionsform. Nach seinem eigenen Spruch ist es ein Vorrecht der Sohnesliebe, den Vater zu kennen, zu verstehen, wie auch der Vater den Sohn kennt [5]. Er kennt den Vater gewissermaßen vor dem Gesetz, ohne das Gesetz, über das Gesetz hinaus; er trägt sein Gesetz in sich, er erkennt die innersten Absichten seiner Gebote. Liebe öffnet ihm die Augen für den wahren Willen Gottes, sie befähigt ihn zu jener neuen, überaus feinen und einfach schlagenden Auslegung des Gesetzes und zu der scharfen Kritik der jüdischen Sittlichkeit.

Liebe führt ihm auch den Pinsel, so oft er Gott malt, vor allem in den Gleichnissen. Es ist entzückend und erhebend, ihm diese Liebe nachzufühlen. Wo findet sich in

---

[1] Kap 4 — [2] Nach Mt; vgl Kap 15 — [3] Lk 2 49 19 46 Joh 2 16 f — [4] Kap 15 — [5] Mt 11 27 — [6] 1. Joh 5 3 Jer 31 33 f.

den religiösen Erzeugnissen der Völker eine gemütvollere, zartere, liebendere Schilderung Gottes als in der Geschichte des verlorenen Sohnes[1]? Oder man schaue den gütigen Weinbergsvater, der den ganzen Tag bis zur letzten Abendstunde Arbeitlose in seinem schönen Weinberg anstellt und allen den gleichen Lohn gibt[2], oder jenen reichen Wohltäter, der die Blinden, Lahmen, Krüppel an seine vollbeladenen Tische nimmt[3], oder den König, der dem schuldigen Beamten die ungeheure Schuld von zehntausend Talenten mit einem Federstrich erläßt[4] .... diese Ausmalungen sind um so unmittelbarer, um so bezeichnender, als sie nicht die Pointe des Gleichnisses bilden. Es kam Jesu in jenen Erzählungen nicht so sehr darauf an, ein Bild Gottes zu geben, als eine ethische Wahrheit zu illustrieren. Aber wo er auch nur entfernt an Gott dachte, da zeigten sich ihm sogleich die leuchtendsten Farben. Hier ist Gottseligkeit im schönsten Sinn des Worts. Nicht jenes jüdische Auf dem Angesicht liegen und den Namen Gottes nicht aussprechen wollen, sondern ein warmherziges, frei offenes, kindliches Verhältnis zu einem alliebenden und über alles geliebten Vater.

Von hier aus ist auch am besten die Naturbetrachtung Jesu zu verstehen. Weil er den Schöpfer liebt, so liebt er das kleinste Geschöpf. Das unscheinbarste Werk wird ihm wichtig, das aus der Hand dieses Vaters hervorgegangen, und er hat ein waches Auge für alles, was unter seinem Regimente geschieht. „Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und Regen fallen auf Gerechte und Ungerechte .... Seid also vollkommen, wie

---

[1] Kap 8 — [2] Mt 20 — [3] Lk 14 16 ff — [4] Mt 18 23 ff.

euer himmlischer Vater vollkommen ist[1]!" Oder der unvergleichliche Doppelspruch[2]: „Seht die Vögel des Himmels an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr nicht viel mehr als sie? .... Seht wie die Lilien des Feldes wachsen! Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und doch sage ich euch, selbst Salomo in seinem Glanze war nicht gekleidet wie eine von ihnen. Wenn Gott aber die Grasblumen des Feldes, die heute stehen und morgen in den Ofen wandern, so bekleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen!" Oder die Hinweise auf die Sperlinge, auf die Tauben, auf die Senfstaude, auf die wachsende Saat[3] – sie alle verraten den durch die Liebe geschärften Blick für das einzelne der geschaffenen Welt und ziehen überraschende Linien von dem vor Augen Liegenden hinauf zu den großen Gedanken des Vaters, immer wieder des Vaters. Für ihn tritt er ein vor allem Volk, seine wahren Absichten weist er nach gegenüber so viel Mißdeutungen, seine Ehre verteidigt er mit flammenden Worten.

Wer Gott liebt, den liebt Jesus auch, mit dem weiß er sich verbunden. „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter[4]. Wer seinen Willen nicht tut, der wird weggewiesen wie ein Fremder und Frevler[5]." Die Schroffheit Jesu gegen so manche zeitgenössische Richtung war nur die Kehrseite seiner Gottesliebe; sein Zorn gegen so manche religiöse Erscheinung nur die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt. Seine Freundschaft mit den Geschwistern von

[1] Mt 5 45 ff — [2] Mt 6 25 ff Lk 12 24 — [3] Mt 10 16. 29 Mk 4 26. 31 — [4] Mt 12 50 — [5] Mt 7 21 21 31. 41.

Bethanien wurzelte in der Gottesliebe; und wenn er den jungen Reichen liebend anblickte, so tat er es nur, weil dieser ihm gestanden, er habe alle Gebote Gottes von Jugend auf zu halten sich bemüht[1]. Solche gottliebenden Seelen zogen ihn mächtiger an als irgendwelche andern Vorzüge einer noch so bedeutenden Persönlichkeit. Die Freunde Jesu waren Fischer und Zöllner, weil sie — Gottesfreunde waren.

Aber daneben umfaßte er *alle* Menschen mit Liebe, weil sie alle Gottes Geschöpfe, Gegenstände seiner besonderen Fürsorge und seiner Gebote sind. Jesus liebt die Menschen, weil Gott sie liebt[2]; als den eigentlichen Kern des Gesetzes erfaßt er die Menschenliebe[3]. Bisher standen die beiden Gebote: Du sollst Gott lieben — und deinen Nächsten wie dich selbst! unvermittelt nebeneinander. Jesus zitiert sie nacheinander, aber in der Tat schmelzen sie für ihn zu unlöslicher Einheit zusammen. Waren in der israelitischen Lehre Gottesdienst und Menschendienst Gegensätze, so ist für Jesus der rechte Gottesdienst — Menschendienst. Er zitiert ausschließlich die Gebote der zweiten Tafel. Mit der größten Energie setzt er die Kultus-Ordnung unter die Pflicht der Nächstenliebe; die äußere, rituelle Reinigung der Gefäße, der Hände ist nichts gegenüber der sittlichen Reinigung des Herzens von Selbstsucht; der Dienst der Liebe steht über der Sabbatfeier, die Versöhnung mit dem Bruder geht dem Opfer im Tempel vor, die Versorgung der Eltern ist wichtiger als die Gabe an die Priester[4]. Gott will vor allem Barmherzigkeit[5].

---

[1] Mk 10$_{20}$ f — [2] Mt 5$_{45}$ — [3] Mt 7$_{12}$ 22$_{39}$ f — [4] Mt 23$_{14}$ $_{23.25}$ 15$_{2-20}$ 6$_{23}$ f Mk 11$_{25}$ Lk 10$_{31}$ ff — [5] Mt 9$_{13}$ 18$_{27.33}$ Lk 6$_{36}$.

Die Menschenliebe Jesu, welche die folgenden Kapitel gesondert schildern, fließt also unmittelbar aus seiner Gottesliebe. „Er dient Gott nur an den Menschen, und er dient an den Menschen nur Gott." Dadurch bekommt seine Menschenliebe etwas Eigentümliches, Spezifisches, Erhabenes, Heiliges. Sie richtet sich weniger nach den Wünschen der Menschen als nach dem Willen Gottes, den sie an den Menschen erfüllen und geschehen lassen möchte. Frei von Sinnlichkeit, Eitelkeit, Parteilichkeit, Weichheit, Laxheit, kurz von bloßer Leidenschaft, ist sie um so wirksamer und segensreicher. Kampf ist nicht bloß mit ihr vereinbar, sondern von ihr erfordert. Die Kämpfe, die der an Liebe so reiche Jesus zeitlebens geführt hat, waren nicht Abwehr, sondern Angriff. Von seiner Liebe wird er entflammt zum heiligen Krieg um Gottes willen, Krieg mit der Sünde, mit dem Unglauben, mit falschen Meinungen, mit falschen Verbindungen, mit falscher Liebe[1]. Er löst sich selbst und die Seinen aus den bisherigen, im Grunde selbstsüchtigen Verhältnissen[2], predigt Selbstverleugnung, pflanzt eine neue Liebe. Die natürliche Liebe muß untergehen, ja dem Hasse gegen alles Eigene weichen, um Gott allein zu dienen. In Jesu lebt ein Haß gegen die Welt; neben der Liebe zu den Menschen, die ihn erfüllt, steht ein Widerwillen gegen sie alle. „Seine Liebe ist überwundener Widerwille", sagt wohl nicht zu stark Wilhelm Lütgert. In allen Menschen ist etwas, das ihm widerwärtig. „Ihr seid boshaft, ein falsches und ehebrecherisches Geschlecht[3]." Seine Liebe ist kein schwärmerisches, naives Wohlgefallen an den Menschen, kein bloßer Enthusiasmus. Er liebt sie nicht wegen ihrer Liebenswürdigkeit, sondern in Gott.

[1] Kap 4 — [2] Kap 6.7.9.17 — [3] Mt 7_{11} 12_{38} ff $_{39}$ ff.

Sehr merkwürdig und fein ist das von Friedrich Nietzsche anerkannt worden in „Jenseits von Gut und Böse"[1]: „Den Menschen zu lieben um Gottes willen – das war bis jetzt das vornehmste und entlegenste Gefühl, das unter Menschen erreicht worden ist. Daß die Liebe zum Menschen ohne irgendeine heiligende Hinterabsicht eine Dummheit und Tierheit mehr ist, daß der Hang zu dieser Menschenliebe erst von einem höheren Hange sein Maß, seine Feinheit, sein Körnchen Salz und Stäubchen Ambra zu bekommen hat — welcher Mensch es auch war, der dies zuerst empfunden und ‚erlebt' hat, wie sehr auch seine Zunge gestolpert haben mag, als sie versuchte, solch eine Zartheit auszudrücken, er bleibe uns in allen Zeiten heilig und verehrenswert, als der Mensch, der am höchsten bisher geflogen und am schönsten sich verirrt hat."

Menschenliebe ohne Gott üben wollen, das beruht im Grunde auf einer Selbsttäuschung. Setzt doch selbstlose Liebe eine Erlösung vom Selbst voraus, nämlich Zügelung und Umlenkung der niedern Selbsterhaltungstriebe. Erst durch die Liebe zu Gott, wenn der Mensch mit heißer Sehnsucht und freudigem Streben sich dem persönlichen Ideal der höchsten Vollkommenheit hingibt[2], wird das kleine Ich von sich selbst befreit und auf eine Höhe der Gefühle erhoben, welche es reiner, ganzer, selbstvergessener, langmütiger Liebe fähig macht. „Die Rotglut der Leidenschaften kann nur durch die Weißglut einer gewaltigen Begeisterung überwunden werden." Diese gewaltige Begeisterung kann sich nicht an dem Begriff Mensch oder Menschheit bloß entzünden. Was ist der Mensch? — — Und die Menschheit? — Gemeinschaft macht gemein, sagt

[1] 60 — [2] Mt 5 48 18 27 ff Lk 6 36 1. Petr 1 15 f.

Nietzsche scharf aber wahr. Die sozialen Triebe oder „Herdeninstinkte“ sind um nichts höher als die Eigenbegierden.

„Erfahrungsgemäß, sagt F. W. Förster, ist der höchste Aufschwung menschlichen Fühlens von jeher weder einer abstrakten Idee, noch dem unvollkommenen Mitmenschen, sondern stets nur einer übermenschlichen Größe und Reinheit dargebracht worden, und erst, wenn das Fühlen durch diese Hingebung gleichsam gelöst ist im Menschen, vermag es auch — im Namen des Höheren — auf irdische Gegenstände übertragen zu werden . . . . Der irdische Eros ist nur durch den himmlischen Eros zu leiten . . . . Wenn Gott aus der Moral schwindet, so bleibt sie nichts anderes mehr als die Herrschaft der Gesellschaft über den Einzelnen, die Mehrheitsherrschaft der Vielen über das Individuum, und gerade ein aufrichtiger und scharfsichtiger Mensch wird dann in ungeheurer Ernüchterung das empfinden, was Paulus die ‚Knechtschaft des Gesetzes‘ nannte. Die ewige Heimat des Geistes ist über dem Leben und über der Gesellschaft — von ihr aus allein kann das wahrhaft Persönliche im Menschen zu sich selber gebracht und zum Siege über die Welt befähigt werden.“

Also Menschenliebe um Gottes willen, oder Gottesdienst an den Menschen! hieß die Losung. Sie erzeugte bei Jesu jene großartige, rastlose, selbstvergessene Tätigkeit, die sein Leben ausfüllt. Das Himmelreich anbahnen wollte er — nicht um die israelitischen Wünsche, sondern um Gottes Willen zu erfüllen. Wo Gottes Wille geschieht, da kehrt von selbst für die Menschen das Glück ein, da kommt das Reich Gottes. Auf dies Ziel hin wirkt er; und mit welcher glühenden Begeisterung, das läßt ihn der vierte Evangelist aussprechen, als er, selbst müde und hungrig, sich am Jakobs-

brunnen niedergelassen, aber dann eine arme Seele gefunden hat[1]: „Meine Speise ist's, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu vollenden!" Und ähnlich bei einer Blindenheilung[2]: „Wir müssen wirken, so lange es Tag ist, im Dienste des, der mich gesandt hat; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Die andern Evangelisten lassen ihn das Wort vom Salz und vom Licht reden[3]. Das Salz vergeht, indem es salzt, das Licht verzehrt sich, indem es leuchtet. „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie .... euern Vater im Himmel preisen[4]." Jesus möchte mit seinem Wirken zum Preise Gottes dienen, und öfter erwähnen die Evangelisten, daß er diesen Zweck erreicht[5]. Zur Tätigkeit für Gott ruft er auf[6]. Der tatlose Jünger ist unbrauchbar, ja verloren. Der faule Knecht muß in die äußerste Finsternis hinaus. Er hat keine Liebe zu seinem Herrn. Er hat dessen Gut nicht zu dessen Vorteil verwandt und vermehrt; dazu hat er ihm noch harte Absichten zugetraut. Die Liebe tut, was sie kann, gibt, was sie hat. Das unter den Scheffel gestellte Licht verfehlt seine Bestimmung. Salz, das nicht salzt, das ist etwas Dummes, Unbegreifliches, Absurdes, zum Wegwerfen und mit Füßen Treten, eine unheilbare Entartung. Aus Liebe gibt Jesus sein Alles für Gottes Ehre und Herrschaft und empfindet es nicht einmal als ein Opfer. Die Liebe kann nicht anders, als alles geben. Schön sagt indische Weisheit: „Was man Entsagung nennt, ist die Ergebung in des Höchsten Tun. Wer so mit Gott beständig sich vereint und sich zum Opfer bringt, der fühlt

---

[1] Joh 4_{34} — [2] Joh 9_{4} — [3] Mt $5_{13.14}$ — [4] Mt 5_{16} — [5] Mt 9_{8} 15_{31} Lk 7_{16} 8_{39} 5_{25} 13_{13} $17_{15.18}$ 18_{43} — [6] Mt 9_{37} ff $10_{8.27}$ 20_{1} ff $21_{28.33}$ 25_{14} ff Lk 17_{7} ff 15_{29}.

in sich die grenzenlose Seligkeit, mit der ihn Gottes stete Gegenwart erfüllt."

Dieselbe Liebe machte Jesu das Leiden zu einer innern Notwendigkeit. Mußte nicht gerade die Liebe am meisten sein Gewissen schärfen, sein Schuldgefühl entwickeln? Mußte er nicht jede Mißachtung und Mißkennung Gottes um sich her als eine Beleidigung Gottes empfinden? Mußte er nicht, je mehr er vor den Menschen für Gott eintrat, desto mehr auch der Sünden der Menschen sich schämen und dieselben um Gottes willen auf sein Haupt zusammennehmend ausrufen: Hier bin ich, Vater, tu an mir, was deine Gerechtigkeit verlangt, laß das Opfer meines Lebens, wenn es möglich ist, deine Ehre unter den Menschen wieder herstellen. Können wir auch solche Gefühle in der Seele Jesu nicht geradezu nachweisen, so können wir ohne sie sein Leben und Leiden kaum völlig verstehen. Gewiß hat Goethe Recht mit seinem „Der mißversteht die Himmlischen, der sie blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur die eigenen grausamen Begierden an". Aber es läßt sich anderseits auch sagen: der mißversteht die Liebe, der ihr Selbstopferung wehrt, er dichtet ihr nur die eigene fühllose Selbstsucht an. Tatsache ist, daß Jesus sein Leiden, sein gewaltsames Sterben als einen Kelch hinnahm, den ihm sein Vater reicht, und den er nicht bloß in abgenötigtem Gehorsam, sondern aus Liebe willig trinken muß[1]. Sein Sterben ist ein Gottesdienst, darum hat er es auch vom Eintritt in den Garten bis zum Verscheiden am Kreuz immerfort mit dem Vater zu tun[2]. Sein eigner Wunsch ist solches Sterben freilich nicht, seine ganze Natur sträubt

[1] Mk 10 38 14 36 Joh 18 11 — [2] Mk 14 36 Mt 26 53 Lk 23 34. 46.

sich[1]. Aber es ist göttlich; nicht sterben wollen wäre menschlich[2]. Aus meinen Augen, Versucher, der mich vom Todesweg zurückhalten will[3]! Mein Vater, dein Wille geschehe[4]! Hier ist Selbstüberwindung, ja Todesüberwindung in Gott, und wir blicken hinein in den rührendsten Gehorsam, hervorquellend aus reiner Liebe zu dem, dessen Wille allein sein Himmelreich war.

In seiner Schrift von der Liebe zu Gott unterscheidet Bernhard von Clairvaux vier Stufen im Entwicklungsgang dieser Liebe und schildert, wie der Mensch allmählich von der Selbstliebe zur Gottesliebe hinangebildet wird. Die unterste Stufe ist noch selbstsüchtiges Interesse, welches in Leiden und Nöten Gott sucht und seine Hilfe erfährt. Die folgende Stufe ist die von diesem Interesse aus sich entwickelnde Freude an Gott: „Müßte nicht das Herz von Eisen sein oder von Stein, das durch die Erfahrung der Hilfe nicht erweicht würde, nicht anfinge Gott um seiner selbst willen zu lieben und nun öfter, als die bittre Not nur treibt, zu dem freundlichen Gott sich hinwendet?“ Eine dritte Stufe bezeichnet die von selbstischem Interesse sich immer mehr frei machende Liebe zu Gott, die ihn selbst zum Ziele hat, wo mehr die von uns gekostete Liebenswürdigkeit des Herrn als unsre eigne Not uns Gott zu lieben, rein zu lieben treibt. Auf der höchsten Stufe steht die von allem selbstsüchtigen Interesse gereinigte Liebe zu Gott, vermöge deren der Mensch alles andere und sich selbst nur in Gott liebt — wie der Sänger des 73. Psalms: Wenn mir auch Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. —

---

[1] Lk 22 44 Kap 11 — [2] Mt 16 28 — [3] Mk 8 33 — [4] Mt 26 39 42 . 81 . 54.

„Selig und heilig, sagt Bernhard, möchte ich den nennen, welchem in diesem sterblichen Leben etwas dieser Art selten, zuweilen, oder auch nur einmal und dies nur für einen Augenblick zu erfahren verliehen wird; denn dein Ich so zu verlieren und von dir selbst so dich loszusagen, das ist ein himmlischer Wandel, nicht menschliche Art zu fühlen.“ „Nicht ohne Belohnung wird Gott geliebt, obgleich er ohne Rücksicht auf Belohnung geliebt werden soll. Die wahre Liebe hat in sich selbst genug, sie hat eine Belohnung, aber diese ist nichts anderes, als das, was Gegenstand der Liebe ist.“ „Wie die Verherrlichung Gottes das Ziel der ganzen Schöpfung ist, so ist es das Ziel der religiösen Entwicklung, alles nur zu wollen um Gottes willen. Eine solche Grundstimmung der Seele ist eigentliche Vergöttlichung. Doch hienieden kann der Mensch nur in einzelnen Momenten auf dieser Höhe sich erhalten. Ich weiß nicht, ob von irgendeinem Menschen der vierte Standpunkt in diesem Leben vollkommen ergriffen werden kann. Mögen es diejenigen behaupten, welche es erfahren haben, mir scheint es unmöglich zu sein.“

Noch treffender und klarer schildert Bernhard in einem Briefe an den Karthäuser Guigo die vier Phasen der „Liebe, welche, vom Sinnlichen ausgehend und unter der Leitung der Gnade fortschreitend, zur Vollendung im Geiste hinstrebt. Auf den selbstischen Standpunkt folgt zuerst der Standpunkt der Knechtschaft, wo die Verehrung Gottes als des Allmächtigen und daher die Furcht vorherrscht; sodann der Standpunkt der Lohnsucht, wo das Verlangen nach den durch die Gemeinschaft mit Gott zu erlangenden Gütern vorherrscht; dann der kindliche Standpunkt, wo Gott an sich um seiner selbst willen geliebt

wird. Solche Liebe allein vermag von Grund auf die Richtung des Gemütes umzuwandeln, denn sie allein vermag von der Selbst- und Weltliebe das Gemüt abzuwenden und zu Gott es hinzurichten. Diese reine Gottesliebe vernichtet die früheren Standpunkte nicht, sondern gibt ihnen erst die Erfüllung; sie mäßigt die Furcht, sie ordnet das Verlangen . . . ."

Gerade der letzte Satz verdient alle Beachtung bei Würdigung der Gottesliebe Jesu. Wir sehen nämlich bei dieser die verschiedenen Standpunkte fortwirken. Wir finden bei Jesu sowohl eine tiefe Furcht Gottes, als ein großes Verlangen nach den Gütern und Freuden des Himmelreichs, Warnung vor ewigem Fluch und Ausblick auf reiche Glückseligkeit — neben der reinsten Liebe.

Was die Furcht betrifft, so war es bereits bei den frommen Israeliten eine vielerörterte Frage, wie sie mit der Liebe sich vereine, zuletzt damit gelöst, daß sie der Anfang der Liebe sei[1]. Schroffer erklärt der erste Johannesbrief[2]: „Die Liebe in ihrer Vollendung zeigt sich darin, daß wir mit Zuversicht dem Tage des Gerichts entgegensehn . . . . Die Liebe duldet keine Furcht, sondern die vollendete Liebe treibt die Furcht aus, die noch an Strafe denkt; wer sich fürchtet, ist nicht vollendet in der Liebe." Hier waltet ein etwas engerer Begriff von Furcht: Furcht vor dem Gericht. Die Furcht Bernhards, die Furcht Jesu ist Ehrfurcht, welche mit Gott in Übereinstimmung zu bleiben strebt und sich hütet von ihm getrennt zu werden; es ist die Furcht vor der Sünde und ihren Folgen. In diesem Sinne sagt Bernhard: Die Liebe mäßigt die Furcht, nicht: treibt sie aus. In diesem Sinne predigt Jesus die Furcht

[1] Sirach 1 und die Glossen zu 2 9 25 11 — [2] 1. Joh 4 17 f.

vor dem, der Leib und Seele verdammen kann, die Scheu vor dem jedes unnütze Wort wägenden Richter, die Selbstprüfung gegenüber dem allesdurchdringenden, musternden Auge, den treugewissenhaften Fleiß gegenüber dem himmlischen Herrn, der die anvertrauten Pfunde mit Zinsen heimfordert[1].

Was sodann die Glückseligkeitslehre und die Hoffnung betrifft, so sagt Bernhard: Die Liebe ordnet das Verlangen. Gewiß tritt der Lohngedanke in der Predigt Jesu oft hervor[2]. Himmel und Hölle stellt er den Menschen vor Augen. Er tut das Gute nicht bloß um des Guten willen, sondern um des Himmelreichs willen, das kommen soll. Dies selige Ziel schwebt ihm bei allem Tun vor Augen. Aber es wird nicht ohne bitteres Leiden und Sterben erreicht. Wer sein Leben *verliert*, der wird es finden[3]. So wird der Lohngedanke gereinigt, das „Verlangen geordnet". Das künftige Glück liegt in weiter Ferne. Niemand weiß Zeit und Stunde des Hereinbrechens[4]. Hingegen werden furchtbare Katastrophen die Jünger hinwegreißen und Jesus, „den Bräutigam", zuerst[5]. Da fällt also jede pharisäische Lohnberechnung dahin. Ein jeder nimmt zuletzt das Seine aus der Hand des gütigen Gottes nicht nach Verdienst, sondern nach Gnade[6].

---

[1] Mt 10_{28} 12_{36} f 22_{11} ff 25_{14} ff — [2] Mt 5_{3} ff $_{46}$ 6_{1} ff 10_{41} f usw — [3] Mt 5_{10} ff 10_{16-39} 16_{21} ff 24 Joh 12_{24} ff Mk 10_{35} ff Lk 12_{50} — [4] Kap 21 — [5] Mk 2_{20} — [6] Mt 20_{8-16}.

24. Gerechtigkeit.

Napoleon I. war groß als militärisches und organisatorisches Genie, mit einem verblüffenden Gedächtnis und schier übermenschlicher Arbeitskraft ausgerüstet, aber er war klein als Charakter. Sein kolossaler Wille war nicht auf das Gute, nicht auf höhere Zwecke, nicht auf die Förderung der Menschheit gerichtet. Vom Standpunkt der allgemeinen Menschenrechte betrachtet war er geradezu ein Ungeheuer. Wir folgen im wesentlichen der Charakteristik des Franzosen H. Taine, wenn wir die nachstehenden Züge seines Bildes herausheben.

Schon in den wütenden Parteikämpfen der französischen Revolution, wo es sich doch um große Fragen der Menschheit handelte, blieb der junge Offizier Bonaparte völlig kalt und verfolgte seine eigenen Pläne; er zog seinen Degen weder für den König, dessen Brot er viele Jahre gegessen, noch für irgendeine andere Sache – „devoué seulement à sa propre fortune". Ein Bandenführer großen Stils, trieb er unter dem Vorwand des öffentlichen Interesses stets seine eigenen Geschäfte und dachte bei allem nur an sich. General auf eigene Rechnung und mit eigenem Nutzen, blieb er unverwandt seinen ehrgeizigen Plänen zugekehrt, bei nur drei Stunden nächtlichen Schlafs. Er wollte Frankreich sich unterwerfen und durch Frankreich dann Europa. Ein Freund nannte ihn schon damals den kleinen Tiger, um sowohl seinen Wuchs, seine raschen

Bewegungen, sein kühnes und zähes Greifen als sein gesamtes Innere zu charakterisieren. Madame de Staël schildert ihren ersten Eindruck aus jener Zeit u. a. mit folgenden Worten: „Sobald die anfänglich schwärmerische Bewunderung ein wenig nachgelassen, trat ein sehr ausgesprochenes Gefühl der Furcht an deren Stelle. Obgleich er damals noch keine Macht besaß, ja sogar durch das Schwert des Direktoriums bedroht schien, flößte er doch Furcht ein, und zwar lediglich durch die einzigartige Wirkung seiner Persönlichkeit auf fast alle, die sich ihm näherten. Sein Charakter ließ sich mit gewöhnlichen Worten gar nicht bezeichnen. Er war ohnegleichen, entweder mehr oder weniger als ein Mensch; und in täglich schärferem Maße schüchterte er mich ein. Ich empfand, daß keine Herzensregung auf ihn wirkte. Er betrachtet ein menschliches Wesen als ein Ding oder ein Faktum, aber nicht als seinesgleichen. Für ihn gibt es nur ihn, alle übrigen Geschöpfe sind Nullen. Seine Willenskraft besteht in der unerschütterlichen Berechnung seines Egoismus; ein geschickter Spieler, der die übrige Menschheit als seinen Gegenpart ansieht, geht er drauf aus, diese so schnell als möglich matt zu setzen. Ich fühlte in seiner Seele etwas wie einen kalten, schneidenden Degen, der überall nur verwundete; ich spürte in seinem Geist eine tiefe Ironie, welche nichts groß und schön ließ. Alles war ihm nur Mittel oder Zweck. Nichts galt ihm heilig, er kannte kein Gesetz. Er prüfte die Dinge lediglich auf ihren unmittelbaren Nutzen; ein allgemeiner Grundsatz mißfiel ihm wie eine Albernheit, wie ein Feind." Schon seine Blicke stachen wie Schwerter; sein scharfer Akzent, seine kurzen, schneidigen Gesten, sein zur Rede stellender, gebieterischer Ton wurden von seinen Zeitgenossen als die

beunruhigenden Zeichen eines unumschränkten Herrschers empfunden. Jede Gleichheit oder Vertrautheit, jede Gemütlichkeit floh bei seinem Nahen. Sein Auftreten erinnerte an die Tyrannen längst vergangener Jahrhunderte.

Dabei besaß dieser Mann eine ganz erstaunliche Kraft der Konzentration. Er konnte achtzehn Stunden ununterbrochen bei der Arbeit, ja, bei der gleichen Arbeit zubringen. Man hat seinen Geist niemals müde oder zerstreut gesehen. Er war immer ganz bei der Sache. Die verschiedenen Gegenstände und Angelegenheiten waren, wie er selbst einmal sagte, in seinem Haupte untergebracht wie die Fächer eines Schrankes. „Will ich eine Angelegenheit unterbrechen, so schließe ich ihr Schubfach und öffne das einer andern. Sie vermischen sich keineswegs mit einander und belästigen oder ermüden mich nie. Will ich schlafen, so schließe ich alle Schubladen und befinde mich im Schlaf." Ein selten erzogenes und folgsames Hirn, beständig bereit für jede Anforderung, der augenblicklichsten und völligsten Sammlung fähig! Manchmal hat er als Konsul wichtigen Sitzungen von zehn Uhr abends bis fünf Uhr morgens ununterbrochen präsidiert, oder er hat mehrere Staatsräte und Schreiber von neun Uhr morgens bis fünf Uhr abends beschäftigt und kaum eine Viertelstunde Pause gemacht; seine Mitarbeiter werden müde und schlafen ein oder kommen nicht nach, aber er weckt sie immer wieder und hält sie in Atem. „Er hat in drei Jahren mehr regiert, als Könige in hundert Jahren", sagt ein Biograph. Er besaß eine wunderbare Menschenkenntnis, eine großartige Fähigkeit, die Regungen des menschlichen Gemüts zu analysieren, die Handlungen der anderen zu beurteilen, ihre Beweggründe zu durchschauen, ihre Schwächen

zu benutzen. Dabei ein beständiges Pläneschmieden, ein rastloses Spinnen von Gedanken, Formen von neuen Gestalten, Entwerfen von Schlachtstellungen, Erwägen von Möglichkeiten, Ersinnen von Ränken und politischen Schachzügen.

Aber das alles ohne eine Spur von Moral. Seine Liebschaften, auch seine Ehe mit Josephine, waren rein sinnlicher Natur. Er verführte eine Schwester der Josephine nach der andern. „Ich bin nicht ein Mensch wie die andern, sagte er selbst, und die Gesetze der Moral oder des Anstandes können nicht für mich gemacht sein.“ Zur Zeit des Konkordats machte ihm im Gespräch eines Tages der alte treue Senator Volney in Paris eine trockene, freimütige Bemerkung zugunsten der Bourbonen, worauf Napoleon ihm schnell einen solchen Fußtritt in den Leib versetzte, daß er bewußtlos niedersank und lange Tage krank lag. Er war von vollendeter Rücksichtslosigkeit und kaltsinnigster Brutalität; noch auf St. Helena konnte er dem Gouverneur und Personen seiner Umgebung die rohesten Beleidigungen ins Gesicht schleudern. Seine schnellste Regung, sein lebendigster Trieb war, „die Leute an der Gurgel zu packen und ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen“; seine gesprochenen Worte waren meist unheimliche Blitze mit Donner gemischt, und selbst viele seiner schriftlichen Kundgebungen gleichen Feuergarben, hinter denen sich seine drohende Gestalt vor dem Leser erhebt. Wenn er in seinem Kabinett diktierte, pflegte er mit großen Schritten auf und ab zu gehen und zahllose heftige Flüche in das Diktat zu mengen, welche die Schreiber größtenteils unterdrückt haben. Zog er sich an, so warf er solche Kleidungsstücke, die ihm nicht gerade gefielen, heftig zu Boden oder ins Feuer. Die Kammerdiener hatten den denkbar schwersten Stand mit

diesem Gewaltherrscher. Die Schreiber arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts und konnten nicht die Hälfte des Diktierten schreiben, doch wiederholte er ihnen erbarmungslos nicht einen einzigen Satz.

Von frühester Jugend an hatte er sich in Gewalttaten geübt. Korsika ist die Heimat der Banditen, das Land der Vendetta und des Faustrechts. Gerechtigkeit gibt es dort nicht, 130 Morde in zwei Jahren verzeichnet ein amtlicher Bericht über die Insel vom Ende des 18. Jahrhunderts. Gemeinnützigkeit, sozialer Sinn, Staatsgedanke sind dort unbekannt; statt eines Gemeinwesens finden wir eine Menge kleiner, einander feindlicher Parteien. Alles geht mit List oder Gewalt vor sich, jeder trägt Waffen, und keiner ist vor dem andern sicher. Dort hat der junge Bonaparte seine Schule durchgemacht und gelernt, daß der Welt Lauf nicht Friede, sondern Krieg ist, und daß man mit der eisernen Hand am weitesten kommt. Dort hat er früh das Lügen geübt, das ihm angeboren war, und es zu jener erstaunlichen Erfindungskunst darin gebracht, die ihm später zu Gebote stand. Auf der Höhe seiner Macht rühmte er sich der Lüge als eines Zeichens politischer Überlegenheit und erinnerte sich gern der Prophezeiung eines Onkels, welcher schon dem Knaben die Weltherrschaft vorausgesagt hatte, „weil er die Gewohnheit hatte unter allen Umständen zu lügen". Ein äußerst zäher, gewandter, beredter Sophist, der sich stets den Schein des Rechts zu geben wußte, unterwarf er sich nie der Wahrheit, sondern verfolgte beim Sprechen oder Schreiben den einzigen Zweck, mit allen Mitteln und um jeden Preis seine Sache zu verfechten. Das führte zur Täuschung nicht bloß der andern, sondern auch seiner selbst, zu völliger Verwirrung der Begriffe. Alles,

alles mußte seinem Prestige dienen. Sein Heer wußte er ins Interesse zu ziehen, aber es galt ihm so viel wie eine Meute Hunde dem Jäger.

Die vorherrschende Leidenschaft in ihm war der Ehrgeiz. „Er ist mir, sagt er selbst, wie das Blut, das in meinen Adern rollt, wie die Luft, die ich atme." Ein Diplomat faßte nach langem Verkehr und sorgfältiger Beobachtung seinen Charakter in das Wort zusammen: „Er betrachtete sich als ein besonderes Wesen in der Welt, gemacht, um sie zu regieren und alle Geister nach seinem Gefallen zu lenken." Deshalb mußte jeder, der mit ihm zu tun bekam, auf eigenes Wollen verzichten und sich zum Werkzeug seiner Herrschaft hergeben. Jede Selbständigkeit war ihm verhaßt. Zuletzt duldete er in seiner Umgebung nur noch vollendete Schranzen und Schweifwedler; seine obersten Diener waren Maschinen oder Fanatiker. Seine Generäle, seine Räte hielt er in sklavischer Abhängigkeit. Die niedersten Triebe der Menschen benutzte er, um sie unter sein Joch zu knechten und immer weiter zu erniedrigen. Alle wußte er lächerlich zu machen, alle Urteilskraft zu ersticken, jede wahre Größe in den Staub zu treten. „Ein Staatsmann, erklärte er, darf nicht sensibel sein; er steht völlig außerhalb, allein auf der einen Seite, auf der andern hat er die übrige Welt." Eine schändliche Menschenverachtung leitete ihn in allem. Die Leute interessierten ihn nur, soweit er sie brauchen konnte; sie sind nur für ihn da, keiner ist fähig außer ihm, und überhaupt ist kein Mensch eines guten, eines selbstlosen Gedankens fähig; sie sind alle von den niedersten Begierden getrieben.

Kein Wunder, daß jedermann, und zuletzt ganz Europa

unter seiner eisernen Faust seufzte. „Je näher man ihm stand, desto unerfreulicher wurde das Leben.“ Er dankte nicht für einen schwierigen, ihm mit Aufopferung erwiesenen Dienst, er lobte nicht; er zollte seine Anerkennung in der Regel nur durch Schweigen. Man mußte sich freuen, wenn er schwieg. Welchen unerträglichen Druck er ausübte, wie furchtbar er der menschlichen Gesellschaft den Atem benahm, das fühlte er selbst. Man hörte ihn sagen: „Glücklich ist, wer sich vor mir in irgendeiner fernen Provinz verstecken kann“; und er sprach von der allgemeinen Erleichterung, die mit seinem Tode eintreten werde, von dem gänzlichen Mangel an Trauer bei seinem Scheiden. Die beständige Furcht, welche er einflößte, vernichtete um ihn her jedes Wohlsein und Behagen, jede Unterhaltung und Freude. Da herrschte lediglich der Befehl und der Gehorsam. Selbst bei den Hoffesten gab es kein Aufatmen, kein Gehenlassen, keine Lust — eisiges Zeremoniell in militärischer Abwicklung. Niemals ist aus Napoleons Munde ein liebenswürdiges oder auch nur hübsch gewendetes Wort gegen eine Dame geflossen, wiewohl sich die Anstrengung ein solches zu finden bisweilen auf seinem Gesichte malte. Er konnte nicht anders als eckig, unartig, herrisch sein. Deshalb freute sich jede Dame ohne Ausnahme, wenn sie ihn sich wieder entfernen sah. Metternich schildert das unbeschreiblich Linkische der Haltung Napoleons im Salon, und Varnhagen von Ense erzählt, er habe nie eine so rauhe, harte Stimme gehört und nie ein so unerfreuliches, eisiges, erschreckendes Lachen gesehen, bei welchem Mund und untere Backen zwinkerten, während Stirn und Augen unbeweglich finster blickten.

Napoleon gefiel sich darin, den Leuten ihre Schlechtig-

keiten aufzudecken und vorzuwerfen; er weidete sich förmlich an der Schande ihrer Blöße und an ihrer Vernichtung; aber ebenso erzählte er seine eigenen Ausschreitungen, z. B. im ehelichen Leben, mit der schamlosesten Offenheit und duldete nicht, daß sich Josephine oder sonst jemand darüber beschwerte. „Ich habe das Recht, auf alle euere Klagen mit einem ewigen „Ich" zu antworten." Das Wort „Ich" mußte in der Tat alles zudecken, und zur Erklärung fügte Napoleon hinzu: „Ich bin abgesondert von aller Welt, Ich lasse mir von niemandem Bedingungen stellen noch irgendwelche Verpflichtungen auferlegen; auch kein Gesetz aufzwingen, nicht einmal das der äußeren Höflichkeit ... Ach, der gute Geschmack! wieder eins jener klassischen Worte, von welchen Ich nichts wissen will."

Mit einem solchen Charakter ließ sich in der Tat einfach nicht leben. Sein Genie war zu groß, zu übelwollend und unheilschaffend. So lange er regiert, so lange hat man Krieg. Keine Schranke kann ihn halten, kein Vertrag ihn binden. Der Friede ist bei ihm immer nur Waffenstillstand, geschlossen, um neue Kräfte zum Krieg zu sammeln. Er ist durchaus unverträglich. Seine Kriege zwischen den Jahren 1804 und 1815 haben mehr als 1700000 eingeborene Franzosen getötet, dazu etwa zwei Millionen sogenannte Verbündete Frankreichs, und dementsprechend sind die Zahlen bei den gegnerischen Truppen. Nach andern Berechnungen ist die Ziffer der durch Napoleons Kriege Getöteten noch um mehrere Millionen höher. Geliebt hat er sein Volk und seine Soldaten niemals – höchstens so, wie der Reiter sein Pferd liebt, das er anschirrt, aufzäumt, dressiert, reizt, hetzt, spornt, jagt, nicht um ihm eine Freude zu machen, sondern um sich selbst seiner zu bedienen und es

auszunutzen bis zur völligen Erschöpfung. Napoleon hat sein stolzes Frankreich fast zu Tod geritten, er hat es tief verschuldet und mit allen Völkern zerfallen zurückgelassen. Er hat ihm auch nicht für einen Nachfolger gesorgt. Sein Egoismus verbot ihm das. Après nous le déluge — das war das eingestandene Leitmotiv dieses „großen" Mannes. Was geht ihn das französische Volk, was geht ihn die ganze Mit- oder Nachwelt an? Wenn er nur einen gedeckten Tisch vor sich und eine Krone auf dem Haupte und alle Menschen zu seinen Füßen hat.

* * *

Bekanntlich soll Napoleon auf der Insel Helena selbst Vergleiche gezogen haben zwischen Jesus und sich. „Alexander, Cäsar und ich haben große Reiche gegründet mit dem Schwert, und sie sind zerfallen. Jesus hat sein Reich auf Liebe gegründet — und es besteht, es wird ewig bestehen." Es ist nicht völlig erwiesen, daß Napoleon so gesprochen, aber tatsächlich läßt sich kein klaffenderer Gegensatz denken als zwischen Jesus und Napoleon. Dies Kapitel könnte hier abbrechen mit der Aufforderung an den Leser: Denke dir in allem das gerade Gegenteil vom Egoismus eines Napoleon, und du siehst die Menschenfreundlichkeit Jesu vor dir. Hatte nicht auch dieser eine große Herrschergabe, ein seltenes Organisationstalent und ein wahres Genie in der Behandlung der Menschen? Aber wiewohl er ein geborener Herrscher war, verzichtete er auf weltliche Herrschaft und erwählte das arme Leben des Dienens. Dafür wurde es den Leuten wohl in seiner Nähe; angezogen von dem Sonnenschein seiner anmutigen Worte und seines aufrichtig freundlichen Wesens scharten sie sich um ihn, und mancher

wünschte für immer bei ihm zu bleiben. Seine ständigen Gefährten haben sich nie beklagt und sind seiner nicht überdrüssig geworden: sie waren nicht seine Diener, sondern seine Freunde, die unendlich viel von ihm empfingen. Seine Persönlichkeit wurde von niemandem als ein Druck empfunden, er nahm allen nur Lasten ab. Er mißbrauchte die Menschen nicht für selbstsüchtige Zwecke, sein Auge suchte nicht den eigenen Vorteil, weder Mund noch Stirn erhoben Ansprüche an die Umgebung. Aber er hatte allen immer etwas zu bieten. Seine Liebe erstreckte sich auf den ganzen Menschen, auf die leiblichen wie die seelischen Bedürfnisse. Wohltun war sein Leben, „Geben seliger als Nehmen" eines seiner Leitworte.

Diese Liebe gehört zu dem Neuen, das Jesu gebracht hat, ja, sie ist sein eigentliches Vermächtnis an die Menschheit. Und dieser Edelstein erglänzt scharfgeschliffen nach drei Seiten: er zeigt eine vernünftige Seite: die Gerechtigkeit, man könnte auch sagen Rechtlichkeit, Achtung der allgemeinen Menschenrechte, Billigkeit; eine empfindsame Seite: das Mitgefühl, die Barmherzigkeit; endlich eine sozialethische Seite: die Treue. Wir lassen zunächst die erste Seite leuchten.

Daß die Liebe Jesu nicht bloß ein dunkler Drang, sondern ein vernünftiger Entschluß, eine auf klarer Überlegung beruhende Willensrichtung ist, zeigt die Versuchungsgeschichte, welche die Evangelisten an den Eingang seines Wirkens stellen. Die Versuchung knüpft an das soeben in Jesu erwachte Selbstbewußtsein und Kraftgefühl die Frage: Liebe oder Selbstsucht, dienen oder herrschen? stellt ihn in der ersten Szene vor die Möglichkeit, die ihm verliehenen Kräfte für sich selbst zu verwenden statt für

andere; in der zweiten vor die Möglichkeit, durch nutzlose Schauwunder sich Eingang zu verschaffen statt auf dem steilen Weg der Selbstverleugnung; in der dritten vor die Möglichkeit, für sich selbst ein Weltreich zu errichten mittels Lüge und Leidenschaft, statt Gottes Reich aufzurichten mittels Liebe und Leiden. Jesus fühlt in seinem Verhältnis zu Gott sich alles untertan, die Natur, die Menschen, die Geisterwelt. Darin liegt eine große sittliche Gefahr. Solche Macht im Dienst der Liebe zu gebrauchen ist göttlich, im Dienst des Ich teuflisch. Jesus beugt sich rückhaltlos und ohne Zaudern unter Gott und entscheidet sich für ein Leben der Liebe. Er verzichtet für sich selbst auf alles, um desto mehr für andere zu begehren, um niemandem eine Bitte um Hilfe abschlagen zu müssen. Gott muß ihm geben, was er für andere erbittet, während er für sich selbst keine Wünsche mehr hat. Unter dem Kreuz haben ihm seine Feinde das Zeugnis ausgestellt: Er hat andern geholfen — sich selber hilft er nicht.

Und alle seine Liebe erwies er im Namen Gottes, den Menschen helfend um Gottes willen, Gott allein anbetend und ihm allein dienend. Es ist bereits oben ausgeführt worden, daß seine Menschenliebe Gottesliebe war. Die Juden trennten beides durch klaffenden Abstand, setzten die Moral tief unter die Religion, erdrückten mit ihren Kultusübungen fast die sozialen, bürgerlichen, familiären, kurz, die einfachen Menschenpflichten. Dahinter versteckte sich Heuchelei und Selbstsucht. Wenn Jesus eine bessere Gerechtigkeit von seinen Jüngern fordert, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so meint er Hebung der Moral auf die Stufe der Religion, ja Verschmelzung der beiden in eins, Menschenliebe als eigentlichen und täglichen

Tatbeweis der Gottesliebe[1]. Und diese bessere Gerechtigkeit, dieses neue Rechtverhalten zeichnet er bei Matthäus nach den verschiedenen Beziehungen zum Mitmenschen vor allem als Versöhnlichkeit, Keuschheit, Wahrhaftigkeit, Willfährigkeit, Freundlichkeit selbst gegen den Feind[2]. Er motiviert sie mit der Liebe, die Gott allen Menschen, guten und bösen, in gleicher Weise erweist. Aus dieser Tatsache folgt doch, daß Gott die Liebe will, daß er die Menschen für die Liebe geschaffen, daß die Menschen die Liebe so nötig haben, wie die Pflanzen den Regen und den Sonnenschein.

Das ergibt sich auch aus der Selbstbeobachtung. Du bist doch, zeigt Jesus in der Geschichte vom Schalksknecht[3], vollständig auf das Erbarmen Gottes angewiesen. Wenn er dir nicht deine Schulden immer wieder erließe und aus der Not hülfe, wärest du verloren. Wer also selber der Liebe bedürftig ist, der muß sich innerlich verpflichtet fühlen, aus Dankbarkeit oder aus Billigkeit, die gleiche Liebe andern zu erweisen, welche ihrer bedürfen. Die erfahrene Barmherzigkeit soll nach göttlichem Rechte dich zur Barmherzigkeit treiben. Und weiter. Stellst du nicht deinerseits an deine Mitmenschen von Jugend auf fortgesetzt sehr bestimmte Ansprüche? Daraus folgt für einen Billigdenkenden mit Notwendigkeit, daß die gleichen Ansprüche an dich gemacht werden können und müssen. Der Spruch des Hillel, der sich übrigens ähnlich bei andern Völkern findet: „Was dir unlieb, das tue auch deinem Nächsten nicht!" genügt hier keineswegs, denn du erhebst selber sehr positive Wünsche, nicht bloß auf ein Nichttun, sondern auf ein Tun,

---

[1] Mt 5 20 vgl Kap 15 — [2] Mt 5 21—48 — [3] Mt 18.

nicht nur auf ein Nichtschädigen, sondern auf ein Nützen, nicht bloß auf Nichthaß, sondern auf Liebe seitens der anderen. Die Menschen sind vom Schöpfer aufeinander angewiesen, sie bedürfen der gegenseitigen Hilfe. Darum: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut auch ihnen; das ist die ganze Bibel[1]!“ Darin ist in der Tat alles enthalten. Dieser goldene Spruch Jesu bedeutet nicht bloß einen gewaltigen Fortschritt gegen alle früheren Epochen der Liebe, sondern die endgültige Lösung der Frage. Hier ist vollkommene Billigkeit und Gerechtigkeit.

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Diese in ihrer Einfachheit geniale Formel hatte den israelitischen Weisen manche Schwierigkeit bereitet. Wie ist das eigne Recht mit dem des Nächsten, wie ist Liebe und Selbsterhaltung zu vereinen, wer hat überhaupt Anspruch auf Liebe, wer ist der Nächste? Ist nicht auch der Zorn berechtigt und der Haß unter Umständen geboten und die Rache Gerechtigkeit? Alle solche Fragen erledigen sich unter den Händen Jesu aufs einfachste. Wie die Sonne die Sterne auslöscht, so beseitigt die sonnenhaft vollkommene Liebe Gottes, welche Jesus schlechthin zum Vorbild stellt[2], alle die abirrenden Gelüste des Herzens. Kann der Mensch nicht in dem Grade und Umfange lieben wie Gott, soll doch die Art und Weise seiner Liebe die gleiche sein.

Die Liebe fragt nicht, wem? — sie liebt, sie gibt, sie hilft, sie ist weitherzig. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter[3] wendet die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ um zu der andern: „Wem bist du der Nächste zum Helfen?“ und zu dem Hinweis, „hast du, wiewohl einem völlig

[1] Mt 7 12 5 43 ff — [2] Mt 5 45. 48 18 23 20 15 Lk 6 36 15 20—32 — [3] Lk 10.

Fremden oder gar einem Feinde einmal geholfen, so bist du ihm nahe gerückt, und es ist ein dauerndes Band geknüpft." Die Liebe überbrückt also von sich aus die größten Gegensätze, ja hebt alle menschlichen Schranken auf. Der reiche Mann war für den armen Lazarus der Nächste, ihm Gutes zu erweisen. Gott selbst hatte den Armen vor seine Schwelle gelegt; daß er ihn liegen ließ, das schlägt Mose und den Propheten ins Angesicht, das trennt ihn nun für ewig von diesem Schützling Gottes, den die Engel heimholen[1].

Die Liebe duldet neben sich nichts Böses im Herzen, sie will ungemischt, unbedingt, unbeschränkt herrschen, in diesem Sinne ist sie engherzig. Ein Gemisch von Liebe und Haß ist unhaltbar[2]. Haß ist Bosheit, Liebe ist Güte. Die Liebe fordert also unmittelbar das Vergeben, sie ist eine unbegrenzte Bereitwilligkeit zum Sichversöhnen und Segnen. Liebe schließt jede Rache aus und vernichtet die Rachsucht. Sie bedeutet nicht bloß Mäßigung des Zorns, sondern Aufhebung jeder trennenden Leidenschaft, Überwindung des Bösen. Das beleidigende Wort und der Groll des Herzens sind genau so sündig, wie die erhobene Hand. Die Liebe verträgt sich nicht einmal mit einer harten Beurteilung oder hochmütigen Zurechtweisung des andern. Comprendre c'est pardonner. Nicht richten heißt vergeben, zudecken, auf jede Bestrafung oder Demütigung des andern verzichten. Die Liebe läßt sich durch das Tun des andern nicht beeinflussen oder beirren. Sie erhebt sich über die Beleidigungen, indem sie dieselben aus Gottes Hand annimmt und ihr Verhalten gegen den Beleidiger

[1] Lk 16 — [2] Mt 5 21 ff 39 ff.

nicht ändert. Entspringt sie doch frei dem guten Willen des Menschen, der sich an Gott gebildet hat.

Die Liebe ist selbständig, unabhängig, zuvorkommend. Sie wartet nicht bis der andere entgegenkommt. Eine auf Gegenliebe fußende Liebe findet sich auch bei Zöllnern und Heiden; da sie nicht mehr gibt, als sie empfängt, tut sie nichts Besonderes, sie ist im Grunde selbstsüchtig[1]. Selbstlose Liebe, die ohne Nebenabsichten des andern Wohl sucht, zeugt von Seelenstärke, geistiger Übermacht, ja von unversieglichem Reichtum. Während schwächliche Menschen immer nur für sich selber sorgen, ist es großen Seelen gegeben, noch an andere mitzudenken, viele zu tragen, immerfort zu spenden. Die Liebe Jesu, schöpfend aus dem unergründlichen Born einer höhern Welt, ist reich in sich selbst. Sie wartet nicht die Bitte ab, sie rechnet nicht auf Dank, dient nicht um Lohn, sucht nicht Ehre, Beliebtheit oder Liebe von Menschen — dadurch würde sie ja in sich selbst gespalten und wäre nicht mehr Liebe[2]; sie handelt aus eigenem Triebe.

Die Liebe Jesu hat etwas Königliches – aber im Gewande der Demut. Wie weiß er alle Einbildung, alles Verdiensthaschen dabei abzuschneiden! Jener Knecht, der dem Mitknecht nicht vergeben will, wandert in den Schuldturm; würde er ihm aber vergeben, so wäre das, im Verlauf der Parabel, nicht etwa eine rühmenswerte Großmut, sondern eine ganz selbstverständlich sich ergebende, innere Pflicht. Für die Verfolger und Verleumder beten, ja ihnen wohltun, das ist kein außerordentlicher Edelsinn, sondern einfache Pflicht eines Kindes Gottes; der Zweck darf also nicht sein, dem Feinde feurige Kohlen aufs Haupt zu

---

[1] Mt 5 46 f Lk 14 12 ff — [2] Mt 6 1–18 Lk 17 7–10 15 29.

sammeln, wie ein israelitischer Spruch sagte[1], d. h. ihm die Schamröte ins Gesicht zu treiben, sondern sich nicht selber einer Pflichtverletzung schämen zu müssen. Nachdem uns selbst soviel, ja alles geschenkt worden, ist sorglos weiterschenkende, reiche, königliche Freigebigkeit das Natürliche. Nicht Gott hat uns zu vergelten, sondern wir ihm, wir bleiben Schuldner. „Wir sind unnütze Sklaven, wir haben nur unsre Schuldigkeit getan." Die Liebe hat nichts zu schaffen mit jenem ehrgeizig eitlen Gesehen- und Gepriesenwerdenwollen. Sie ist naiv und rechnet nicht, noch besinnt sie sich auf sich selbst. Die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut. Eben darum kann Jesus der Liebe den Himmel zusichern. Weit entfernt von irgendeiner Verdienstlehre — denn Liebe und Verdienst schließen einander aus — schildert er selbst, wie die wegen ihrer Liebe im Gericht zur Rechten Gestellten verwundert fragen: Herr, wann haben wir diese guten Werke getan? Die Liebe ist ihnen zur andern Natur geworden, sie hat also tatsächlich den Menschen verändert und für das Licht Gottes reif gemacht; aber sie selber weiß es nicht[2].

Wie der Weg eines Künstlers, beispielsweise eines Sängers, aus der Natur durch die Kunst wieder zur Natur zurückgeht und die höchste Vollkommenheit in der höchsten Natürlichkeit sucht, so wird die Liebe Jesu durch vernünftige Überlegung, beständige Übung und immer wiederholte Willensentscheidung zuletzt zur festen Gemütsstimmung, zum unveräußerlichen Wesensbestandteil, zur bleibenden Charaktereigenschaft, zur höchsten sittlichen Vollkommenheit.

Um diese naive, in sich selbst starke, wahre, ganze Liebe zu pflanzen, gibt Jesus nicht neue Gebote, dringt

[1] Röm 12 20 Spr 25 21 f — [2] Mt 25 31 ff 10 41 f Lk 7 47.

auch nicht auf besondere Werke oder heroische Taten — nein, in den gegebenen Verhältnissen soll die Liebe klein anfangend sich bewähren. Der Becher kalten Wassers einem Geringen gereicht, der stille Trostbesuch im Gefängnis, die einfache Hilfeleistung des Samariters, die unbeachtete Umarmung eines Kindes, der freundliche Gruß auf der Straße, die verschwiegene Fürbitte im Kämmerlein, der segnende Gedanke im Heiligtum des Herzens — das sind Dinge[1], die das arme Leben verklären und ewiges Leben in sich schließen. Immer wieder beweist sich Jesus als ein ganzer Mann, der auf die Vollkommenheit im einzelnen dringt, dem das bis ins Innerste und Äußerste durchgeführte Sein über allen noch so blendenden Schein geht. Die Qualität ist die Hauptsache. Nicht auf das Wieviel und das Wiegroß, sondern auf das einfache Wie kommt es an. Wahres Lieben bringt Gott nahe, hebt den Menschen über sich selbst hinaus und sichert ihm die Ewigkeit.

Solche Liebe bahnt das Reich Gottes auf Erden an und muß in der Tat die größte Veränderung der menschlichen Verhältnisse hervorbringen. Eine unbeschränkte Achtung vor dem Menschen, vor der Menschenwürde und den Menschenrechten kommt zur Herrschaft, und es waltet ein gerechtes Gericht über den Nebenmenschen auf Grund der eigenen Schwäche und der göttlichen Liebe. Wenn ein Napoleon sagen konnte: „Die Menschen sind Schweine, die sich von Gold mästen. Ich werfe ihnen also Gold vor und führe sie, wohin ich will!" — welch eine brutale Verachtung der Menschheit! Wenn Jesus unter den Hunderten, die Spalier bildeten in der Palmenstadt, den einen, und zwar den allerverachtetsten, den Oberzöllner Zachäus, entdeckte,

[1] Mk 10_{42} 18_{5} 5_{44} 25_{35} f Mk 9_{36} f $_{41}$ Lk 10_{34} Kap 16.

auszeichnete und beglückte mit den Worten[1]: „Zachäus, ich muß heute in deinem Hause einkehren!" ja den Schild über ihn breitete vor allem Volk: „er ist doch auch ein Sohn Abrahams!" — wenn Jesus die Dirne, die ihn im Hause des Pharisäers aufsuchte, vor der frostig stolzen Umgebung zart in Schutz nahm und mit unvergleichlicher Rücksicht behandelte, sie hoch erhob und mit den Worten entließ[2]: „Gehe hin, sei glücklich, dein Glaube hat dir geholfen" — so ist hier der Welt eine neue Liebe, dem einzelnen eine neue Wertschätzung geschenkt. Jesus hat den Menschen im Menschen entdeckt, den unendlichen Wert der Seele erkannt[3] und den Menschen für seinen Mitmenschen verantwortlich gemacht. „Sucht nicht, fragt er[4], der Bauer sein verlorenes Schaf und die Frau ihr verlorenes Geldstück aus dem einfachen Grunde, weil ihr Eigentum einen großen Wert für sie hat?" So soll der Mensch dem Menschen gehören, jeder den andern hegen, pflegen, suchen, tragen, fördern, beraten und mit Freuden als Bruder aufnehmen.

Siehe da, in dieser unerhörten Menschenachtung oder Gerechtigkeit Jesu die drei hochgewünschten Güter der Menschheit unmittelbar gewährleistet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – nicht im Sinne der Revolution, des gewaltsamen Umsturzes der äußern Verhältnisse, sondern der friedlichen, gehorsamen Umgestaltung des innern Menschen; nicht mit dem Motto: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein", sondern mit dem Wahlspruch: Ich dien'.

Freiheit. „Ihr wißt, daß die, welche als Herrscher der Völker gelten, sie unterjochen, und die Großen sie

---

[1] Lk 19 5. 9 f — [2] Lk 7 50 — [3] Mt 16 26 — [4] Lk 15.

unterdrücken. So ist es aber bei euch nicht. Vielmehr, wer unter euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer unter euch der erste sein will, der soll aller Sklave sein. Auch ‚der Mensch‘ ist ja nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und anstatt vieler sein Leben zum Lösegeld zu geben[1]."

Gleichheit. „Wehe über die geistlichen Machthaber! . . . sie binden schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern, sie selbst aber wollen nicht mit dem Finger daran rühren . . . Gerne haben sie den Ehrenplatz bei Tische und in der Synagoge, gern lassen sie sich ehrerbietig grüßen auf dem Markt und sich von den Menschen Rabbi nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Und niemanden auf Erden sollt ihr Vater nennen, denn einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch Führer sollt ihr euch nicht nennen lassen, denn euer Führer ist einer, Christus. Der Größte unter euch soll Diener sein. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht." Darum überall „setze dich unten an"[2]!

Brüderlichkeit. Es findet sich noch kein Ausspruch Jesu, der ausdrücklich alle Menschen Brüder nennt. Erst zaghaft, mehr nur gleichnisweise wagt sich das Wort Bruder hervor. Der Begriff hat noch mit viel menschlichen Vorurteilen zu kämpfen. In den Geschichten vom Gastmahl, von der königlichen Hochzeit und vom Samariter holt Jesus die Fernen, die Ausgestoßenen von den Hecken und Zäunen herein und setzt sie neben, ja über

[1] Mt 20 $_{25}$ ff — [2] Mt 23 Lk 14 $_{7}$ ff.

die vermeintlich Bevorzugten[1]; wie er auch selber Tischgemeinschaft mit den verachteten Kasten pflog[2]. Die Geschichte vom verlorenen Sohn scheint, so herrlich auch der Vater geschildert ist, doch hauptsächlich auf das brüderliche Verhalten abzuzielen. Und überall, wo Jesus vor dem Splitterrichten oder dem Nachtragen warnt, wo er unbedingtes Entgegenkommen, liebevolles Zurechthelfen, Versönlichkeit und Friedfertigkeit einschärft, da braucht er mit Nachdruck das Wort Bruder[3]. – Wie klagt doch Uhland:

Ich ging zur Tempelhalle, zu hören christlich Recht,
Hier innen Brüder alle, dort draußen Herr und Knecht!
Der Festesrede Giebel war: Duck dich, schweig dabei!
Als ob die ganze Bibel ein Buch der Könige sei.

Jesus lebte und lehrte wahre Humanität. Die Antike hatte das Wort, aber nicht die Sache. Das Judentum hatte den Buchstaben, aber nicht den Geist. Die moderne Zeit züchtet eine atheistische Philanthropie, die wie gewisse wurzellose Luftpflanzen immer ohne Halt und ohne Kraft bleiben wird. Erst die Liebe Jesu, aus Höhen geboren und zu Höhen strebend, macht den Menschen wieder zum Menschen, macht das Leben erträglich, ja lieblich. Göttlich erbarmendes Gericht üben gegenüber dem Mitmenschen, billig von ihm denken nach dem Maßstab der eigenen Wünsche, Bedürfnisse, Ansprüche, Schwächen, Fehler, Sünden, im Blick auf den gemeinsamen Ursprung und das gemeinsame Ziel – das ist wahre Gerechtigkeit, das ist Humanität.

Und diese Liebe Jesu, das einzig wahre Menschenrecht, das einzig nötige Gesetz, wird den Sieg erringen in der fernern Entwicklung der Menschheit.

---

[1] Lk 14.10 Mt 22 8 11 — [2] Lk 15 2 19 6 5 9 — [3] Mt 5 22.24 7 3 ff Mt 18 15 Lk 15 25 ff.

Nicht trüber Verträge trügender Bund,
Nicht heuchelnder Sitte hartes Gesetz;
Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein.

So hat um das gärende Jahr 1848 Richard Wagner (im ursprünglichen Schluß der Götterdämmerung) gesungen. Damals dichtete er an einem Drama „Jesus von Nazareth", das nur Entwurf geblieben, aber sich durch tiefe Gedanken und durch freudiges Hoffen auszeichnet. Er hat mit Jesu eine Zeit zu schauen gewagt, wo die Liebe regiert auf Erden, wo eine neue, innere Gesinnung das äußere Gesetz wieder überflüssig macht; eine neue Menschheit, wo einer dem andern dient und hilft; eine neue Welt ohne Gewaltherrscher und Kriege.

Statt solche Hoffnungen als utopisch zu belachen, wollen wir sie in mutigem Glauben ergreifen und als Ziel unseres eigenen Strebens festhalten. Jesus vertröstet die Welt mit ihrem Jammer nicht bloß auf ein besseres Jenseits, sondern er fängt die Weltverbesserung am einzig richtigen Ende an: beim einzelnen Menschen, nachdem er selbst mit dem guten Beispiel eines vollen Verzichtes auf das Eigene vorangegangen. Er will eine neue, lediglich auf Liebe gegründete Gemeinschaft aus seinem Leben erzeugen, und ein Friedensreich aufrichten auf Erden. Wie vieles ist tatsächlich durch seinen Einfluß schon anders geworden in Kriegführung, Strafrecht, Staatsverfassung, im Völkerleben. So kommt das Reich Gottes auf die alte Erde — durch die Liebe Jesu.

---

25. Barmherzigkeit.

Unter dem Titel „Das Kind der Barmherzigkeit" hat Herder in den „Blättern der Vorzeit" folgende Dichtung aus der morgenländischen Sage uns gegeben:

„Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er ratschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht! so sprach der Engel der Gerechtigkeit; er wird unbillig gegen seine Brüder sein, und hart und grausam gegen den Schwächeren handeln.

„Erschaffe ihn nicht, so sprach der Engel des Friedens. Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborene seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.

„Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen, so sprach der Engel der Wahrheit, und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.

„Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind, zu seinem Throne trat und seine Knie umfaßte. Bild' ihn, sprach sie, Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.

„Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reicht dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust."

* * *

In der Tat ist der Mensch von der ersten Stunde seines Lebens an auf Erbarmen angewiesen, darum auch zum Erbarmen bestimmt. Der Mensch ist ein „Zoon politikon", ein soziales Wesen, auf das Zusammenleben mit seinesgleichen angelegt. Darum hat ihm der Schöpfer nicht bloß „Eigengefühle" und Selbsterhaltungstriebe mit auf den Lebensweg gegeben, sondern auch Mitgefühle. Nicht bloß Selbstliebe soll seinen Willen leiten, sondern auch Sympathie. Mitleid und Mitfreude, die Fähigkeit fremden Schmerz und fremde Lust nachempfindend mitzuerleben und auf das eigene Fühlen, Gebahren, Handeln einwirken zu lassen, ist dem Menschen angeboren. „Der Trieb, sagt Wilhelm Wundt, den Leiden des Mitmenschen zu steuern und seine Freuden zu teilen, beruht auf einer ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemütes." Allerdings ist die Empfänglichkeit der Einzelnen für solche Mitgefühle sehr verschieden. Die einen sind von Natur sehr empfindsam, feinfühlig, teilnehmend, weichherzig, gutmütig; andere dagegen zeigen sich hart, streng, kalt, barsch, roh veranlagt.

Mitfühligkeit ist an und für sich noch keine Tugend. Natürliches Mitleid, und mag es noch so stark sich regen,

ist weder ein Verdienst, noch gar, wie Schopenhauer wollte, der Maßstab des moralischen Wertes eines Menschen überhaupt. Es kann, wie Friedrich Paulsen ausführt, mit allen sieben Todsünden zusammen bestehen. Es bedarf wie jede Seite des Trieblebens der Erziehung durch die Vernunft. Wohldisziplinierit wird es zur segensreichsten Macht, aber zügellos zum Verderben. Gleich dem Haß ist das Mitleid blind, und gleich dem Zorn oder dem Schrecken kann es den Menschen überwältigen, lähmen, ja töten. Wenn du aus Mitleid einem Schwerverwundeten beispringst, mußt du dein Mitleid so weit in der Gewalt haben, daß du dich weder entsetzt von den Wunden abwendest, noch in Tränen auflösest — sonst bist du außerstande zu helfen. Der operierende Arzt muß gelernt haben, dem Mitleid wehren; ohne eine verständige Abhärtung des Herzens hätte er keinen klaren Blick, keine sichere Hand. Wenn der in ein Krankenzimmer oder in ein von Unglück heimgesuchtes Haus tretende Seelsorger händeringend stehen und jammern wollte, so würde er nur das Unglück vermehren. Wenn er dagegen ruhige Fragen stellt, bestimmte Aufklärungen gibt, freundliche Anordnungen trifft, so teilt sich seine Ruhe wohltätig den Fassungslosen mit und an seiner Festigkeit vermag sich das ganze Haus wieder aufzurichten. Man spürt an ihm eine Widerstandskraft gegen das Übel und faßt neuen Mut, womit die Schlacht schon halb gewonnen ist.

Allem Anschein nach ist der Mann, der wie keiner zuvor die Liebe gepredigt, geübt, verkörpert hat, von Natur sehr mitleidig gewesen. Zartbesaitet in jeder Hinsicht, brachte er Gott das sensibelste Gewissen, den Mitmenschen die aufmerksamste Sympathie entgegen. Wir sehen es an

der Schnelligkeit und Sicherheit, mit der er fremde Gemütszustände erfaßt, durchschaut, bloßlegt, sei es bei Gegnern, sei es bei Freunden, sei es bei Leuten, die plötzlich bei ihm Hilfe suchten, sei es bei solchen, die er selber anredete. Er verstand sich auf die Menschen vermöge langjähriger Sympathie mit ihren Leiden und Freuden. Wir erkennen seine Feinfühligkeit aus der Art, wie er in seinen Erzählungen das Erbarmen schildert und wie er die Menschen zeichnet.

Günstig für die Entwicklung der Sympathie Jesu dürfte es gewesen sein, daß er im zufriedenen Mittelstand aufgewachsen. Wer in hartem Kampfe um seine Existenz ringen muß, pflegt ebensowenig Herz für andere zu haben, als wer alles im Überfluß besitzt. Unter den Handwerkern und soliden Bürgern findet sich am meisten Mitgefühl. Wachsen kann es da nicht, wo das Selbstgefühl des Menschen durch persönliche Sorgen und Interessen zu sehr in Anspruch genommen ist. Darum verlieren auch asketische Naturen desto mehr das Gefühl für fremde Leiden und Freuden, je strenger sie gegen sich selbst sind. Bei dem Wüstenprediger Johannes tritt die Liebe ganz zurück, und von Heiltätigkeit oder irgendwelcher Beschäftigung mit dem menschlichen Elend wird uns nichts berichtet. Die milde Askese Jesu kann seinem Mitleid kaum im Wege gestanden haben, höchstens der Neigung zu Sozialreformen.

Wiederholt wird von den Evangelisten ausdrücklich erwähnt: es jammerte ihn[1]. Man muß es ihm angesehen haben. Der Atem stand ihm still, um im nächsten Augenblick desto heftiger zu fliegen. Sein Innerstes bewegte sich.

---

[1] Mt 9 36 14 14 15 32 20 34 Mk 1 41 Lk 7 13.

Sein Auge umflorte sich oder konnte sich mit Tränen füllen [1]. Er vergaß alles um sich her, ja, ganz mit dem Unglück vor ihm beschäftigt, vergaß er die eigenen, soeben noch lebhaft gefühlten Bedürfnisse.

Dies Erbarmen Jesu wird vor allem hervorgehoben, wenn er dem Tode gegenüber trat. Der plötzliche Anblick der Witwe, der man den einzigen Sohn zu Grabe trug, mitten in der lachenden Landschaft von Nain, schnitt ihm durchs Herz. Es ist, als ob er selbst einmal etwas ähnlich Einschneidendes am eigenen Leibe, in der eigenen Familie erfahren hätte. Hatte man vielleicht so seiner Mutter Maria den Gatten zum Tore hinausgetragen? Hatte in der Schule eigenen Leides, im jugendlichen Alter, sein Mitleid sich gebildet? — Jesus ist jedenfalls oft den verschiedensten Leichenzügen begegnet. Dort am Stadttor in der blühenden Ebene erregen die besonderen Umstände sein besonderes Mitleid und drängen ihn augenblicklich zum Eingreifen. Statt mitzuweinen redet er die Witwe an: „Weine nicht"! dann tritt er den Trägern, den Mittrauernden, dem Tode entgegen. „Jüngling, dir sage ich, stehe auf!" Den Erweckten gibt er der Mutter. Die Tatsache, die nur Lukas überliefert, ist von der Kritik hart mitgenommen worden. Uns interessiert hier nur, daß der Berichterstatter das Mitleid Jesu, das wohldisziplinierte Mitleid, als die treibende, den Glauben mächtig verstärkende Kraft hinstellt, ebenso wie der Erzähler der Totenerweckung in Bethanien [2].

Weniger angefochten ist die Tat Jesu im Hause des Synagogenvorstehers Jairus [3]. Als dieser ihn auf offener

[1] Lk 19 41 Joh 11 35 (2. Kön 8 11) — [2] Lk 7 11 ff Joh 11 33 ff — [3] Mk 5 22 ff.

Straße kniefällig um Hilfe anrief, weil seine einzige Tochter im Sterben liege, geht Jesus sofort mit ihm, obwohl eine große Menge seiner wartet. Unterwegs kommt die Botschaft, das Mägdlein sei gestorben, weitere Bemühungen unnötig. Die feine Bemerkung Jesu an den Vater: „Fürchte dich nicht, glaube nur!" zeigt, wie er mit dem Geängsteten empfindet. Und dann im Hause – welch ein machtvolles Entgegentreten! Die verwirrenden, den Todesgedanken nur vertiefenden Klageweiber und Trauerpfeifer werden entfernt, die Leidtragenden ausgeschlossen, die Angehörigen beruhigt: „Weinet nicht! Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft." Nun ein ruhiges Nahen zum Bett, ein liebevolles Erfassen der starren Hand, zwei Worte: „Talitha kumi!" unauslöschlich eindrucksvoll für alle Teilnehmer jener großen Stunde — und der Geist kehrt wieder, das Mädchen steht alsbald auf. In bewundernswerter Fassung und Fürsorge ordnet Jesus noch an, man solle ihr zu essen geben. Auch erteilt er den staunenden Eltern die dringende Weisung, niemandem von dem Geschehenen zu sagen. Die reine Tat der Liebe trägt ihren Lohn in sich selbst; ihr ewiger Wert soll nicht mit der Kupfermünze des Menschenlobs bezahlt werden. – Wenn Jesus es wagte, dem Tode entgegenzutreten, so muß er dazu in jedem Falle durch ein besonderes inneres Schauen sich bestimmt gefühlt haben. Hier sagt er übrigens ausdrücklich, das Mädchen sei nicht gestorben. Dann war es also ein todähnlicher Zustand, den keiner sonst erkannt hatte und dem keiner sonst gewachsen war als dieser mit Gott verbundene, durch Liebe starke Mann.

Die ganze sogenannte Wundertätigkeit Jesu ist reine Liebestätigkeit. Das eigentliche Wunder in jenen Taten

ist die lautere, selbstvergessene, die eigene Lebenskraft hergebende Liebe. Sie ist's, welche vor Gott und dem Gewissen Jesu jenen beispiellosen Heilerfolg, einen wahren Triumph über das menschliche Elend, ermöglichte und den Anbruch einer neuen Zeit verbürgte. Andere Propheten, selbst Apostel Jesu haben ihre Glaubenskraft in Straftaten, in erschütternden Gerichtsakten erwiesen. Bei Jesus war lauter wohltätige Macht. Nicht zu richten, sondern zu retten weiß er sich gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist. Hierin ist uns geradezu ein Prüfstein gegeben für die Echtheit seiner „Wunder". Soweit sie nicht Hilfe aus der Not bedeuten, sind sie verdächtig. So oft man ihn zu einem Zeichen aufforderte, um seine Macht zu beweisen, hat er es verweigert[1]. Seine Taten sollten weder Probestücke sein, noch bloße Schauspiele. Sie sind nicht aus Reklamesucht, noch aus Ehrgeiz und Eitelkeit geboren, sondern aus dem reinsten Mitleid[2]. Er hat Bitten abgewiesen[3], aber nie Bitten um leibliche oder geistliche Hilfe; wenigstens wird uns kein Fall berichtet. Er hat sein eigenes Gebot erfüllt: Gib dem, der dich bittet[4]! Oft hat er die Bitte nicht erst abgewartet, sondern aus eignem Triebe geholfen[5]. Manchmal hat er selbst die Bitte geweckt[6]. Er kann kein Elend in seiner Nähe sehen. Er kann nicht essen, bevor er den Kranken im Zimmer nicht geheilt hat[7]. Er kann seine Predigt nicht fortsetzen, bevor er dem anwesenden Kranken nicht geholfen hat[8]. Beklagt hat er sich, wenn man an seiner Willigkeit zu helfen

---

[1] Mt 12$_{38}$ 16$_{1}$ 4$_{3.6}$ 26$_{53}$ 27$_{40.42}$ Joh 2$_{18}$ 4$_{48}$ — [2] Mt 12$_{15-21}$ 8$_{16}$f — [3] Lk 12$_{14}$ Mk 5$_{19}$ — [4] Mt 5$_{42}$ — [5] Mk 1$_{25}$ 3$_{3}$ 5$_{8}$ Lk 7$_{13}$f 13$_{12}$ 22$_{51}$ (Joh 5$_{6}$ 9$_{6}$ 11$_{23}$) — [6] Mk 5$_{36}$ 10$_{51}$ Joh 5$_{6}$ — [7] Lk 14$_{2}$ — [8] Mk 1$_{25}$ 2$_{5}$ 3$_{3}$ Lk 13$_{12}$.

zweifelte, und gestaunt hat er über den Unglauben, der ihm die Hände band, voran in seiner Vaterstadt Nazareth[1]. Alle Bedrückten und unter einem Joch Seufzenden fordert er auf zu kommen und sich erquicken, sich die Last abnehmen zu lassen[2]. Tröstend, fast zärtlich, nennt er den stumm vor ihm liegenden Gelähmten „Kind" und das Weib, das sich schüchtern von hinten ihm genaht, „meine Tochter[3]". Er war stets zur Hilfe bereit, und mochte er noch so umdrängt sein. „Er heilte sie alle", schreiben öfter die Evangelisten, wie viel Sieche, Fieberkranke, Gelähmte, Elende auch vor seiner Tür lagen[4]. Selbst vor dem Wahnsinn schreckte er nicht zurück, obwohl die damit Umnachteten selber ihn beständig zurückwiesen[5]. Er scheint nie an die Grenze seines Könnens geraten zu sein, sondern immer Kraft genug gehabt zu haben, auch für den schwersten ihm unterbreiteten Fall. Wir lesen hin und wieder, daß er mit Seufzen, mit Anstrengung, mit Absätzen seine Kur vollzog[6], auch sind spätere Rückfälle selbstverständlich nicht ausgeschlossen[7], aber das alles ändert nichts an der Tatsache des Erfolgs einer durch die größten Schwierigkeiten siegreich hindurchbrechenden Liebe. Hier war dem Volke ein Arzt erstanden, der, bei Tag und Nacht zugänglich für jedermann, doch nie Rechnung stellte oder Bezahlung annahm[8] und nie fehlte. Noch dazu half er auch am Sabbat[9], an dem sonst jede Hand in Israel ruhte. Das Gute unterlassen hieß für ihn schlecht handeln, nicht heilen

---

[1] Mk 6_{6} 9_{19} ff 11_{24} 1_{40} f — [2] Mt 11_{28} — [3] Mk 2_{5} 5_{34} — [4] Mk 6_{56} Mt 4_{24} 12_{15} 15_{30} f 21_{14} Lk 5_{17} 6_{19} 7_{21} — [5] Mk 1_{25} 5_{8} 9_{14} $1_{34.39}$ 3_{15} 6_{13} Mt 4_{24} 12_{22} Lk 7_{21} 8_{2} — [6] Mk 7_{33} f 8_{23} ff — [7] Mt 12_{43} ff Joh 5_{14} — [8] Mt 10_{8} Apg 20_{35} — [9] Mk $1_{23.31}$ 3_{2} Lk 13_{14} 14_{3} Joh 5_{9} 9_{14}.

soviel als töten, ein Leben nicht heute erretten — es vernichten. Er haßte die Sonntagskleider, mit denen man sich vornehm zurückhält vom Elend, und liebte die Schürze, mit der man vor die Geringen tritt als Diener. Nicht Heiligkeit, die sich scheu vor der argen Welt zurückzieht, ist des Menschen Bestimmung, sondern Liebe, die den Verlassenen, Verlorenen aus innerem Drange nachgeht und alle Schranken aufhebt. Der barmherzige Samariter ist Gott und Menschen lieber als der Priester und der Levit mit all ihrem Heiligungseifer.

Savonarola faßt einmal die Summe des Christentums in die Worte zusammen: „Mein Sohn, gut sein heißt Gutes tun und Böses leiden und darin nicht müde werden bis zum Ende." Damit hat er gewiß den Sinn Jesu getroffen. Zu den ergreifenden kleinen Zügen im Lebensbilde Jesu gehört die Heilung des Ohres, mit der er einen seiner Häscher in der letzten Nacht beschämte[1]. Warum soll sie nicht so gut historisch sein wie die Bitte für die Henker während der Kreuzigung? Ist nicht das ganze Sterben Jesu verklärt von Barmherzigkeit? Der Gedanke, mit seinem Tode vielen Erlösung zu erwirken und die offene Wunde der Menschheit zu heilen, hat ihn gestärkt und gehoben[2]. Das läßt sich aus dem Evangelium nicht austilgen.

Es scheint, daß dieser unermüdliche, einzigartige Wohltäter zu allem andern noch Almosen austeilte. Zwar erwähnt nur eine Stelle der Überlieferung, und zwar im vierten Evangelium[3], daß für den Wanderhaushalt Jesu eine Kasse mitgeführt und aus dieser auch der Armen gedacht wurde. Aber Jesus spricht vom Almosengeben

---

[1] Lk 22 $_{51}$ — [2] Mk 10 $_{45}$ 14 $_{24}$ — [3] Joh 12 $_{6.8}$ 13 $_{29}$.

stets als von etwas ganz Selbstverständlichem und schärft es seinen Anhängern als Liebespflicht treulich ein: „Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, dem wende nicht den Rücken. Verkauft eure Habe und gebt Almosen[1]!" Sein Befehl „Gib den Armen!" hat die verschwenderische Freigebigkeit der heutigen Christenheit veranlaßt. Hier ist ein Punkt in der Barmherzigkeit Jesu, der zu Fragen Anlaß gibt. Wie ist solches unbedingt ausschüttende Geben zu rechtfertigen? Ist es nicht oft eine unbarmherzige Barmherzigkeit? Wo bleibt die Weisheit? Aber erstlich befiehlt Jesus keineswegs, dem Bittenden eben das zu geben, was er bittet, sondern er läßt der Weisheit einen weiten Spielraum. Zweitens verachtet er das Geld und sieht keinen Grund, warum die Münze vor einem brotlosen, heimatlosen Mitmenschen länger drehen und wenden, als wenn es sich um ein eigenes Bedürfnis oder Vergnügen handelt. Drittens will er durch sein Wort und Beispiel lieber das Geben befördern als das Gegenteil. Nur frisch mit Volldampf voran, es wird an Bremsern nicht fehlen, welche den Wagen vor dem Abgrund bewahren!

„Jesus war, sagt Naumann in seinem Schriftchen ‚Jesus als Volksmann', kein Nationalökonom . . . aber er hat für das sittlich Unerträgliche die offensten Augen, die es je gegeben hat. Unerträglich aber ist seinem zarten und tiefen Gefühl das Nebeneinander von Überfluß und Mangel. Was heute tausend Gewohnheitschristen ohne Grauen täglich ansehen können, daß Schwelgerei und Hunger in derselben Straße wohnen, das beunruhigte die Seele Jesu. Wenn es ihn nicht beunruhigt hätte, so

[1] Mt 5 42 6 1—4 Lk 12 33 18 22 21 1 6 38.

würde er nicht immer wieder von reich und arm geredet haben, so hätte er nicht den Mann im Purpur und den Mann mit den Schwären zu einem ewigen Bilde vereinigt." Das Schätzesammeln empfindet Jesus als geradezu gegen die Menschenliebe streitend und empfiehlt als den schnellsten Aderlaß für diese Krankheit das Almosen [1].

Jesus lehrt und lebt die Barmherzigkeit ohne Einschränkung. Im letzten Gericht werden manche ihre großen Taten, Krankenheilungen und frommen Übungen vorweisen, er aber wird nach der Liebe fragen; sie ist das Ausschlaggebende, weil auf sie allein der Wille des Vaters zielt [2]. An seiner eigenen liebedurchglühten Persönlichkeit werden sich die Leute scheiden wie Schafe und Böcke. „Ich hatte Hunger, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich hatte Durst, und ihr habt mir zu trinken gereicht; ich war fremd, und ihr habt mich eingeladen; ich war nackt, und ihr habt mich gekleidet; ich war krank, und ihr habt nach mir gesehen; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen." Dreimal wird sodann mit den gleichen Sätzen die Aufzählung dieser Werke der Barmherzigkeit wiederholt, mit gewaltigen Hammerschlägen den Nachfolgern Jesu ihre Liebespflicht ins Gemüt getrieben. Der unendlich barmherzige Jesus selbst setzt sich an die Stelle der mannigfach leidenden Menschheit. „Ich war im Gefängnis" . . . so fühlt er mit den Gefangenen. Hier ist wahre Barmherzigkeit, an der in der Tat die Menschheit nie auslernen wird.

[1] Lk 16 Mt 6 19 19 21 — [2] Mt 7 19—23 25 31 ff vgl 1. Kor 13 1—3.

26. Treue.

Charity begins at home, Liebe beginnt daheim, sagt der Engländer sowohl als Indikativ wie als Imperativ. Nicht das Atom, sondern die Zelle ist die Einheit der organischen Entwicklung; nicht das Individuum, sondern die Familie ist die Basis des menschlichen Fortschritts. Ein solches Gebilde, ein solches dauernd vereintes Gruppenleben wie die menschliche Familie ist unter den Tieren infolge der Eifersucht aller männlichen Vierfüßler unmöglich. Auch können die Jungen der meisten höhern Tiere sogleich von ihrer Geburt an für sich selber sorgen. Allein der Mensch ist für Jahre durchaus auf anderer Fürsorge und Unterweisung, kurz auf die Erziehung angewiesen, die ihm durch Eltern und Geschwister zuteil wird. Diese lange, hilflose Kindheit entwickelt die Gemeinschaft, und die Familie wird zum wichtigsten ethischen Faktor. Ihre jetzige Gestalt hat die Familie erst durch einen jahrtausendelangen Entwicklungsprozeß errungen; sie hat verschiedene Formen der Gruppenbildung durchgemacht, bis die beste, höchste Form siegreich das Feld behauptete. Die moderne Familie mit den verschiedenen Beziehungen und Verpflichtungen der einzelnen Glieder zueinander ist ein wunderbares, geradezu ideales Gebilde, das in seiner sozialen, politischen, moralischen Bedeutung nicht genug geschätzt und durch nichts ersetzt werden kann. Schildere mir das Familienleben, und ich will dir sagen, wie es mit dem Volke steht.

Nicht immer ist der Wert der Familie erkannt worden, und auch heute wird er vielfach wieder verkannt. Den hochbegabten Griechen stand Freundschaft höher als Familienband. Sokrates riet seinen Schülern, vor Abschluß des Freundschaftsbündnisses das Orakel zu befragen, während die Eheschließung religiöser Heiligung fast völlig ermangelte. Die sittliche Gemeinschaft in der Freundschaft erklärte Aristoteles für das mächtigste Hilfsmittel zur ethischen Förderung des einzelnen. Von sozialistischer Seite wird heute, auf dem Papiere vorläufig, der industrielle Kommunismus an Stelle der Familie gesetzt, eine staatlich willkürliche Einrichtung an Stelle einer geschichtlich geweihten und bewährten Stiftung.

Wie hat sich Jesus zur Familie gestellt? Mit genialem Scharfblick hat er ihre fundamentale Bedeutung für die Menschheit, für Gott, für das Reich Gottes erkannt und sich demgemäß aller in seinem Volke eingerissenen Laxheit in bezug auf Ehe und Eltern entgegengestemmt. In der Tiefe hat er die Fragen der Eheschließung und Ehescheidung erfaßt, und mit seiner neuen Lehre darüber setzt er sich ausdrücklich in Gegensatz zu dem, was zu den Alten gesagt ist, zu dem, was Moses geboten hat. Gestützt auf den Schöpfungsbericht, aber zugleich mit dem Hammer der heutigen Tatsachen an die Gewissen klopfend, hat er die Unauflöslichkeit und Heiligkeit der Ehe eingeschärft[1]. „Mann und Weib sind nicht mehr zwei, sondern eins. Was denn Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Wer also seine Frau entläßt, um eine andere zu heiraten, der bricht die Ehe." Jenes leichtsinnige Verlassen, das von einer vielleicht schnell aufgeloderten, ge-

[1] Mk 10 2–12 Mt 5 27–32 Lk 16 18.

wissenlosen Neigung diktiert worden, hat er als Sünde, weil Mangel an Liebe, als eine schwere sittliche und soziale Gefahr erkannt. Deshalb straft er schon den lüsternen Blick und bekämpft gar den ungezügelten Gedanken. Er verlangt Treue bis ins innerste Herz hinein, Treue unter allen Umständen, Treue um Gottes willen. Die Ehe ist nicht eine Übereinkunft auf Zeit, in das Belieben des einzelnen gestellt, sondern sie ist ein göttliches Band zwischen zwei für die Ewigkeit bestimmten Menschen. Obwohl durchaus auf physische Beziehungen gegründet, soll sie nicht abhängig bleiben von sinnlichen Lüsten und Launen, sondern vielmehr die höheren Triebe im Menschen entfalten und das Edelste ausreifen: Die Liebe. Die Pharisäer fanden diese Lehre offenbar hart, wie aus ihrer Berufung auf Moses zu schließen ist, und selbst die Jünger Jesu stutzten ... „dann ists besser, nicht zu heiraten“, meinten sie[1]. Jesus zwingt niemanden zur Ehe. Er läßt die Wahl zwischen dauernder Enthaltung und dauernder ehelicher Verbindung. Jedes Hinundherflattern ist ihm ein Greuel. Er stellt eine dreifache Möglichkeit berechtigter Ehelosigkeit auf[2]. Aber wo einmal der Bund geschlossen, da eignet ihm ein unwiderrufliches Ja, ein „character indelebilis“; so wenig die übrigen Familienbeziehungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Bruder und Schwester aufgehoben werden können, so wenig ist die Ehe zu scheiden. Mein Vater, mein Bruder, mein Sohn, sie bleiben stets mir Vater, Bruder, Sohn, mögen sie wollen oder nicht, mag es mir gefallen oder nicht; ebenso bleibt mein Gatte unveräußerlich mein Gatte. Auch der verlorene Sohn gehört zu seinem Vater: auch der entfremdete, ja durch

[1] Mt 19 10 — [2] Mt 19 12 Kap 7.

Zeiten und Räume getrennte Gatte gehört zum Gatten. Jesus gibt keine verbindlichen Vorschriften bezüglich Mono- oder Polygamie; aber er gibt das Gesetz der Treue in bezug auf einmal eingegangene Verpflichtungen, und damit richtet er einen Felsen auf, an dem sich die Wogen häuslicher Zerrüttung und sozialer Mißwirtschaft immer wieder zerschlagen müssen, auf den sich der Schiffbrüchige retten und an dem sich der Schwankende halten möge: unverbrüchliche Treue um Gottes willen. Durch liebendes Verzeihen und selbstverleugnendes Verzichten muß es seinen Jüngern — denn nur an solche wendet er sich — unter allen Umständen möglich sein, solche Treue zu halten. Auf die Kasuistik all der sich von rechts und links erhebenden Einzelfragen läßt er sich als kluger Arzt und überlegener Gesetzgeber nicht ein. Ja, er sieht deutlich voraus, daß sein eigenes Evangelium, statt Frieden das Schwert bringend, die Familien trennen und dem Manne in seinem Hause Feinde erwecken wird[1]. Aber eben in diesem Sturm soll der Leuchtturm der Treue feststehen und das Licht der Liebe hellstrahlend zurück- und zurechthelfen, um schließlich doch den Sieg des Evangeliums herbeizuführen.

Jesus selbst ist keine Ehe eingegangen. Gerade damit hat er sein eigenes Gesetz bestätigt. Er wußte wohl, daß ein rechtes Familienleben mit seinem Berufe unvereinbar und vorbildliche häusliche Treue durch seine öffentliche, seine Weltaufgabe ihm verwehrt sei. Um der Treue willen in andern Beziehungen ging er die eheliche Verpflichtung nicht ein.

Ebenso klar und entschieden fühlte und lehrte Jesus in bezug auf das Sohnesverhältnis[2]. Das in der Mitte

---

[1] Mt 10 21 f 34 ff — [2] Lk 2 51.

des Tafelgesetzes stehende Elterngebot hat er durch andere Stellung scharf hervorzuheben gewußt; und zwar gegenüber dem Reichen, der nach Lukas ein Mitglied der Obrigkeit, nach Matthäus ein jüngerer Mann war und der möglicherweise im Begriffe stand, das Verhältnis zu seinem Elternhause zu lockern[1]. Jesus hat das Elterngebot besonders hervorgehoben gegenüber den Überfrommen, welche religiöse, kultische Pflichten über dasselbe setzen wollten: „Gehorsam ist besser als Opfer, Kindestreue wichtiger als Tempeldienst[2]“. Die Pflichten der Kinder und der Eltern belichtet er auch unversehens in den Gleichnissen von den beiden Söhnen und von den nicht Steine statt Brot bietenden Vätern[3]. Vater und Sohn, Sohn und Vater, Bruder und Bruder, Herrschaft und Gesinde werden lieblich geschildert im Gleichnis vom verlornen Sohn, in welchem die Perle die wache Sorge und nimmermüde Treue des Vaters, die Spitze jedoch die mangelnde Mitfreude, die erloschene Treue des Bruders ist[4].

In dieser Geschichte spricht sich Jesu warmer Familiensinn recht innig aus. Am allermeisten jedoch darin, daß ihm die irdische Familie überhaupt das Sinnbild wird für das Verhältnis zwischen Gott und Mensch, sowie zwischen Mensch und Mensch. Gott ist der Vater, wir sind seine Kinder und untereinander Brüder — das ist eigentlich der Kern der Theologie Jesu. Was ist Reue anders als Heimweh der Seele, was ist sündenvergebende Gnade anders als Vatertreue, was ist die Summa von Gottes Forderung an uns, wenn nicht Brudersinn? Also die ganze Religion und Moral Jesu ist eine Verklärung der

---

[1] Mk 10 19 Mt 19 19 Lk 18 20 — [2] Mt 15 4 ff 9 13 23 23 — [3] Mt 21 28 Lk 11 11 ff — [4] Lk 15.

Familie. Die Neuerer auf dem Gebiete der Familie werden gut tun, sich nicht auf Jesus zu berufen.

Es dürfte anzunehmen sein, daß er persönlich auf ein wahres Paradies der Kindheit im Elternhause zurückblickte. Insbesondere von seinem Vater muß er tiefe Eindrücke empfangen haben; und im Kreise seiner zahlreichen Geschwister konnte er sich zuerst in der Liebe üben. Wie lieblich zeichnet er die Kinder am Tisch der Eltern[1] oder drinnen beim Vater in der Kammer[2], das Licht, das des Abends traulich für alle im Hause brennt[3], und die Nachbarn, die bei fröhlichen Anlässen zur Mitfreude herzugerufen werden[4]!

Treue ist ein Grundzug am Charakter Jesu. Um die Familie her schließen sich weitere Kreise: Heimat, Vaterland, Kirche, Staat. Viel wissen wir nicht von Jesu Gefühlen gegenüber diesen Lebenskreisen, aber das wenige atmet nur einen Geist: den der Treue. Drängte es ihn nicht, nach seinem öffentlichen Auftreten in sein Vaterstädtchen Nazareth zurückzukehren, um auch dorthin das neue Licht zu tragen, das ihm geworden war? Er scheint sich dieses seines Heimatortes nicht geschämt zu haben[5]. — In bezug auf seine Vaterlandsliebe genügt es, ihn weinen zu sehen über Jerusalem und seine wahrhaft zärtliche Wehklage über die dem Untergang entgegeneilende Stadt zu hören[6]. Er war kein Kosmopolit, sondern ein Sohn Abrahams von ganzem Herzen, Israelit mit Leib und Seele. Er beschränkte sein Wirken zäh auf sein Volk und konnte den Gegensatz gegen die Heiden sogar mit

---

[1] Mk 7_{27} f — [2] Lk 11_{7} — [3] Lk 8_{16} 11_{33} Mt 5_{15} — [4] Lk $15_{6.9}$ — [5] Mk 6 Lk 4 Joh 1_{46} — [6] Lk 19_{41} ff 13_{34} ff.

Härte hervorkehren[1]. Die Heilung einer Kranken am Sabbat rechtfertigte er einst damit, daß sie auch eine Tochter Abrahams sei[2]; desgleichen erblickte er in den Zöllnern Stammesgenossen[3]; den verlornen Schafen aus dem Hause Israels gehörte seine Liebe[4]. – So sehen wir ihn denn auch der Kirche Israels treu. Er ist nicht der kirchliche Umstürzler, für den er oft ausgegeben wird. Er hat an den festen Ordnungen seiner Landeskirche nicht gerüttelt[5]. Er sendet die Aussätzigen zum Priester, besucht selbst von Jugend auf bis zuletzt fleißig Synagoge und Tempel, feiert noch am Vorabend seines Todes das jüdische Passah mit allen vorgeschriebenen Formen, und trotz seines Urteils über die Zerrüttung der damals auf Mosis Stuhl sitzenden Schriftgelehrten schickt er den Weherufen über sie den Befehl an das Volk voraus: „Alles, was sie euch sagen, das tut und befolgt[6]!" Hier spricht der Mann der Ordnung, der Treue. Ihn erkennen wir auch aus dem einzigen Worte über den Staat, das uns von ihm erhalten ist, dem berühmten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist[7]!" Die kursierende Steuermünze beweist ihm, daß der Fremdherrscher in Rom ein Recht auf Leistungen seitens der Juden hat, und solcher Untertanenpflicht zu genügen, das streitet nicht bloß nicht mit dem Willen Gottes, sondern gehört zu seiner Erfüllung. Ein Anarchist war Jesus nicht.

Das schönste Beispiel von Treue hat uns Jesus in seinem Verhältnis zu seinen Jüngern hinterlassen. Sie bildeten recht eigentlich seine Familie, und seine von Johannes überlieferte zärtliche Anrede an sie, „Kindlein", beruht sicherlich nicht auf Erfindung[8]. Wie er von diesen

---

[1] Kap 15 Mt 15 26 — [2] Lk 13 16 — [3] Lk 19 9 — [4] Mt 15 24 10 6 — [5] Kap 15 — [6] Mt 23 3 — [7] Mt 22 13–17 — [8] Kap 9.

Männern ein völliges Verlassen aller bisherigen Verhältnisse und eine Treue bis in den Tod verlangte, so bewies er auch ihnen eine rührende Fürsorge für Leib und Seele und eine völlige Hingabe. Umfassende Bücher sind über dies in der Tat reiche Thema geschrieben worden: Jesus und seine Zwölfe. Bei allen sonstigen Menschlichkeiten lesen wir doch von keiner unzufriedenen Zerklüftung und Absplitterung in diesem Kreise; der eine verlorene Sohn nimmt sich das Leben, als er die jedenfalls nicht beabsichtigten Folgen seines Verrates gewahrt; und der deutlichste Beweis der Treue und Sorgfalt Jesu ist, daß sie auch nach seinem Tode zusammenhalten, sich immerfort wieder um ihn als unsichtbaren Mittelpunkt scharen und ganz in seinem Geiste fortleben. Jesus ist getötet worden, aber siehe da, zwölf Männer treten an seine Stelle, alle zwölf bereit für ihn zu sterben; was war diese Treue anders als eine Frucht seiner Treue?

Um die Zwölf her zog der Beruf Jesu fortschreitend weitere Kreise: den Kreis der mitreisenden Jünger und Jüngerinnen, den Kreis der im Lande zerstreuten Anhänger und persönlichen Freunde, den Kreis der überall im Volke und darüber hinaus auf ihn wartenden Seelen[1]. In hingebendem Dienste für diese wachsenden Kreise und Bedürfnisse verzehrte er sich gleich einer schnell brennenden Kerze; die Treue für diese seine Herde trieb ihn schließlich in den Tod. „Größere Liebe hat niemand, als die, daß er sein Leben für seine Freunde einsetzt. Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Niemand nimmt mir das Leben, sondern ich setze es freiwillig ein. Das ist der Auftrag, den ich von meinem Vater empfangen habe[2]“ . . . Sind

[1] Kap 9 Seite 103 — [2] Joh 15 13 10 12. 15. 17.

das nicht eigenste Worte, so sind es doch vielleicht Jesu Gedanken, seiner Treue entquollen. Hat es ihn nicht beim letzten Mahle, in der Scheidestunde mit seinen Jüngern, getröstet, daß sein Sterben vielen zum Heil gereichen und daß sein Blut den neuen Bund Gottes mit der Menschheit weihend besiegeln werde [1]? Wie immer sich hierzu der Glaube der Christenheit stellen mag — durch keinen Einwand des modernen Denkens oder der fortgeschrittensten Dogmatik wird die Größe und Reinheit der Liebestreue angetastet werden können, welche sich der innern Nötigung nicht entzog, „das Leben zu geben zum Lösegeld anstatt vieler“ [2], und deren Opfertod tatsächlich von Millionen im Lauf der Jahrhunderte als erlösend empfunden worden ist. Daher wird es auch nie ein passenderes Abzeichen für christliche Kirchen geben als das Kreuzesbild.

Einen einzigen Beleg haben wir dafür, daß Jesus seine Treue auch in der Dankbarkeit zu beweisen wußte. Dem Täufer Johannes hat er stets ein besonders warmes Andenken bewahrt und ist aufs eifrigste auch öffentlich für ihn eingetreten [3]. Wie sehr er die Gefühle der Dankbarkeit an andern schätzte oder vermißte, sehen wir an seinem Verhalten gegenüber dem dankbaren Samariter [4].

Es erübrigt noch die Frage, wie die Treue Jesu die verschiedenen Aufgaben, die ihm aus den einzelnen Interessenkreisen oft gleichzeitig zuwuchsen, gegeneinander abwog, miteinander vereinigte oder auch voneinander trennte. An Fällen, da jene Pflichtenkreise sich schnitten, fehlte es in einem so bewegten Leben natürlich nicht. „Der sittliche Takt, meint Fr. Paulsen, läßt sich in solchen

[1] 1. Kor 11 25 Mk 14 24 — [2] Mk 10 45 — [3] Mt 11 7 ff Lk 7 29 f Mt 21 25 . 32 17 12 f 14 12 f — [4] Lk 17 17.

Lagen immer durch eine Art Naturordnung der Zwecke leiten; erst kommen die mir durch Lebensberuf und Stellung auferlegten Pflichten, sodann die Pflichten, welche mir durch besondere Verhältnisse zu andern auferlegt sind, in dritter Reihe erst kommen gelegentliche Beziehungen zu Beliebigen. Mögen an und für sich die Interessen der letzteren größer sein, für die Bestimmung meiner Tätigkeit ist die Entfernung vom Ich, dem Mittelpunkt meiner Tätigkeit, immer mitentscheidend und in der Regel maßgebend. Jedes Ich ordnet alle andern um sich in konzentrischen Kreisen; nach dem Abstand von diesem Mittelpunkt verlieren ihm die Interessen der andern an Gewicht oder Bewegkraft. Das ist ein Gesetz der psychischen Mechanik."

Diesem Gesetz entsprechend hat Jesus das Reich Gottes, dem in so einzigartiger Weise sein Lebensberuf galt, stets als sein höchstes Interesse betrachtet und alle anderen Interessen nach ihrer Beziehung auf dies eine Gut geordnet. Am nächsten stand ihm daher während seines Wirkens nicht seine Familie, sondern seine Jüngergemeinschaft, die er für das Reich Gottes erzog. Der Sinn jener bewegten Szene, als er seine Mutter und seine Geschwister draußen vergeblich ihn rufen ließ und drinnen die Versammlung als seine eigentlichen Verwandten bezeichnete, ist nicht ein Bruch mit den Seinen, sondern nur die deutliche Bekundung des vorwiegenden Interesses. „Die den Willen meines Vaters im Himmel tun, die sind meine Nächsten." Dabei war und blieb Jesus ein treuer Sohn, der nach der Überlieferung des Johannes noch vom Kreuz herab für seine Mutter gesorgt hätte.

Einmal wird berichtet, daß er seine Jüngerschar zu einer ganz notwendigen Erholungspause in die Einsamkeit

führte[1]. Kaum angelangt, flutet eine tausendköpfige Menge herein, die ihm zu Fuß in rührendem Verlangen gefolgt ist. Was tun? Wer steht ihm näher, die Zwölfe oder „die große Volksmenge"? So fragt er nicht, sondern „es jammerte ihn der Leute, denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und er begann sie des längern zu lehren"[2]. Andere Sterbliche hätte hier entweder die Müdigkeit zurückgehalten oder die Eitelkeit vorwärts getrieben. Bei Jesus gibt lediglich das Mitleid den Ausschlag, mit folgender Erwägung: Diese Schafe sind hirtenlos, verloren und daher augenblicklich bedürftiger als die Zwölfe. Läßt nicht der Besitzer von hundert Schafen, sobald er eins verliert, die neunundneunzig in der Einöde und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet[3]? Aus solchem Abwägen läßt er in Jericho die ganze Volksmenge im Stich und kehrt trotz Murren der Übrigen bei dem einen besonders nach ihm Verlangenden ein[4].

* * *

Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Treue — das ist das wunderbare Dreigestirn der Menschenliebe Jesu, gruppiert um die Gottesliebe als Zentralsonne. Diese überraschend neue, warm leuchtende Konstellation ist der eigentliche Stern der Weisen, der, lang von den Besten ersehnt, endlich am Himmel herrlich aufgegangen, nun Völker verbindend, Herzen versöhnend, Mühsal verklärend über dem Erdenleben strahlt. Gewiß ist der Bringer dieser Liebe der allergrößte Wohltäter der Menschheit, gewiß unter allen Menschen der Nächste Gottes.

---

[1] Mk 6 31 — [2] Mk 6 34 — [3] Lk 15 Mt 18 12–14 — [4] Lk 19 5 ff.

Gesamtbild

27. Die Grundzüge.

Steinerne, hölzerne, gegossene oder gemalte Bildnisse waren den Juden verboten[1]. Daher ist eine Abbildung Jesu zu seinen Lebzeiten wohl nie angefertigt worden. Alles, was heute als „echtes Bild Jesu“ ausgegeben wird, entstammt der Phantasie einer viel späteren Zeit. Leider besitzen wir nicht einmal eine zuverlässige Nachricht über sein Äußeres. Schon Augustin klagt über diesen Mangel[2]: „Wir sind gänzlich im unklaren, wie Jesus ausgesehen hat.“ Nerobüsten und -bildnisse sind im Überfluß auf uns gekommen, aber der Schattenriß der Leibesgestalt Jesu, das Leuchten seines Angesichts, diese stoffliche Ausprägung seines Geistes, ist der Welt für immer verloren gegangen. Ob er groß von Statur oder klein, kräftig oder hager, bärtig oder glatt, rotwangig oder blaß, ob dunkel oder blauäugig und blond gewesen, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Ob Jesus schön oder häßlich zu denken sei, darüber sind seit alters die Meinungen geteilt. Die kirchlichen Väter forderten für ihn bald die Schönheit des Apoll, bald erinnerten sie an die Häßlichkeit des Sokrates. Für beide Möglichkeiten berief man sich auf prophetische Stellen des Alten Testamentes[3]. Das gleiche Schwanken zeigt sich in der neueren Kunst.

Wir müssen uns begnügen, die Schönheit und Größe seiner Seele, den Reichtum und Adel seines Geistes aus

---

[1] 2. Mos 20 4 f — [2] de Trinitate 8, 4 — [3] Jes 52 14 53 2 1. Sam 16 12 Ps 45 3 2. Kor 5 16 Lk 11 27.

dem vereinigten Gemälde zu erkennen, das mehrere wesensverwandte Zeugen von seinem Wirken und Leiden mit begeisterter Hand entworfen haben. Deutlich genug strahlt sein Charakterbild aus dem lebensfrischen, farbenprächtigen Triptychon der Synoptiker uns entgegen, und durch die spätere, tiefsinnig theologische Darstellung des Johannes wird es mannigfach bestätigt oder auch ergänzt.

Die einzelnen Charakterzüge nun, die wir durch die vorangehende Untersuchung aus diesen Quellen gewonnen haben, stehen selbstverständlich in der Wirklichkeit nicht nebeneinander wie in der Betrachtung, sondern sie schieben sich vielfältig ineinander. Sie lassen sich auf wenige Grundzüge zurückführen. An das aus diesen erwachsende Gesamtbild haben wir sodann noch einige Fragen zu richten. Die Bedeutung des vor uns stehenden Charakters wird sich uns erst voll erschließen durch die Betrachtung des Neuen, das er enthält, der Nachbildung, die er zuläßt, und der religiösen Verehrung, die ihm zuteil wird. Es sind, kurz ausgedrückt, die Fragen der Originalität, der Individualität und der Divinität Jesu, die uns übrig bleiben. Zunächst aber gilt es, die Grundlinien seines Wesens scharf zu ziehen.

Wer heute ein Bild Jesu herstellen will, sollte fast damit beginnen, eine Negativplatte anzufertigen. Zeigen, was er alles nicht gewesen, so manchen falschen Wahn bezüglich seiner Persönlichkeit bestimmt abschneiden, so manche irrige Darstellung seines Wesens zart retouchieren, soviel herkömmliche Verzerrung seiner Züge berichtigen, das Markante in seinem Charakter scharf hervor- und das Nebensächliche entsprechend zurücktreten lassen, auch die Lichtstärke für seine Umgebung richtig abtönen — das ist in der Tat höchst nötige Arbeit, die verschwiegene Grundlage jedes positiven Bildes.

Eine fesselnde und nicht selten angewandte Manier, das Bild Jesu zu zeichnen, ergeht sich in der Gegenüberstellung der zahlreichen Gegensätze, welche diesen Charakter scheinbar zerspalten, in Wahrheit jedoch unter höhere Einheiten zusammenfassen. Nur an einige solcher Kontraste sei im Vorbeigehen erinnert. Ein freiheitliebender Naturmensch, ist Jesus gleichzeitig in hohem Maße geistig durchgebildet, mittels strenger Selbstzucht geadelt. Er ist weltoffen und zugleich weltflüchtig, liebt die Geselligkeit und daneben die Einsamkeit, kennt die Genußfreuden, aber auch die Übungen des Asketen. Er ist heftig und sanft, schroff und liebenswürdig, dienstfertig entgegenkommend und unnahbar sich zurückziehend, allezeit hilfsbereit und unerbittlich gewaltig in einer Person; wunderbar barmherzig und ein vernichtender Strafredner; Menschenhasser, weil Menschenkenner, und doch ein Fürst der Liebe, ein Anwalt des Menschentums; von Mitleid erglühend und von Zorn. Gott gegenüber innig vertrauend und in heiliger Scheu erbebend, äußerst gewissenhaft und doch großzügig im Handeln, der Schrift und der Sitte gehorchend, aber kraft eigenen Lichtes ein Freiherr. Ganz selbständig nach außen und ganz abhängig nach innen, entschlossen und unschlüssig, mutig und zagend, tapfer und am Boden liegend; Meister des Worts und gern schweigend; Mann der Tat und willig leidend; geborener Herrscher und überall dienend, geduldig und ungeduldig, sehr demütig und sehr selbstbewußt, überaus stolz und völlig anspruchslos, treugesinnt und doch alle Bande zerreißend, konservativ und der größte Fortschrittler, Sozialist und Individualist, durchaus menschlich und wahrhaft göttlich denkend. So ließe sich noch fortfahren. Solche Gegensätze weisen hin auf die ungewöhnliche Spannweite dieses

Charakters, auf die erstaunliche Selbstbeherrschung, die er sich errungen und auf die gewaltigen Kämpfe, von denen er durchwogt war. Die erhabene Ruhe Jesu, der tiefe Friede, welchen er besitzt und mitteilt, ist das Resultat heißen, immerwährenden Streites. Diesen Kampf gilt es also vor allem aufzuweisen, und zwar durch scharfe Abgrenzung seines Naturells.

Mit größter Sicherheit erkennen wir im Charakter Jesu einen allen Semiten mehr oder weniger gemeinsamen, im Hirtenleben dieser Völker unter der morgenländischen Sonne herausgebildeten Grundzug: einen starken, zähen Willen zum Leben; insbesondere auch die Abzweigung desselben, welche man den ideellen Selbsterhaltungstrieb genannt hat: ein hohes Selbstgefühl, einen ausgesprochenen Ehrtrieb. Im Zusammenhang mit diesem Grundzug steht eine natürliche Kampflust, sich äußernd sowohl im Geschick zur Verteidigung als in der Wucht des Angriffs. Dagegen tritt schlechterdings nicht hervor die jüdische Anlage zu Geiz und Geilheit. Vielmehr sind diese Gefühle durch vollkommenen Verzicht auf Besitz und Liebesgenuß so scharf beschnitten, daß man auf sehr frühe Selbsterziehung schließen muß. Wie stark die Neigung nach dieser Seite hin von Jesu empfunden wurde, darüber gestattet die Entschiedenheit seiner Entsagung vielleicht eine Vermutung. Erschwerend für die Selbstzucht wirkte die Schnelligkeit, mit welcher die Triebregungen auf Reize sich auslösten, das heftige Temperament. Die Galiläer waren Hitzköpfe, unter Umständen todesmutige Empörer, Männer rascheſter Tat. Solches heiße Blut konnte auch bei Jesu die Zornader schwellen und den ganzen Leib in die heftigste Erregung versetzen. Augenblicklich war er entschlossen, und zähe ver-

folgte er seinen Entschluß, ohne zurückzublicken oder sich von andern beirren zu lassen. Da ein heller, leicht kombinierender, durchdringender Verstand ihm in alle irdischen Verhältnisse hineinleuchtete, so hätte der Träger jener Triebe ein selbstsüchtiger Gewaltmensch werden können, wenn nicht andere Anlagen die Wage gehalten und höhern Ideen zum Siege verholfen hätten. Vor allem ein ungewöhnlich reges sympathisches Gefühl. Bezogen auf Gott, erwuchs dasselbe zu jenem außerordentlichen Abhängigkeits- und Ehrfurchtsgefühl, zu jener Pietät und Gewissenhaftigkeit, zu jenem rückhaltlosen Vertrauen und sich Unterwerfen, das wir im Charakter Jesu gefunden. Bezogen auf die Mitmenschen trat es als tiefes Mitleid und Erbarmen hervor, das im Verhältnis zu Gott wurzelte und die Erkenntnis Gottes hinwiederum am stärksten beeinflußte. Ferner ist angeborener Schönheitssinn nicht zu verkennen, sonst am Israeliten dürftiger ausgebildet, ebenso wie Phantasie. Diese beiden Anlagen verhalfen Jesu zu einer glücklichen Verarbeitung und Gestaltung der religiösen Gedanken für sich selbst und für andere. Erwähnung verdient endlich sein sicheres Schlußvermögen, die schnelle Auffassungsgabe, die große Aufnahmefähigkeit; und jene seltene fernwirkende (telepathische) Begabung, jene intuitive Aufgeschlossenheit, jenes „zweite Gesicht“ für das Übersinnliche, das ohne Zweifel eine besondere Naturgrundlage voraussetzt.

Eine solche Zergliederung eines edlen Charakters mag befremden, sie ist aber zur Klarheit notwendig. Die größten Maler haben am meisten Anatomie getrieben, und selbst Raffael hat seine heiligsten Gestalten zuerst unbekleidet entworfen.

Mit diesem allerdings nur im dürftigsten Umriß ge-

zeichneten Naturell fand sich Jesus einem Volke einverleibt, das im religiösen Formalismus zu erstarren drohte, aber eine desto bewegtere gottverbundene Geschichte in heiligen Büchern niedergelegt hatte. Aus dieser Quelle blieb das Volksleben von erhabenen religiösen Erinnerungen und großen sittlichen Ideen durchflutet, welche freilich von der Masse des materiell gerichteten Volks zu kraß-sinnlichen Diesseitserwartungen verkehrt, vorwiegend politisch ausgebeutet und ausgedeutet wurden. Bei Jesus sollten sie jedoch auf einen ganz anders fruchtbaren Boden fallen.

Durch fromme und strenge Erziehung wurden ihm seit frühester Kindheit die heiligen Gebote Israels eingeschärft, welche, zumeist Verbote, jenen starken Willen zum Leben mit seinen sich verzweigenden Trieben auf zahllosen Punkten durchkreuzten, verneinten. Vor allem trat hier und in der Geschichte seines Volks der Gott, der auf den Gesetztafeln mit seinem gewaltigen Ich voransteht, in seiner ganzen Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe heischenden Größe seinem eigenen Ich gegenüber. Welche Macht, welche Allgegenwart dieser hehre Gottesgedanke im Leben und Bewußtsein des Juden jener Zeit gewonnen hatte, davon machen wir uns kaum eine Vorstellung. In der Seele Jesu aber muß sich früh ein innigeres, idealeres Verhältnis zu diesem Gotte herangebildet haben als bei seinen Stammesgenossen, seiner reichern, zartern Gemütsanlage entsprechend. Hier liegt das „mysterium magnum“ dieser Persönlichkeit, auf das wir im Schlußkapitel zurückkommen. Zu Hilfe kam seinem Innersten dabei die geistige Öde des jüdischen Lebens. Keine Kunst, keine Wissenschaft lenkte dort ab. Weniger Abwechslung, weniger landschaftliche oder sonstige ästhetische Reize bot wohl kaum eine Hauptstadt der Erde

als das in felsiger Wüste erbaute, einzig der Gottesverehrung gewidmete Jerusalem. Das Volk, den Römern unterworfen, hatte in der Welt jede Stellung verloren und suchte seine einzige, letzte Zuflucht bei Gott. Alles trieb zu Gott. In der Tat war in solchem Schmelztiegel die Religion bereits wunderbar geläutert worden. Und in einem so tiefen, so empfänglichen Gemüte, wie es Jesus darbot, konnte sie sich unter solchen Umständen aufs schönste und hehrste ausgestalten. Das Höchste, was in seinem Volk an Beziehungen zu Gott keimhaft vorhanden war, hat er in sich tiefer wurzeln und zu vollster Blüte sich entfalten lassen: zu einer Liebe von ganzem Herzen, zu lebendigster Gottesgemeinschaft. Daß sie nicht mit einem Schlage vollkommen dastand, sondern dieselben Stufen vom anerzogenen Gehorsam zum tiefinnersten Triebe — von der Heteronomie zur Autonomie — durchlaufen mußte, wie bei jedem andern Menschen, haben wir gesehen.

Die nächste Frucht dieser Gottinnigkeit war Überwindung des Ich, Kreuzigung des Trieblebens; und diese Verleugnung der nach der Welt gekehrten niederen Triebe brachte wieder eine Stärkung des Gottesbewußtseins und der damit verbundenen höheren Triebe. Im selben Maße als sich der Gottesgedanke in diesem Willen befestigte, wurde das sittliche Streben ein freieres; wie das niedere Ich gefesselt, so wurde das höhere gekräftigt, eine zum Guten wirkende Kraft entbunden. Der Glaube des Semiten, je ärmer ist er im Vergleich mit polytheistischen Mythologien, desto zäher ist seine einheitlich konzentrierte Willenskraft. Nichts eintönigeres als der täglich fünfmal wiederholte Gebetsruf des Moslem „La ilaha ila allah. . ." — aber zu welcher fanatischen Kraft entflammt er seine

Gläubigen! „Der Geist des Semiten, erklärt Renan in seinen langues sémitiques, vermag nur äußerst wenig zu umfassen, doch dieses Wenige umfaßt er mit großer Kraft.“ Wie verblüffend einfach gestaltete sich die Gottesvorstellung, die Religion Jesu, aber welche ungeheure Kraft verlieh sie ihm! Alles, aber auch das Alleräußerste, wurde in den Dienst Gottes gestellt, und nachdem die Herrschaft Gottes einmal siegreich in diesem Gemüte aufgepflanzt war, wurde sogar der durch das Gebot verneinte starke Wille zum Leben als befreiter, williger Sklave wieder herangezogen, mußten auch die niedern Triebe, mit anders gerichteter Spitze aufs neue lebendig, jenem Szepter gehorchen. Es wurde für Jesus eine höhere Selbsterhaltung, eine Errettung des Lebens, Gott zu dienen und nach Gottes Willen die Menschen zu lieben; jene paradoxen Worte: „wer sein Leben lieb hat ꝛc.“ sind gewiß seine ureigensten. Er kämpft, er eifert – für Gottes Sache. Das ganze, im Prinzip ertötete Ehrgefühl wird wieder auferweckt und für den Dienst Gottes, für die Herbeiführung seines Reiches eingesetzt. So zeigt sich der Welt zuletzt das Bild eines durchaus einheitlich gerichteten Charakters, einer vollendeten innern Konzentration, einer wahrhaft übermenschlichen Kraft.

Der Darstellung dieser Kraft sind ja die drei vordern Abschnitte dieses Buches gewidmet, der Willenskraft, die durch den Glauben sich mächtig verstärkt und die als Glaubenskraft durch die Liebe nicht bloß gefärbt, sondern mit unwiderstehlichem Schwung begabt wird, so daß sie vollendet als Liebeskraft, als wohltätige Macht dasteht. Die Zeugnisse der Zeitgenossen Jesu sind voll des frischen Eindrucks einer noch nie dagewesenen, einer unübertrefflichen und unüberwindlichen Kraft; sie schildern

sein Auftreten als ein dynamisches, sein Reden als ein gewaltiges, seine Taten als Krafttaten. Und wir müssen uns nicht wundern, daß unter dem staunenden Erleben solcher Kräfte sich alsbald auch ein beschwingter Schwarm von Legenden bildete, von denen einzelne sogar in unsere Evangelien gedrungen sein mögen, auch sie Beweise der überfließenden Fülle von Kraft, die diesem Jesus von Nazareth geschenkt war und die lebenspendend, übelverscheuchend, segenbringend, wo er ging und stand, von seiner Erscheinung ausstrahlte. Man traute ihm das Höchste zu, die Phantasie kannte keine Grenzen seines Könnens mehr. Ihr Vollendungsziel erreichte diese Kraft in dem Kreuzesbild, welches, hinausleuchtend in die Zeiten und Völker, den Menschen ewig teuer bleiben wird. Es ist, mag man dogmatisch darüber urteilen wie man will, das Bild eines vollkommenen Opfers für die höchsten Zwecke, des Einsatzes einer vollendeten Kraft für Gott und für die ewigen Güter der Menschheit.

Wir können hier nur noch mit den allerhervorragendsten Menschenbildern vergleichen. Wir haben Napoleon gegenübergestellt — auch ein kolossaler Wille, eine kolossale Kraft, die gesamte Kulturwelt erschütternd. Aber es war eine böse Macht, weil lediglich die rohen Ich-Triebe bejahend. Näher steht Mohammed, wie Jesus mit dem zähen starken Willen des Semiten ausgerüstet, aber infolge mangelnder Tapferkeit und Wahrhaftigkeit nicht vollen Ernst machend mit der Verneinung der Welt und darum auch nicht zur sieghaften Neubejahung hindurchdringend — eine Religion des Halbmondes, der halben Selbstverleugnung und der halben Liebe.

Weit näher steht Buddha, ein ungeheurer Wille, der

die Welt mit voller Entschiedenheit, mit bewundernswerter Entschlossenheit verneinte — aber in der Verneinung endete, im Nirwana unterging. So viel Gleichklänge sich in seiner Lehre mit der christlichen finden, so gründlich ist doch die Verschiedenheit. Jesus betet: „Dein Reich komme. Vergib uns die Schuld. Erlöse uns von dem Bösen!" Auch Buddha faßt das Leid, das namenlose Elend dieser Welt ins Auge und erstrebt eine Erlösung, denn das Leid hindert die Seligkeit; jedoch von Sünde und Schuld weiß er so wenig als von himmlischen Mächten, welche über dem Menschenleben walten. Sich selber Gott, sucht und findet und lehrt er die Aufhebung des Leidens durch Selbstpeinigung, durch Arbeit an sich selbst, durch Ekstase, durch schließliches Verlöschen im Nichts. Die Liebe hat keine Stelle in seiner Lehre; des Nächsten schonen, nicht töten, nicht zürnen, nicht schaden, das geschieht nicht aus Mitleid, sondern um das Leid auf der Welt nicht zu mehren, die eigene Seligkeit nicht zu stören. Es fehlt an jeglichem positiven Ziel, und alles mündet in die Verneinung.

Die Ethik Jesu ist nicht in der Weltverleugnung stecken geblieben, wie immer wieder behauptet wird. Jesus vollzieht und verlangt allerdings eine volle Verneinung, aber darüber hinaus eine neue Bejahung – Beweis seines höhern Willens, seiner größern Kraft, seiner überragenden Bedeutung. Die Triebe werden nicht erstickt, sondern veredelt. Die Leidenschaften werden gebunden und gebändigt, um alsbald wieder erlöst und entbunden dem Wohl der Gesamtheit zu dienen: Der Zorn wird gegen das Böse gekehrt, der Ehrgeiz zur Pflichterfüllung angespornt, das Ichgefühl von der Liebe verschlungen, der Wille zum Leben verklärt durch den Ausblick auf ein höheres Leben. Mit

geheiligtem Selbstbewußtsein setzt sich Jesus an die Spitze der neuen Menschheit, um das Reich Gottes anzubahnen, statt des politischen Messias ein Himmelskönig, statt des Thronenden ein Gekreuzigter, alles in allem der größte und lauterste Wohltäter, den die Welt gesehen und darum eine Lebensmacht für alle Zeit. Mit Recht also schreibt H. S. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" neben manchem Unzutreffenden über die Erscheinung Christi das Folgende: „Was begründete die Weltmacht Buddhas? Nicht seine Lehre, sondern sein Beispiel, seine heldenmütige Tat; diese war es, diese Kundgebung einer schier übermenschlichen Willenskraft, welche Millionen bannte und bis heute bannt. In Christus jedoch offenbarte sich ein noch höherer Wille: er brauchte nicht vor der Welt zu flüchten, das Schöne mied er nicht, den Gebrauch des Kostbaren — das seine Jünger „Unrat" hießen — lobte er; nicht in die Wüste zog er sich zurück, sondern aus der Wüste heraus trat er in das Leben ein, ein Sieger, der eine frohe Botschaft zu verkünden hatte — nicht Tod, sondern Erlösung! Buddha bedeutet den greisen Ausgang einer ausgelebten, auf Irrwege geratenen Kultur; Christus dagegen bedeutet den Morgen eines neuen Tages; er gewann der alten Menschheit eine neue Jugend ab, und so wurde er der Gott der jungen, lebensfrischen Indoeuropäer: unter dem Zeichen seines Kreuzes richtete sich auf den Trümmern der alten Welt eine neue Kultur langsam auf, an der wir noch lange zu arbeiten haben, soll sie einmal in einer fernen Zukunft den Namen „christlich" verdienen."

---

28. Das Neue.

„Man spricht immer von Originalität, sagt Goethe in einem Gespräch seiner letzten Jahre, allein was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! Was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.

„Hierbei aber ist es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unsers Lebens der Einfluß einer fremden, bedeutenden Persönlichkeit stattfindet.

„Daß Lessing, Winkelmann und Kant älter waren als ich und die beiden erstern auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

„Ferner: Daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen, daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vorteile entstanden.

„Bürger hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner sittlichen Kultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so, wie er angefangen . . . .

„Überall lernt man nur von dem, den man liebt . . .

„Die Aquarellmalerei steht in diesem Bilde (das Goethe eben einem Gaste gezeigt hatte) auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, R., der Maler, habe in der Kunst niemand etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes von sich selber hätte als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe. Von einem verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht.

„Wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie verdankt zu haben. Die Narren, als ob das überhaupt anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdränge und aus ihnen, trotz ihrer eigenen Dummheit, etwas machte! Ja ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen

einiger großen Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überhaupt einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

„Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höhern Zwecken dienstbar zu machen. Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben, und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter, alle sagten mir, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt; und ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesät hatten.

„Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich oder ob er es von andern habe, ob einer durch sich oder durch andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig[1]."

Soweit Goethe. Befragen wir zur Ergänzung noch

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe, 3. Aufl. I. 151 f; II. 227; III. 252.

die Kunstgeschichte, so leitet Anton Springer das Zeitalter der Hochrenaissance mit folgenden Worten ein: „Es kommt nicht bloß in der Geschichte der Staaten vor, daß wir auf mächtige Persönlichkeiten stoßen, welche mit einem Male das Schicksal der Völker wenden, so daß mit ihrem Auftreten eine neue Zeit beginnt und, während sie leben, sie allein den ganzen Raum ausfüllen, während neben ihnen alles unbedeutend und untergeordnet erscheint. Auch die Kunstgeschichte verehrt Heroen, die durch ihre gewaltige, allumfassende Persönlichkeit den Gang der Kunst auf lange hin bestimmen, die alten Bahnen vollenden, neue eröffnen. Als solche Helden treten uns in der Renaissanceperiode Leonardo da Vinci, Michelangelo Buonarroti und Raffael Santi entgegen. Sie fanden den Boden für ihre Wirksamkeit wohl vorbereitet. Es gibt wenige Züge in ihren Werken, welche nicht ältere Künstler wenigstens angedeutet hätten, schwerlich eine von ihnen eingeschlagene Richtung, für welche nicht Vorläufer nachgewiesen werden könnten. Sie wurzeln in Wahrheit in ihrer Zeit und wachsen organisch aus der frühern Kunst heraus. Ohne diesen Zusammenhang hätten sie ja nimmermehr den großen Einfluß gewinnen und die gewaltige Herrschaft über die Zeitgenossen erringen können. Immerhin empfängt man im Angesicht ihrer Werke den Eindruck unbeschränkter schöpferischer Kräfte. Muß auch der Historiker etwas von diesem Glauben nehmen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß sie nicht bloß zusammenfügten, was bisher getrennt war, sondern der gegebenen und überlieferten Kunst, indem sie diese mit ihrer Phantasie befruchteten und dabei ihre Persönlichkeit einsetzten, eine neue, überraschende Gestalt verliehen."

Stellen wir in dieser Weise die Frage, was Jesus in Form und Inhalt seiner Reden Neues gebracht habe, was in seinen Taten und in seinem Wesen Neues erschienen sei, so bleibt zunächst herzlich wenig oder vielleicht gar nichts übrig. Jesus wurzelt durchaus im Judentum, und wenn wir dieses nicht bloß aus den alttestamentlichen Urkunden, sondern vor allem aus den Schriften des letzten Jahrhunderts vor Christus studieren, so finden wir auf Schritt und Tritt Parallelen zu Worten Jesu. Ein ehemaliger Jude, der gelehrte Chwolson, schreibt darüber: „Wenn ein nach den moralischen Grundsätzen der agadischen Literatur (die religiösen Schriften der Synagoge) streng religiös erzogener Jude, der zugleich mit der letzteren vertraut ist, ohne Voreingenommenheit in den Evangelien die Sprüche und Lehren Jesu liest, fühlt er sich von denselben sozusagen angeheimelt. Nirgends findet er Unbekanntes, dagegen sehr oft wirklich Analoges, häufig wenigstens Ähnliches oder Geistesverwandtes mit dem, was er in jener Literatur schon gelesen hat."

So enthält selbst das ureigenste „Gebet des Herrn", dieser unvergleichliche, klassische Ausdruck der tiefsten Bedürfnisse eines Gotteskindes, keinen einzigen eigentlich neuen Gedanken. Die Anrede „Vater", die man früher für das Originellste an diesem Gebet hielt, ja die volle Anrede „Unser Vater in den Himmeln!" war zu jener Zeit die gewöhnliche und verbreitete. Jesus hat den Vaternamen für Gott weder erfunden noch ihm einen neuen Sinn untergelegt. Er hat überhaupt von Gott nichts ausgesagt, was nicht schon vor ihm gesagt worden wäre. Seinen großen Glauben an die göttliche Allmacht und Vorsehung, seine Grundanschauungen von der Freiheit des mensch-

lichen Willens, vom Fortleben nach dem Tode, von dem besondern Verhältnis der Menschen zu Gott verdankt er unleugbar seinem jüdischen Mutterboden. Für einzelne seiner Sätze finden sich Parallelen gar in entfernten Ländern; so enthält ein indisches Opferbuch tausend Jahre vor Christus schon den Satz: Ist der Mensch unrein, so ist er es, weil er die Unwahrheit redet; während Jesus sagt: Was zum Munde ausgeht, das verunreinigt den Menschen.

Was die Liebe betrifft, so haben wir gesehen, daß Jesus eine ausgebildete Theorie darüber vorfand und kaum ein neues Gebot hinzugefügt hat. Er zitiert die alttestamentlichen Gebote von der Liebe, wie sie auch von den Schriftgelehrten zitiert wurden. Liebe hatten schon die Propheten mit flammenden Worten gepredigt; ein Hosea: „An Liebe habe ich Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern; an Gotteserkenntnis, nicht an Brandopfern"; ein Amos: „Ich hasse, ich verachte eure Feste, eure Opferfeiern . . . Fort mit dem Geplärre eurer Lieder, das Rauschen der Harfen will ich nicht hören! Nein: Recht soll sprudeln wie Wasser, Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach!" Liebe verkündete zur Zeit Christi gar im heidnischen Rom der Philosoph Seneca, wenn er schreibt: „Willst du die Götter nachahmen, so erweise auch den Undankbaren Wohltaten; denn selbst über den Bösen geht die Sonne auf." Ja, schon vor Jahrhunderten hatte der griechische Dichter Menander gesungen: „Dies ist das Leben, nicht für sich zu leben bloß!" hatte Sophokles seine Antigone ausrufen lassen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Hiernach ist die Behauptung zu berichtigen: „Die Welt vor Christus war eine Welt ohne Liebe." Nicht bloß in Israel mit seinen humanen Einrichtungen zur Er-

leichterung der Armen, auch in dem kalten, weltbeherrschenden Rom war noch ein gesunder Sinn vorhanden, der Häuslichkeit, Erbarmen, Tugend und Recht liebte. Ohne einen solchen Boden wäre die christliche Lehre ein auf den Weg gestreuter Same geblieben.

Auch in der Lebensführung und in den Handlungen Jesu suchen wir völlig Neues vergeblich. Bald bewußt, bald unbewußt nahm er sich Gottesmänner der alten Zeit zum Vorbild; die einzelnen Seiten seines Wesens sind so wenig ohne Parallelen wie die einzelnen Stücke seiner Lehre. Selbst für seine „Wundertätigkeit" hatte er große Vorgänger in der israelitischen Geschichte, und manche Weisen der Synagoge galten als mit Wunderkraft begabt. Ja, sogar der römische Kaiser Vespasian soll in Alexandrien einen Blinden geheilt haben — caeco reluxit dies, schreibt Tacitus[1]. In der ältesten Christengemeinde zu Korinth blühten die „Gaben der Heilung und Wunderwirkungen" ebenso wie hellseherische Zustände, Verzückungen und verschiedene Gaben begeisterter Rede; sie werden von Paulus nicht besonders hoch gewertet[2]. Jedenfalls also waren Heilgaben jener Zeit nichts Unbekanntes, und Jesus ist weit entfernt davon, in seinen Wundertaten eine Besonderheit oder das Hauptstück seines Wirkens zu erblicken[3].

Wir können keinen Satz in der Lehre und keinen Wesensausdruck in der Erscheinung Jesu nachweisen, den er völlig neu wie vom Himmel her der Welt dargeboten hätte.

Und doch ist alles neu und groß gewesen an diesem Mann, und wir dürfen die allerhöchste Originalität für ihn in Anspruch nehmen. Das Überkommene ist unter

[1] Hist. IV, 81 — [2] 1. Kor 12—14 — [3] Mk 1 38 Joh 4 48 2 18 ff Mt 12 27. 38 ff 16 1 ff 1. Kor 1 22.

seinen Händen alles neu geworden. Es ist durchaus unrichtig, wenn man die Lehre und Erscheinung Jesu nur die letzte und höchste Blüte des Judentums genannt hat, wenn gar Juden versichern, sie sei nur die alte jüdische Lehre in neuem Gewande. Vielmehr ist sie zum guten Teil dem jüdischen Leben und Lehren scharf entgegengesetzt. „Ich aber sage euch." Jesus wandelt die Schrift um, er haucht ihr einen neuen Geist ein. Was er nicht zitiert, ist wichtiger, als was er zitiert. „Die jüdischen Gelehrten meinen, schreibt J. Wellhausen, alles was Jesus gesagt habe, stehe auch im Talmud. Ja, alles und noch viel mehr. Wie hat er es nur angefangen, das Wahre und Ewige aus diesem Wust der Gesetzesgelehrsamkeit herauszufinden? Warum hat es niemand anders getan?" Aus dem jüdischen Rache- und Willkürgott ist durch ihn ein Gott der Liebe und Güte geworden, ein barmherziger statt des hartherzigen, ein vergebender statt des vernichtenden. Das entsprach einer in Jesus selbst mächtig anklingenden Gemütssaite, seinem tiefen, reinen Mitgefühl. Darum verkündet er es auch nicht in abstrakten, logischen Sätzen, noch mit prunkender, hoch über der Sache stehender Rhetorik, sondern mit lauter Herzenstönen, mit so poesievollen, ergreifenden Klängen, daß es dem Hörer sofort zum eigenen Erlebnis werden muß. Daher nannte man auch seine Lehre alsbald, im Unterschied von der des Täufers und anderer, ein Evangelium. Die Originalität und Formvollendung, die schöpferische Kraft und Unmittelbarkeit seiner Parabeln im Vergleich mit den jüdischen, von den Ästhetikern und Forschern immer wieder bestätigt, muß nur jener frohen Botschaft von dem Vatergott und seinem seligen Himmelreiche dienen.

Und wie hat Jesus die jüdische Messiaserwartung und Reichsgotteshoffnung umgewandelt, „an der Stätte des hartnäckigsten Materialismus die Fahne des reinsten Idealismus aufpflanzend, den stürmischen Willen, der beide Hände nach allem Golde der Erde ausstreckte, lehrend, er solle das, was er besitze, wegwerfen und im eigenen Innern nach dem vergrabenen Schatz suchen [1]!" Wir begreifen den Zorn und das Zähnefletschen der Juden, wenn vor ihren Ohren plötzlich das seit Jahrhunderten ersehnte Königreich mit seiner Macht und Pracht, mit seiner Rache an den Feinden und seiner Knebelung der Nationen sich in ein innerlich und überweltlich gedachtes Reich verwandelte, in ein Reich der Liebe und des reinen Herzens.

Wie stand es mit der jüdischen Liebe? In dem sechsten Kapitel des Deuteronomium, in welchem unter vielen andern Geboten auch die Liebe geboten wird — „du sollst (!) Gott deinen Herrn lieben . . . [2]" folgt sofort auch die Belohnung für diese Liebe: „Ich werde dir große und feine Städte geben, die du nicht gebaut hast, und Häuser alles Gutes voll, die du nicht gefüllt hast, und ausgehauene Brunnen und Weinberge und Ölgärten usw." — eine Art von Liebe, bemerkt dazu ein neuerer Denker, wie die, welche heute so manche Ehe stiftet! Und im folgenden Kapitel erscheint, als Auslegung zum Gebot der Nächstenliebe, die Anweisung: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr dein Gott dir geben wird", so daß zu Jesu Zeit das Gebot gelesen wurde [3]: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen!" Wer sieht nicht, daß Jesus das gerade Gegenteil gelehrt und gelebt hat?

---

[1] H. S. Chamberlain — [2] 5. Mos 6 5 — [3] Mt 5 43.

Die Liebe Jesu verhält sich zu aller Liebe, die vorher anzutreffen war, etwa wie die volle purpurglühende Rose, die unter der sorgfältigen Pflege im Garten gedeiht, zu den losen Heckenröschen, die da und dort hervorbrechen und verblättern. Ist jene nicht eine ganz neue Pflanze geworden, mit alles überstrahlender Schönheit und alles erfüllendem Dufte? Diese Liebe, in ihrer doppelten Beziehung, in ihrer wahrhaft befreienden und versöhnenden, gottgeborenen Kraft verlieh allen Taten und Worten Jesu ihren eigentümlichen Schmelz und hob sie weit über das Alltägliche hinaus. Sie ist's auch, die diesen Meister der Kunst zu leben und zu sterben durchaus von den „Lebenskünstlern" unserer Zeit unterscheidet. Dreht sich bei diesen alles um die eigene Persönlichkeit, welche sich in Eigendienst und möglichst harmonischem Genuß ausleben soll, so hat Jesus eine unendlich höhere Sonne, um die sein Leben kreist und die er seinen Mitmenschen weist. In der Klarheit und Entschiedenheit, mit der er um dies Zentrum seine Persönlichkeit gruppiert und seinen Charakter ausgestaltet hat, besteht seine höchste Originalität, so daß nur, wer hierin ihm nachstrebt, nach ihm sich zu nennen berechtigt ist.

Ehe wir jedoch auf die Frage der Nachahmung eintreten, ist ein Angriff zurückzuweisen, der eben an der originellen, genialen Größe Jesu einsetzt.

* * *

„Die Geisteszustände, vermöge welcher ein Mensch sich von den andern Menschen unterscheidet durch die Originalität seiner Gedanken und Auffassungen, durch den Überschwang und die Energie seiner Affekte, durch das Außerordentliche seiner Geisteskräfte, diese Zustände haben ihre Quellen in

den gleichen organischen Bedingungen wie die verschiedenen Gemütsstörungen, deren vollständigster Ausdruck der Irrsinn und die Idiotie sind." So lautet die Formel, die der französische Irrenarzt J. Moreau[1] vor fünfzig Jahren aufstellte und die dann zum leitenden Grundsatz einer großen, bis heute in Frankreich herrschenden Schule von Psychologen und Psychiatern geworden ist. Sie erklärt kurzweg jedes Genie für psychopathisch und jeden wahrhaft großen Mann von vornherein als der Gestörtheit verdächtig. Ähnlich wie die köstliche Perle, der Schmuck von Königinnen, ihre Entstehung einem Krankheitsprozeß des Muscheltiers verdankt, so wäre alles wahrhaft Edle in der Welt das Produkt eines kranken Geistes. Le génie est une obsession, et la supériorité de l'intelligence consiste à réaliser l'image visuelle et motrice de cette idée fixe, so war in den Annales médicopsychologiques, dem Organ jener Schule, noch 1904 zu lesen. Ein älterer Vertreter derselben, Lélut, sammelte aus Platos und Xenophons Notizen die Symptome, um die genaue Art der Geisteskrankheit des Sokrates festzustellen; ein neuerer, Jules Soury[2], hat das gleiche Prinzip auf Jesus Christus angewandt und die Evangelien auf Andeutungen über seinen Geisteszustand untersucht. Die Ausbeute ist stattlicher, als man erwarten sollte. Haben doch Jesu eigene Angehörige einst von ihm gesagt, er sei wahnsinnig geworden[3], zu schweigen von der Nachrede der Pharisäer, er sei von einem unreinen Geist besessen[4]. Schon von Johannes dem

---

[1] Die pathologische Psychologie in ihren Beziehungen zur Philosophie der Geschichte, oder über den Einfluß der Nervenkrankheiten auf den Intellekt (Paris 1859). — [2] Kap 19 S. 230 — [3] Mk 3 21 — [4] Mk 3 22. 30 Mt 10 25.

Täufer hatte man behauptet, er sei gestört [1]. Jesus war in die von diesem entfachte religiöse Bewegung eingetreten, von derselben „angesteckt“, getragen, immer weiter über sich selbst hinausgehoben worden. Es werden die Visionen Jesu angeführt, in denen er sich bald Engeln, bald Teufeln gegenüber sah [2], seine asketischen Neigungen, seine wunderbaren Heilungen, seine leidenschaftlichen Auftritte im Tempel, seine Verfluchungen des unfruchtbaren Feigenbaumes, der unbußfertigen Städte, der Pharisäer, sein übermenschliches Selbstbewußtsein. Er wird in all diesem hingestellt als einer, der das Gleichgewicht verloren hat, der mit höchster Einseitigkeit und Hartnäckigkeit ein großes Ziel verfolgt und schließlich ein Opfer seiner fixen Idee, seiner krankhaften Erregung wird. Die Konsequenz ist natürlich der Ruf: Menschheit sei auf der Hut gegenüber dem Christentum, der Frucht eines kranken Gehirns!

Zum Verständnis dieser Auffassung muß man sich erinnern, daß die strenge ärztliche Theorie überhaupt wenig Menschen als völlig gesund gelten läßt. In ähnlicher Weise nun wie für das leibliche Befinden wird für den seelischen Organismus eine Norm aufgestellt und jede Abweichung von derselben als pathologisch bezeichnet. Soury tröstet uns damit, daß in diesen Bezeichnungen kein Werturteil ausgesprochen sei; Krankheit, Gesundheit, das seien vorübergehende, ineinander überfließende, gleichberechtigte Zustände, und wir hätten allen Grund zur stolzesten Freude, wenn wir gleich Jesus, Sokrates, Pascal, Spinoza oder Newton — psychopathisch wären! Aber dann ist doch diese Bezeichnung verwirrend und für den täglichen Gebrauch,

[1] Mt 11 18 — [2] Mt 4 1 . 3 . 11 Joh 1 51 12 31 Lk 10 18 22 31 . 43.

für Theologie und Psychologie gleich unbrauchbar; solches Zusammenwerfen von Genie und Irrsinn muß zur Mißachtung alles geistigen und religiösen Lebens führen. Diese Betrachtungsweise beruht zudem auf einer völligen Verkennung des Wesentlichen, des eigentlich Menschlichen, Geistigen, Großen; sie ist durchaus materiell. Wie, wenn nun der Geisteszustand Jesu der wahrhaft normale, ideale wäre, und der seiner Zeitgenossen abnorm? Wenn er mit seinen geschärften seelischen Organen und seiner großartigen „Geistesgegenwart“ den andern Menschen vorausgeeilt wäre und uns den Weg gezeigt, uns das Ziel für alle fernere Entwicklung vor Augen gestellt hätte? Gewiß war Jesus anders als alle, und daher ist er für viele bis in die Gegenwart unverständlich geblieben — aber daraus folgt noch nicht, daß er als geistig verirrt oder entartet zu betrachten sei, vielleicht eher, daß die andern hinter dem wahren Menschtum zurückgeblieben wären oder „in der Irre gingen“, wie ein alter Prophet sagt.

Es ist denn doch ein himmelweiter Unterschied zwischen Genie und Irrsinn. Der Gestörte ist innerlich gebunden, verwirrt, in seinen Empfindungen mißleitet. Der Geniale hingegen empfindet feiner, deutlicher, zuverlässiger als andere, er schaut die Dinge wie sie sind, er dringt in das Innere der Natur, er weiß das Große vom Kleinen, das Gesetz vom Gesetzten, das Ewige vom Zufälligen zu unterscheiden, sein Blick schweift über Zeiten und Welten, frei, groß, kühn und gesund steht er da. Vielleicht ist sein fein veranlagter Geist der Störung, der Krankheit eher ausgesetzt als ein rohes Gemüt; aber gewiß empfindet er auch jede Störung um so tiefer und wehrt sich dagegen aufs äußerste. Jesus ist das Urbild eines gesunden Menschen,

er, der die Menschen um sich her nicht krank sehen konnte, der insbesondere der Geisteskranken, der schwierigsten von allen, ohne weiteres sich helfend annahm, wenn sie ihm begegneten, und ihnen allen von seiner Gesundheit mitteilte.

Schon Goethe beschritt einen richtigeren Weg zum Verständnis des Genies als jene moderne französische Schule. Man lese seine bedeutsamen Ausführungen in den Gesprächen mit Eckermann von 1828 Band III. Er weist auf den Zusammenhang hin zwischen Jugend und Genialität, zwischen Körperkraft und Genie. „Es gab, sagt er, eine Zeit, wo man sich in Deutschland ein Genie als klein, schwach, wohl gar bucklig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat. Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dies besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! Von dem brennenden Sande der Syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten, nächtlichen Biwaks liegen da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperlichen Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen! Und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er in sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen. — Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand

in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden. Aber allerdings, der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem 27. Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein! — Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu tun. Und Napoleon ist nicht der einzige."

Derselbe Goethe aber, der hier der Jugend und Leibeskraft das Wort redet, betont gleichzeitig das Göttliche der Inspirationen, das Dämonische des Genies, das Übermenschliche der besonderen Erleuchtungen. „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. — Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte." An einer andern

Stelle: „Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelband führte und uns jagte und triebe, was immer zu tun sei — aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im dunkeln." . . .

Diese Goethische Auffassung auf Jesus angewandt, sehen wir diesen immer klar und entschieden, zu jeder Stunde mit der nötigen Weisheit und Energie begabt, um seine hohen Zwecke zu verfolgen — nicht weil er krankhaft unter einer fixen Idee, sondern weil er unter einem beständigen himmlischen Einfluß, unter „dem heiligen Geist ohne Maß", unter einer fortwährenden höheren Erleuchtung stand. Ein Mohammed war Epileptiker und beruft sich für seine Offenbarungen stets auf besondere Verzückungen. Jesus hatte auch Momente der Ekstase, wo er sah, was kein Auge gesehen, und hörte, was kein Ohr gehört, wo sein inneres Leben einen mächtigen Ruck vorwärts tat; solche Höhepunkte sind krankhaft erst dann, wenn sie schwächend und störend auf den Menschen wirken. Solange sie ihn aber zu großem Handeln begeistern und seine Energie zusammenfassend vorwärts treiben, sind sie ein Zeichen von Gesundheit und ein Segen. So ist denn auch von neuern englischen Spezialforschern wie T. J. Hudson eher eine hervorragende Gesundheit Jesu zugeschrieben worden. Sicher ist, daß bei ihm, im Gegensatz zu andern „Heiligen", außerordentliche Geisteszustände zu den Ausnahmen gehörten, daß er allezeit Gottes Nähe in lebendigstem Empfinden besaß und mit schöner Harmonie der Seelenkräfte dem Hereindrängen des Göttlichen, des Dämonischen wie Goethe sagt, innerlich entgegen kam.

---

29. Das Nachzuahmende.

Die Nachahmung Jesu, imitatio Christi, ist so alt wie sein Auftreten. „Folget mir nach!" das war sein eigener Ruf[1]. „Ein Beispiel habe ich euch gegeben." Lebend und sterbend, ringend und überwindend hat er seinen Charakter so scharf ausgeprägt, daß dieser in seiner lockenden Vollendung nun andern vor Augen stellt, wie sie die eigene Persönlichkeit auszubilden haben. Allein von zwei Seiten her wird diese Nachahmung Christi heute angefochten.

Unter den vierzig Arbeitern, welchen D. Rade für den neunten Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin 1898 die Frage vorlegte: Wer war Jesus? antwortete einer u. a.: „Dadurch, daß Christus zum Gott erhoben ist, ist er den Menschen in übernatürlicher Weise entrückt, und der Wert, den er als Ideal hat, ist verloren gegangen." Daran ist viel Wahres. Der kirchliche Christus ist so sehr zum Idealmenschen geworden, daß er aufgehört hat, sowohl ein Mensch als ein Ideal zu sein; und daß Prediger vorziehen, ihre Zuhörer auf seine Apostel oder gar auf alttestamentliche Vorbilder zu verweisen. Und doch fordern die Apostel ihrerseits auf: „Dieselbe Gesinnung lebe in euch wie in Jesu Christo . .[2] Er hat euch ein Vorbild (wörtlich eine Vorschrift, wie ein Schreiblehrer) gelassen, damit ihr in seine Fußtapfen tretet[3].

---

[1] Mt 4 19 9 19 10 38 11 29 16 24 10 21 . 28 Lk 9 59 Joh 1 43 10 27 12 26 13 15 15 12 21 19 . 22 — [2] Phil 2 5 ff Ebr 12 2 f — [3] 1. Petr 2 21 1. Joh 2 6.

Von kirchenfremder Seite, von neueren Philosophen wie Eduard von Hartmann und anderen[1], wird gegen die Nachahmung Jesu eingewendet, seine Lehre sei kulturwidrig und veraltet, seine Persönlichkeit stehe mit ihrer Weltanschauung und Askese uns modernen Abendländern fern und könne nicht mehr als vorbildlich gelten. Sicherlich läßt sich dieser Charakter nicht einfach Zug für Zug kopieren. Gerade weil er so bestimmt, so originell und gewaltig vor uns steht, will er sorgsam als Ganzes innerlich erfaßt und frei von innen heraus neu erzeugt sein. Es gehört sozusagen ein künstlerisches Schaffen dazu, um diesem Vorbilde nachzuleben.

Der Nachstrebende stößt auf die doppelte Tatsache, erstlich, daß der Charakter Jesu sehr individuelle Züge trägt, welche sich nicht zur Nachahmung eignen, und sodann, daß auch die Worte Jesu sehr individuell an einzelne Personen, an bestimmte Gruppen, an sein Volk, an seine Zeit gerichtet sind und nicht schlechthin allgemeine Geltung beanspruchen. Es erwächst uns also die Aufgabe, das Musterhafte und Maßgebende an ihm, das Entscheidende und ewig Wertvolle herauszufinden, das Vorbildliche dem Unnachahmlichen, das Gelegentliche dem Wesentlichen gegenüberzustellen. Wie wir vorhin das von Jesus Vorgefundene loszulösen suchten von dem, was er daraus gemacht hat, also von seinem Eigenen, so haben wir jetzt sein Eigenes wieder zu scheiden in Äußeres und Inneres, Bleibendes und Vorübergehendes, Zeitliches und Ewiges.

Fangen wir mit den Worten Jesu an. Dem oberflächlichen Blick sind sie widerspruchsvoll. Diesen Jüngling fordert er zur Nachfolge auf und reißt ihn mit Gewalt von seinem Vater los: „Laß die Toten ihre Toten begraben[2]!"

[1] Vgl auch Kap 17 — [2] Lk 9 60.

Jenen andern dagegen, der ihm gern nachfolgen möchte, schickt er heim: „Geh zu den Deinen und verkündige ihnen die großen Dinge, die Gott an dir getan[1]!" Von dem jungen Reichen verlangt er Verkauf aller Güter für die Armen[2], aber als Judas in Bethanien für die Armen eintritt, da weist er ihn energisch zurück[3]. Dem Johannes schärft er ein: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns[4]", doch den Pharisäern ruft er zu: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich[5]." Viele Worte sind schon in sich widerspruchsvoll. Jesus liebte im Anschluß an die Lehrweise seiner Zeit die Paradoxie, d. h. eine Spruchform, die unter dem Widersinn einen tiefen Sinn verbirgt. Zum Beispiel: Dem, der dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die linke[6]. Verführt dich dein rechtes Auge, so reiß es aus[7]. Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen sollt[8]. Wer zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, der ist mein nicht wert[9]. Glücklich die Armen[10]! Eins ist not[11]! Und viele andere. Diese Sprüche sind in ihrem plumpen Wortsinn teils geradezu unmoralisch, teils mit dem praktischen Leben unvereinbar. Eben dadurch sollen sie verblüffen, das Nachdenken reizen und auf ein tieferliegendes Prinzip hinführen. Der innere Widerspruch muß jene Aussagen im Gemüt des Zuhörers, wie ein neuerer Ausleger sagt, zum Explodieren bringen und eine Gärung dort hervorrufen; dabei kann dann der wirkliche Sinn aus der Tiefe plötzlich hervortauchen und den Geist mächtig aufrüttelnd zu einer idealeren Anschauung mitfortreißen. In ähnlicher Weise paradox

---

[1] Lk 8 $_{39}$ — [2] Lk 18 $_{22}$ — [3] Mk 14 $_{7}$ Joh 12 $_{8}$ — [4] Lk 9 $_{50}$ — [5] Lk 11 $_{23}$ — [6] Mt 5 $_{39}$ — [7] Mt 5 $_{29}$ — [8] Mt 6 $_{25}$ — [9] Lk 14 $_{26}$ — [10] Lk 6 $_{20}$ — [11] Lk 10 $_{42}$.

verfahren manche Gleichnisse, z. B. die vom unredlich klugen Verwalter, von den Arbeitern im Weinberg, vom Nadelöhr[1]. Wir sehen schon aus dieser Art zu lehren, daß Jesus nicht auf Ausprägung bestimmter Lehrsätze und Gebote abzielte. Er hat nicht wieder Einzelvorschriften geben, nicht ein neues Joch von Satzungen auflegen wollen. Er geht überall darauf aus, von innen her ein neues Wesen und Leben zu pflanzen. Nicht Gesetz, sondern Gesinnung[2]! Das ist der Sinn der Bergpredigt, das ist Jesu Sinn. Sonst hätte er am besten getan, seine Zwölfe als Schreiber niederzusetzen und ihnen seine neuen Gesetze in die Feder zu diktieren, damit sie möglichst korrekt und authentisch, unmißverständlich und angemessen der Welt überliefert würden. Statt dessen hat er sie als einfache Apostel ausgesandt, d. h. als Persönlichkeiten ausgebildet, die seine Gesinnung weiter tragen. Und es ist uns schlechterdings verwehrt, seine gelegentlich gesprochenen, mangelhaft überlieferten, nur wie zufällig aufbewahrten Worte als Gesetzbuch zu verwerten, sei es für die Ethik, sei es für die Dogmatik; oder gar sie als Orakelbuch zu mißbrauchen für die Einzelfälle des Lebens. Ein Leo Tolstoi, in der Anbetungsstarre der griechischen Kirche auferzogen, ist viel zu weit gegangen in der Paragraphierung der Worte Jesu. Jesus will uns eben herausbringen aus der Trägheit eines bloß mechanischen Gehorsams, indem er unserm gesamten Wollen eine feste, einheitliche, nicht wieder durch Einzelheiten abgelenkte Richtung verleiht. „Warum, fragt er verwundert[3], warum urteilt ihr nicht von euch selber, was recht ist?“ Es ist nicht nach seinem Sinn, sich blindlings auf seine Worte zu stürzen und aus ihren Sätzen eine Rute

[1] Lk 16 Mt 20 Mk 10 25 — [2] Kap 15.24 — [3] Lk 12 57.

für sich oder für andere zu binden. Er befreit vom Buchstabendienst und weist den Menschen an sein Gewissen[1].

Auch seine Taten sind bisweilen paradox. Wenn er auf einem Esel in Jerusalem einreitet oder den Feigenbaum am Wege verflucht oder eine Salbe im Wert von mehreren hundert Drachmen über sein Haupt ausgießen läßt, so verbirgt sich hinter dem Widersinn der äußern Handlung ein tieferer Sinn, der erfragt und verstanden sein will. Zum Nachmachen wäre das alles nicht und manches andere ebensowenig. — Es gehörte zu seinem besonderen Beruf als Menschenfischer und Prophet, jene vollkommenen Opfer des Besitzes und Behagens, der Ehre und des Lebens zu bringen. Hier verfuhr er fortgesetzt paradox, um die Gewissen zu wecken, um auf das kommende Reich Gottes hinzuweisen[2]. Er verlangte die gleichen Opfer von den dem gleichen Berufe Geweihten, aber nicht von den übrigen; verlangte sie selbst von seinen Aposteln nicht für's Leben, als bindendes Gelübde, sondern nur auf Zeit, als eine Probe ihres Charakters. Er ließ ihnen die volle Freiheit der Entwicklung. „Der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten[3]."

Es ist also ein Mißverständnis, wenn durch die Jahrhunderte hindurch ganze Orden den Verzicht auf Familie und Eigentum als ewige Verpflichtung auf sich laden. Das heißt kopieren und nach der Schablone malen, statt frei von innen heraus nachzubilden und in Leben umzusetzen. Diese Leute wähnen noch, die Vollkommenen zu sein gegenüber den Weltlichen, welche dem Erwerbs-, Familien- und Staatsleben obliegen; und sie nennen sich Geistliche.

---

[1] Mt 6 22 f 13 9. 13 Lk 11 34—36 — [2] Kap 7. 17. 21 —. [3] Joh 14 26 15 26 16 12 ff.

Aber, wozu gehört mehr Geist: seinen frischen Lebensstamm an ein paar eiserne Gelübde zu ketten, die man einem großen, unverstandenen Vorbilde abgesehen hat, oder aber die Gesinnung jenes Vorkämpfers im täglichen Kampfe des Lebens frei zu betätigen?

Dazu kommt, daß jene Opfer Jesu im Zusammenhang stehen mit seiner Erwartung eines nahen, noch von jener Generation zu erlebenden Weltendes. Hierin war er ein Kind seiner Zeit, wie überhaupt in seinem Weltbilde. Es ist unsere Pflicht, diese Anschauungen als individuelle, durch die Geschichte überholte aus dem Evangelium auszuschalten und uns in einer neuen Zeit einzurichten. Es ist unsere Pflicht, in unsere jetzige Welt, in unsere moderne Kultur die Gesinnung Jesu hineinzutragen, „wie wenn ein Weib einen Sauerteig unter drei Maß Mehl knetet“.

Jesus war nicht ein Feind der Kultur, aber er war ein Kind seines Volkes darin, daß ihm Wissenschaft und Kunst ferne standen, daß ihm öffentliche technische oder gemeinnützige Unternehmungen fremd waren, daß ihm der Staatsgedanke mit seinen Voraussetzungen und Erfordernissen ein unbekanntes Gebiet geblieben ist. Hatte doch Israel von jeher ein äußerst loses Staatswesen ohne Politik und Polizei, und bis heute herrscht in jener Weltecke das Patriarchalsystem. Demnach darf aus dem Fehlen von Äußerungen oder Beteiligungen Jesu an jenen wichtigen Kulturformen noch kein Verwerfungsurteil entnommen werden. Wer nur das für christlich hält, wofür er klare Worte Jesu anführen kann, der muß, wie Friedrich Naumann in seinen Briefen über die Religion bemerkt, darauf verzichten, sich für die Staatserhaltung durch das Waffensystem zu entscheiden, der wird aber auch jedes andere

System mit schlechtem Gewissen annehmen, er wird die öffentliche Rechtspflege scheel ansehn und sie für sich nicht in Anspruch zu nehmen wagen, er wird bei politischen Wahlen nicht mitwirken dürfen und noch vieles andre lassen müssen. Jesus hat auch „über die Grenzen der Staatshilfe im Wirtschaftsleben" nichts gelehrt. Er war weder Staatsmann noch Gesetzgeber, weder Kulturschwärmer noch Weltverbesserer. Er hat nicht ein Wort gesagt gegen die Sklaverei[1] oder gegen das herrschende Strafverfahren[2].

Jesus war ein *Kind seines Landes*, eines sonnigen Klimas, einer lachenden Natur mit sehr günstigen, dem Menschen überall entgegenkommenden Verhältnissen. Schon Renan hat dies an Ort und Stelle mit glühenden Farben geschildert, und neuerdings wieder hat Naumann auf seiner Orientreise seine Anschauung über Jesus berichtigen müssen. „Nicht das Herz Jesu, schreibt er in seinem Buche Asia, wird kleiner, wenn man ihn sich in Palästina denkt, sein Herz ist die Liebe zu den Armen, der Kampf gegen die Bedrücker, die Freude am Erwachen der Unmündigen. Nur die Art, wie er seinem Herzen folgt, ist dem menschenfreundlichen Tun unseres Zeitalters ferner als wir dachten." In der Tat hat Jesus über Obdachlosigkeit und Wohnungsverhältnisse, über mangelhafte Ernährung und Bekleidung der untern Klassen nie nachzudenken gehabt. Hat er doch selber, barfuß gehend, jedenfalls nur ein oder zwei Gewandstücke besessen, des Nachts oft in den Mantel gewickelt unter Gottes freiem Himmel sein Haupt niedergelegt und für seinen Hunger von irgendeinem Felde sich die Ähren abgebrochen. So wenig dies sein orientalisches Wander-

---

[1] Lk 12 35—38 . 42—48 17 7—9 . 34 16 13 20 10—12 — [2] Mt 10 38 16 24 18 25 . 30 Lk 12 58 f 18 2.

leben für uns vorbildlich sein kann, so wenig seine mangelnde soziale Tätigkeit. Sondern wir haben unter unserm abendländischen Himmel, in unserm rauhen Klima, in unsern großen Städten, in den durch unsere Gesetze und Kulturfortschritte geschaffenen Verhältnissen die Fahne seiner Liebe aufzupflanzen. Noch einmal Naumann: „Es gibt keinen andern Heiland als den aus Palästina .... Wir haben Jesus, wir behalten ihn. Die Schwierigkeiten, die darin liegen, daß er ein Fremdling aus einer vergangenen Völkerwelt ist, müssen wir überwinden. Hinter Jesus gibt es keine neue Religion wieder, sondern nur religiösen Verfall ... wir wollen, wenn es nötig ist, das Heilige Grab den Türken lassen, aber von der heiligen Seele Jesu wollen wir nicht aufhören zu zehren. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!" —

* * *

Und nun — welches ist diese heilige Seele Jesu, die uns beseelen soll, diese neue Gesinnung, auf die wir uns immer wieder besinnen müssen? Ist es seine Liebe, jene Menschenliebe um Gottes willen, als Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue? Das wäre durchaus unvollständig. Wir haben den Strom nicht ohne die Quelle und die Quelle nicht ohne ihre Zuflüsse. Um die Liebe Jesu zu erzeugen, müssen wir auch seinem Glauben folgen, um aber zu seinem festen, großen Glauben zu gelangen, müssen wir seine Willensrichtung einschlagen und unser ganzes Streben nach seinem Muster in heilige Zucht nehmen.

Es wird auch hier Individuelles auszuscheiden geben. Wenn Jesus, um das Angesicht Gottes zu suchen, des Nachts auf kühle Berge stieg, wenn er für seine Person am Buchstaben des Alten Testaments festhielt, so ist das

individuell; wenn er Aussätzige heilen, Gelähmte auf die Füße stellen, wenn er in einer solchen Fülle von Bildern und mit so ergreifender Klarheit der Rede das Höchste verkünden konnte, so ist das genial und wiederum individuell, nicht jeder kann ihm darin nachstreben.

Aber nachstreben sollen und können wir ihm alle in der vollen Hingabe des Herzens an Gott, in dem betenden Sichöffnen für die übersinnliche Welt, in dem rückhaltlosen, kindlichen Vertrauen auf eine höhere Leitung, in der unbedingten Unterwerfung unter den höheren Willen, in der Entschlossenheit, nötigenfalls auch vom Liebsten uns zu trennen um höherer Güter willen, in der Wahrhaftigkeit gegen uns selbst, dem gewaltsamen Durchbruch durch unsere alte, verschlagene, unter Zwangsvorstellungen gebundene Natur, in der besonnenen Zähmung unserer Begierden, in dem fröhlichen Vorwärtsstürmen auf unser Ziel und in der steten, hoffnungsfreudigen Bereitschaft auf das unberechenbare Ende, auf die machtvoll hereinbrechende Ewigkeit. Alles dies bedeutet nicht ein Vielerlei, sondern eine großartige Zusammenfassung der menschlichen Gemütsanlagen zu einer gewaltigen Einheit. Wir kranken an der Vielgestaltigkeit und Zerrissenheit unseres Strebens. Sünde ist Disharmonie, Abirrung vom Ursprung und vom Ziel des Lebens, Verkennung des Sinnes des Lebens, Vergessen Gottes. Jesus weist uns hin auf das einfältige Auge, durch das der ganze Leib licht wird. Wer an der Gesinnung Jesu gebildet, an seinem Glauben entzündet, an seiner Persönlichkeit orientiert, seine innere Einheit, seinen tiefen Frieden, seinen Gott wiedergefunden, der hat ihn erfaßt, der darf sich seinen Jünger heißen.

---

30. Das Göttlich-Erlösende.

Jesus ist heute der Mittelpunkt einer Weltreligion, welche ihm göttliche Ehre erweist. Es erwächst uns daher noch die Aufgabe, die Entstehung dieser Religion von der Persönlichkeit Jesu aus zu erklären, das Wesen des Christentums vom Wesen Christi abzuleiten. Zu diesem Zwecke stellen wir uns selber vor die Frage: Was ist uns Jesus? Statt die Glaubensbekenntnisse gewesener Geschlechter zu befragen, statt die Ansichten moderner Menschen zu erkunden, geben wir uns selber Rechenschaft. Ist doch das Christentum ein persönlich unmittelbares Verhältnis zu Christus, und zwar nicht der abwägenden Bewunderung, sondern der gläubigen Hingabe, der Hingabe nicht bloß an das in ihm erschienene Ideal, sondern an die in ihm vollendete, lebendige Kraft. Wie es Schiller in einem seiner letzten Lieder bekannte:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Was ist uns Jesus? Ein Mensch, der in eigener Kraft Übermenschliches vollbracht und sich zum Heros einer kommenden Zeit aufgeschwungen hat? Wenn das die ganze Antwort ist, die wir unter dem Eindruck seiner Person uns abringen, so würde er eine solche Verherrlichung ablehnen. Gebot er nicht den Leuten Schweigen über seine Taten? Wollte er nicht, daß sie „seine guten Werke sehend, seinen Vater im Himmel preisen", also „Gott die Ehre geben, der solche Macht den Menschen ver-

liehen hat"? Das Ziel seines Hoffens und Strebens war eine Neuordnung aller Dinge unter der Alleinherrschaft Gottes.

In einer feierlichen Stunde gegen Ende seines Wirkens legte er seinen Jüngern die Frage vor: „Wer meint ihr, daß ich bin?" und mit tiefer Bewegung hat er es entgegengenommen, als Petrus, das Fazit aus allem Geschauten und Erlebten ziehend, ihn „Sohn des lebendigen Gottes" nannte, im Einklang mit seiner eigenen Stimme [1].

Sohn Gottes — suchen wir den Eindruck zu verstehen, den die ersten Anhänger mit diesem hohen Namen wiedergaben, und prüfen wir, ob wir ihn nachempfinden. Die Frage lautet so: Ist Jesus uns nur ein Mensch wie ein anderer, über dessen Irrtümer und Befangenheiten wir erhaben die Achsel zucken, dessen Seelengröße und redliches Streben wir vielleicht anerkennen; oder hat er uns, wie sonst keiner, etwas zu sagen, das uns durch Mark und Bein fährt, das Herz und Gewissen wie mit einem hellen Blitz erleuchtet [2]? Ist er nur eine zufällige Blüte am Baume der Menschheit, die mit anderen verwelkt und verweht, oder ist er die notwendige, die höchste Offenbarung Gottes, deren tröstlicher Glanz mit unvergänglicher Kraft in das Erdendunkel hereinstrahlt? War es leere Einbildung, wenn er sich in einem besonderen Verhältnis zu Gott wußte; war es ein Fehlopfer, wenn er für den im Innersten gefühlten Gottesberuf starb; oder verdient er den Glauben, den seine Apostel für ihn fordern? Kurz: Ist er ein Erlöser, und worauf beruht seine Erlösermacht [3]? Um dies allein handelt es sich; alles andere ist Wortstreit und Parteiung. Aber wie das ent=

[1] Kap 2.19.23 — [2] Lk 11 36 — [3] vgl auch Seite 130.172 ff 234 ff. 309. 319 f. 333 f.

scheiden? Auf die Tausende hinweisen, die durch ihn aus dem Verderben gerissen, zum Guten befähigt und vom Bösen geschieden, im Glück gehalten und im Unglück getröstet, zu ihrem Beruf gestärkt und dem Tode gegenüber beruhigt worden? Der Ungläubige würde doch nicht überzeugt. In dieser Frage muß ein jeder aus eigenem Erleben urteilen, unabhängig von der ganzen Welt.

„Es ist alles dunkel. Wir haben nichts als das Gewissen!" sagt Tolstoi.

Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." „Die reines Herzens sind, die werden Gott schauen", damit zeigt Jesus selbst den Weg zur tieferen Erfassung seiner Person; johanneisch ausgedrückt: „So jemand Gottes Willen tun will, der wird merken, ob meine Lehre von Gott sei, oder etwas Eigenes[1]."

Was sagt mein Gewissen über Jesus?

In den wilden Wogen des Lebens, wenn alles Land aus dem Gesichte schwindet und der Gischt der Empörung rings den Horizont verdunkelt, sucht mein Schifflein einen hellen Stern, der sicher es zum Ziele leitet. Und siehe, unter den Tausenden von Sternen, welche den Himmel bedecken, hat sich nur einer als unbeweglich und untrüglich erwiesen, der Polarstern, nach dem alles andere sich orientiert: Jesus. In überwältigender Reinheit strahlt sein lichtes Bild zu mir hernieder.

Den gleichen Versuchungen gegenübergestellt, denen alle andern erliegen, hat er überwunden[2]. Von demselben starken Lebensdrang beseelt, wie jeder Sterbliche, mit

---

[1] Mt 5 8 Joh 7 17 — [2] Ebr 2 14—18 4 14.

gleich offenem Auge für die Reize der geschaffnen Welt, hat er ein höheres Leben gesucht und von einer höheren Welt sich locken lassen schon am Morgen seines Erdentages. Den Schicksalsmächten, den ehernen Gewalten unterworfen wie wir alle, hat er sich innerlich weder zermalmen noch aufreizen lassen, sondern hat ein liebendes Angesicht geschaut, wo andere nur Tücke des Zufalls erblicken. Und seine ganze, geschlossene Lebensanschauung hat er sich nicht ausgedacht, sondern in persönlicher Geduldsarbeit errungen; hinter seinem „Vollbracht!“ steht der heißeste Kampf, der je gekämpft worden. Er gibt uns keine Theorie, sondern ein Beispiel, keine Philosophie, sondern eine in Blut und Wunden erprobte Antwort auf die höchsten Fragen, eine allseitig erschöpfende Auseinandersetzung mit dem wirklichen Leben. Stand er doch immer wieder vor der Entscheidung zwischen Erdenwillen und Himmelswillen, zwischen dem Allerweltsweg und dem Gottesweg, zwischen dem Selbst und der Liebe: und für das Höhere hat er sich klar und fest entschieden.

„Gethsemane und Golgatha hätten niemals solch' ungeheure Macht auf die Menschen ausgeübt und zwar gerade auf die, welche am härtesten mit der Not des Lebens und der Menschennatur zu kämpfen hatten, wenn es die Leidensstationen eines Schwärmers gewesen wären. Nein — gerade der wirklich lebende und leidende Mensch fühlt instinktiv heraus, daß hier nicht ein abstraktes Erbarmen sprach, sondern ein Erbarmen, das alle Konflikte und Sorgen des Menschen bis auf den Grund durchschaut und sie in jedem seiner Worte sozusagen ‚verarbeitet‘ hatte. Nur wer das Leben mit all seinem Streit, seiner Angst und seinen Häßlichkeiten durchdrungen, konnte alle

diese Worte sprechen, die wie Engel sind, die ein schweres Leid gen Himmel tragen. Wer dies ganz durchdenkt, der kann das Bild von dem Lamm Gottes verstehen, das der Welt Sünden trägt. ‚Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine' – strömt nicht alles, was unser Leben beruhigt und heiligt, noch von diesen stillen Gipfeln[1]?"

Voll Sehnsucht blicke ich in meinen besten Stunden empor zu den heiligen Höhen dieser Selbstüberwindung. Dort weht Friede, Freiheit und Seligkeit, dort ahne ich die Heimat der Seele, dort tun sich meinem Geiste die lichten Pforten des Jenseits auf.

Aber wie dahin gelangen? Streben ist noch nicht Haben, Sehnen ist noch nicht Sein. Im Gegenteil, je mehr ich Jesu nachstrebe, desto mehr zieht Erdenschwere mich zurück. Wohl regte sich der höhere Wille dunkel längst in mir, aber erst seitdem er so vollendet klar und wahr aus Jesus mir entgegenleuchtet, erkenne ich meine tausendfache Gebundenheit[2]. Ich erfahre an mir, daß dieser Jesus ein außerordentlicher Mann gewesen sein muß, der hoch über alles Menschenmaß hinausragt. In ihm hat der Geist gesiegt über die sinnliche Natur, der Wille über die Begier, das Göttliche über das Dämonische.

Doch gerade dies Außerordentliche, Übermenschliche, Geheimnisvolle in Jesus ist es, was mich wieder tröstet und fesselt, ja, was mich lockend und liebend anblickt. Woher kam ihm jene sieghafte Kraft? Sollte sie mir unzugänglich sein? Sollte sein Licht mir erschienen sein, um mich in ewigem Dunkel zu lassen[3]?

Im Charakter Jesu erblicke ich das Menschtum an seine Bestimmung geführt, die menschliche Persönlichkeit zu

---

[1] F. W. Förster — [2] Röm 7 — [3] Joh 8 12 1 5. 9 f.

idealer Vollendung ausgestaltet, der Menschheit ihr Ziel vor Augen gestellt. Ist es Gott, der den Menschen „nach seinem Bilde" geschaffen, der dem Menschen sein Ziel steckt und ihn seinem Ziel entgegenführt, so leuchtet Gott in besonderer Weise aus den Augen Jesu, Gott, der die Liebe ist und die Liebe will und die Liebe wirkt.

Fragen wir, wie war Jesus imstande jenen wunderbar reinen, in der erlösenden Liebe gipfelnden Charakter der Welt zu zeigen, wo entsprang jener heilige, fest nach oben gerichtete Wille, so stoßen wir auf ein wichtiges, in göttliche Tiefen weisendes Geheimnis, von welchem bereits die älteste Gemeinde anbetend sang[1] und welches sie mit dem Zauber der kindlich fröhlichen, seligen Weihnachtsgeschichte umspann: das Geheimnis der Geburt und der Herkunft der Seele. Es ist dasselbe Geheimnis, welches wie ein ferner Stern über jedem Menschenleben schwebt und jeden werdenden Charakter mit dem Schimmer einer zurückliegenden Welt übergießt: das Geheimnis des Daseins und des Soseins. Schon in seinem Werden war dieser Jesus ein Liebling des Schöpfers, zum Werkzeug des Ewigen bestimmt. „Das Wort ward Fleisch." Sollte der Geist zur vollen Herrschaft über das Fleisch gelangen, so mußte der schaffende und nach Vollendung strebende höchste Geist sich in der gewaltigsten Menschlichkeit verkörpern und hier kämpfend überwinden. Dasselbe aber, was er in Jesu erreicht, will er in jedem zustande bringen, der dem Glauben Jesu nachfolgt[2]. Der glaubende Jesus ist ebensosehr wie der liebende und leidende der Weg, auf dem wir zu Gott und zur Vollendung durchdringen[3].

[1] Lk 1 46 vgl auch 1. Ti 3 16 Joh 1 14 Seite 4 — [2] Joh 14 10—20 Ebr 12 1 ff — [3] Joh 14 6 Ebr 10 20 Mt 11 27.

In der Tiefsee, deren Abgründe nie von einem Lichtstrahl besucht noch von einem Ton durchzittert werden, haben die Fische weder Augen noch Ohren. Die königlichen Flieger dagegen, die der Sonne am nächsten kommen und stets in einem Meer des Lichtes baden, Adler und Möwe, sie haben die schärfsten Augen. Das für das Licht geschaffene und dem Lichte angepaßte Auge beweist das Vorhandensein des Lichts. So beweist der Glaube, als ausgebildeter Sinn des Menschen, das Dasein Gottes, einer übersinnlichen Welt überhaupt. Niemand hat den Gottesbeweis so machtvoll geführt wie Jesus durch sein Leben und Sterben. Seine ungewöhnliche Glaubenskraft zeigt deutlich, daß er von allen Menschen Gott am nächsten gekommen ist, und daß Gottes Licht ihn am tiefsten durchleuchtet hat. Sein wunderbar geschärftes Organ für Gott beweist, daß er ein besonderes Organ Gottes war. Sein gewaltiger Gotteshunger, seine großartige Geistesgegenwart, sein kühnes auf Gott bezogenes Selbstbewußtsein, sein bergeversetzendes, durch den Kreuzestod nicht erschüttertes Gottvertrauen waren nicht dumpfe Selbsttäuschungen, sondern klare Beweisungen Gottes. Seine Liebe war Abglanz und Ausfluß der göttlichen Liebe. Niemals und nirgends ist Gott der Menschheit so nahe gekommen und so deutlich geworden wie in Jesus.

Von hier aus öffnet sich uns das Verständnis der Paulinischen Anschauung: Gott war in Christo[1], und des Johannesevangeliums mit seinem „Wer mich siehet, der siehet den Vater[2]“. Hier entzündet sich die Hoffnung für unser eigenes Leben; denn auch wir sind Kinder Gottes, für sein ewiges Licht geschaffen. Jesus wird uns der Weg

[1] 2. Kor 5_{19} Kol 1_{19} 2_{9} — [2] Joh 14_{7} ff 12_{44} ff 20_{28} ff 1.

zum Vater. Im Erleben seines vollkommenen Sieges, in der gläubigen Hingabe an den in ihm vollendeten Geist erfährt die Seele, was Gott ist und daß sie Gottes ist, das Licht scheidet sich von der Finsternis, das Leben vom Tode, der Geist hat seine ewige Heimat gefunden. Das ist Erlösung.

Und so stimme ich ein in den Dank, daß der gnädige Gott mit der Geburt und Vollendung Jesu der Welt ein unvergleichliches Geschenk gemacht[1], das Sehnen der Besten in jenen Zeiten erhört und das Verlangen der kommenden Geschlechter angesehn hat[2]. Ich erfahre, welch eine unendliche Wohltat er mir selbst erwiesen hat, indem er mich im Lichte dieses Jesus geboren werden und im Schatten seines Kreuzes aufwachsen ließ.

Trete ich hinaus an das Ufer des Ozeans oder hinauf auf die strahlenden Firne der Berge, blicke ich hinein in die wechselnden Geschicke der Völker, vertiefe ich mich in die Bücher der Menschen, ja selbst in das eine, das göttliche Buch — überall kann ich Gott nur ahnen, nur von ferne gleichsam das Rauschen seines Gewandes vernehmen. Aber in Jesu höre ich Gott reden zur Menschheit, in Jesu schaue ich Gott selber in seiner unbegrenzten Güte, wie in seinem flammenden Zorn, in seiner leidenden Ruhe, wie in seiner alleswirkenden Kraft. Ich erblicke Gott, wie er von den Menschen beständig verkannt, verachtet und ans Kreuz geschlagen wird; ich erblicke Gott, wie er trotz allem den Menschen überaus freundlich entgegenkommt, sie mit Güte überschüttet und sein Erbarmen niemandem entzieht. Daß der gerechte Gott das Selbstopfer dieses Jesus angenommen, daß er diesen „Heiligen und Geliebten“

[1] Joh 3 16 1. Joh 4 9 Röm 5 8 8 32 — [2] Lk 2 25 ff 1 18 ff Röm 8 19 ff.

seinen Feinden preisgab – das ist der höchste Erweis der von Jesus verkündigten Liebe Gottes, welche auch mit den Schlechtesten Geduld hat, welche das Böse zur augenöffnenden Tat ausreifen und gleichzeitig das Gute zum strahlendsten Glanze sich entfalten läßt.

So wird uns in Jesus immer neuer Mut zum Leben und Wirken, Leiden und Überwinden geschenkt. Denn in seinem Leben wurde noch ein härterer Kampf siegreich gekämpft, und in seinem Sterben vollendete sich opfernd eine Liebe, die uns die Liebe Gottes verbürgt. In ihm ist unserm Denken und Streben, unserm Begehren und Hoffen das Ziel gesteckt, für den kühnsten Adlerflug nicht zu niedrig, für die kleinste, an sich selbst verzagende Kraft nicht zu hoch. In ihm erlebe ich immer wieder eine Erlösung von mir selbst. Der Zauber der Sinnenwelt zerrinnt in dem Hauch des Unendlichen, der von ihm ausgeht. Die Leidenschaften des Herzens läutern sich in der Glut der höhern Liebe, die er entzündet. Die gesamte Seele wird gereinigt und für die Rückkehr in die ewige Heimat bereitet. Will ich auf Erfolgen ausruhen, so spornt der Blick auf Jesus mein Streben. Da sehe ich, was dem Menschen erreichbar, was ihm möglich ist mit Gott — da sehe ich aber auch mit Paulus (Phil 3 12 ff), „daß ich es noch nicht ergriffen habe, daß ich noch nicht jesusgleich vollendet bin; und eins nun tue ich, ich vergesse was hinter mir liegt und strebe nach dem, was vor mir liegt, ich jage dem Ziele zu, nach dem Kampfpreis der Berufung, die mir von oben her, von Gott durch Jesum Christum geworden ist. Alle, die wir Christen sind, laßt uns so denken!"

Literatur.

1. Philosophische Grundlage, psychologische Fragen und zum Vergleich herangezogene Charaktere:

Annales médicopsychologiques. Journal destiné à recueillir tous les documents relatifs à l'aliénation mentale, aux névroses et à la médecine légale des aliénés. Ed.: A. Ritti, Paris.

F. Barth, Jesus und Buddha. Bern 1905.

H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts I. 3. Aufl. München 1901.

P. Dubois, De l'influence de l'esprit sur le corps. 4. éd. Bern 1904.

J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1868. Für Kap. 28.

R. Falke, Buddha, Mohamed, Christus. Gütersloh 1897—98.

Fr. W. Foerster, Jugendlehre. Berlin 1905.

— Psychologische und pädagogische Gesichtspunkte für den religiösen Jugendunterricht. Ein Vortrag. Aarau 1906.

A. Fouillée, Tempérament et caractère selon les individus, les sexes et les races. Paris 1895.

— Le caractère et l'intelligence. (Revue des deux mondes 15. Févr. 1894.)

A. Fournier, Napoleon I. 1.—3. Band. Wien 1889.

K. Hase, Neue Propheten. Drei historisch-politische Kirchenbilder. Leipzig 1851.

Th. J. Hudson, Das Gesetz der psychischen Erscheinungen. Eine wirksame Hypothese für das systematische Studium des Hypnotismus, Spiritismus, der geistigen Therapeutik. Übers. von Ed. Herrmann. Leipzig 1899.

W. James, Der Wille zum Glauben und andere popularphilos. Essays. Deutsch von T. Lorenz. Stuttgart 1899.

F. Jodl, Lehrbuch der Psychologie, 2. Aufl. Stuttgart 1903.
J. Kerner, Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Stuttgart 1829.
A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Autorisierte Ausgabe von Petersen. Stuttgart 1898.
P. E. Levy, Die natürliche Willensbildung. Übers. von M. Brahn. Leipzig 1903.
F. W. H. Myers, Human personality and its survival of bodily death. London 1903.
A. Neander, Der hl. Bernhard und sein Zeitalter. Ein historisches Gemälde. 2. Aufl. Gotha 1848.
H. Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Berlin 1881.
F. Paulhan, Les caractères, 2. éd. Paris 1902.
F. Paulsen, System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. 3. Aufl. Berlin 1894.
— Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Nebst einem Anhang über das Ironische in Jesu Stellung und Rede. 2. Aufl. Stuttgart 1901.
J. Payot, Die Erziehung des Willens. Übers. von T. Voelkel. Leipzig 1901.
M. Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Heidelberg 1861.
A. Pfänder, Phänomenologie des Wollens. Psycholog. Analyse. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1900. Für Kap. 12.
E. Platzhoff-Lejeune, Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Minden 1903. Für Kap. 8.
F. v. Raumer, Leben und Briefwechsel Georg Washingtons, nach dem Englischen des J. Sparks im Auszuge bearb. 2 Bände. Leipzig 1839.
G. H. Schubert, Die Geschichte der Seele. Stuttgart 1830.
R. Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddhasage und Buddhalehre, mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht. Leipzig 1882.
— Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien. Erneute Prüfung ihres gegenseit. Verhältnisses. Leipzig 1884.

S. Smiles, Charakter, deutsch von Dobbert. Halle a. S. 1891.
J. Soury, Jésus et la religion d'Israel. 3. éd. Paris 1898.
J. Sparks, The life of George Washington. Boston 1852.
A. Sprenger, Leben und Lehre des Mohammed, 3 Bände. Berlin 1861—65.
J. B. Stay, Der Seelentelegraph. Die Kraft, seinen Willen auf andere Personen zu übertragen. 8. Aufl. Leipzig 1887.
H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne (Napoléon Bonaparte) 8. éd. Paris 1893.
G. Weil, Mohamed der Prophet, Leben und Lehre. Stuttgart 1843.
W. Wundt, Grundriß der Psychologie, 4. Aufl. Leipzig 1901.
— Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. 4. Aufl. Leipzig 1892.
O. Zöckler, Askese und Mönchtum, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1897. Für Kap. 6.

2. Christus und das Christentum, insbesondere die Forschung über den Charakter Jesu.

Ph. Bachmann, Die neue Botschaft in der Lehre Jesu. Groß-Lichterfelde 1905.
W. Baldensperger, Das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der messian. Hoffnungen seiner Zeit. 2. Aufl. Straßburg 1892.
F. Barth, Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Geschichtl. Untersuchung. 2. Aufl. Gütersloh 1903. — Sehr geschickte, auch für Laien verständliche Einführung in die Fragen.
— Das Johannisevangelium und die synopt. Evangelien. Groß-Lichterfelde 1905.
W. Bousset, Jesus. 11.—20. Tausend. Halle 1904.
— Jesu Predigt in ihrem Gegensatz zum Judentum. Göttingen 1892.
— Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. Göttingen 1903. Nicht berücksichtigt.
A. B. Bruce, The Parabolic Teaching of Christ, 2. ed. London 1887.
— The Training of the Twelve. 3. ed. Edinburg 1883.
Ch. A. Bugge, Die Hauptparabeln Jesu. Gießen 1903. Wertvolle Ergänzung zum Jülicherschen Werk.
G. Dalman, Die Worte Jesu. Leipzig 1898.

Frz. Delitzsch, Ein Tag in Kapernaum. 3. Aufl. Leipzig 1886.
— Jesus und Hillel. Leipzig 1894.
E. v. Dobschütz, Der gegenwärtige Stand der neutestamentl. Exegese in seiner Bedeutung für die praktische Auslegung. Tübingen 1906.
E. Ehrhardt, Der Grundcharakter der Ethik Jesu im Verhältnis zu den messianischen Hoffnungen seines Volkes und zu seinem eigenen Messiasbewußtsein. Freiburg 1895.
— Le principe de la morale de Jésus. Leçon. Paris 1896.
H. Faber, Das Christentum der Zukunft. Zürich 1904.
P. Fiebig, Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. Tübingen und Leipzig 1904. Nicht benutzt.
O. Frommel, Die Poesie des Evangeliums Jesu. Berlin 1906. Mit zartem Eingehen auf feinere Geisteszustände und Gemütszusammenhänge. Konnte nicht mehr berücksichtigt werden.
A. Harnack, Das Wesen des Christentums. 16 Vorlesungen. 50. Tausend. Leipzig 1903. — Mit scharfgezeichnetem, teilweise ausgeführtem Christusbilde und treffenden Gesichtspunkten.
K. Hase, Geschichte Jesu. Nach akadem. Vorlesungen. Leipzig 1876.
K. von Hase, Neutestamentl. Parallelen zu buddhist. Quellen. Groß-Lichterfelde 1905.
E. Haupt, Zur Charakteristik der Reden Jesu. (Deutsch-Evang. Blätter XXVI, 1901. S. 581 u. 612.)
— Die eschatolog. Aussagen Jesu i. d. synopt. Evangelien. Berlin 1895.
W. Herrmann, Die sittl. Weisungen Jesu, ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch. Göttingen 1904. Eine vortreffliche Darstellung, ursprünglich Vortrag. Für Kap. 29.
Herzog-Haucks Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. Band 9. 1901. Artikel „Jesus Christus". Besonders wertvoll durch seine sehr umfassende und übersichtl. Zusammenstellung der Literatur, von O. Zöckler.
G. Hollmann, Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat? Halle 1905.
H. J. Holtzmann, Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie. Freiburg 1897. — Mit feinen psychologischen Linien vom Gemüt Jesu zu seiner Lehre.
O. Holtzmann, Leben Jesu. Tübingen 1901.

O. Holtzmann, War Jesus Ekstatiker? Untersuchung zum Leben Jesu. Tübingen 1903.

— Die Stellung Jesu und der ersten Christengemeinde zum Besitz. Prot. K.-Z. 1894. Seite 1053.

A. Jülicher, Die Gleichnisreden Jesu. Freiburg 1888.

M. Kähler, Der sog. historische Jesus u. der geschichtliche biblische Christus. 2. Aufl. Leipzig 1896.

— Jesus und das Alte Testament. Leipzig 1896.

Th. Keim, Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes frei unters. und ausführlich erzählt. 3 Bände. Zürich 1867—72.

— Die menschliche Entwicklung Jesu Christi. Akademische Antrittsrede. Zürich 1861.

— Die geschichtliche Würde Jesu. Charakteristik in 2 Vorträgen. Zürich 1864.

— Geschichte Jesu nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft übersichtlich erzählt. 3. Bearbeitung. Zürich 1873.

Diese Keimschen Bücher enthalten eine Fülle feiner psychologischer Beobachtungen, die nicht veralten.

H. Köhler, Sozialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums und ihre Widerlegung. Leipzig 1899.

H. Laible, Jesus Christus im Talmud. Leipzig 1900.

H. Lhotzky, Der Weg zum Vater. Ein Buch für werdende Menschen. 4. Tausend. Leipzig 1904.

H. P. Liddon, The Divinity of our Lord and Saviour Jesus Christ. II. ed. London 1885.

W. Lütgert, Die Liebe im Neuen Testament. Beitrag zur Geschichte des Urchristentums. Leipzig 1905.

Sorgfältige, allseitige Untersuchung. Für Kap. 23 und 24.

Johs. Müller, Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt. München 1906.

R. Otto, Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung. 3 Vorträge. Göttingen 1902. — Kurze aber sehr hübsche Darstellung auch des Charakters.

F. G. Peabody, Jesus und die soziale Frage. Gießen 1903. Für Kap. 17 u. 26.

— Der Charakter Jesu Christi. Gießen 1905.

E. Preuschen, Antilegomena. Die Reste der außerkanonischen Evangelien. Gießen 1901.

E. Renan, Vie de Jésus. 8. éd. Paris 1863.

A. Resch, Agrapha. Außerkanonische Evangelienfragmente, gesammelt und untersucht. Leipzig 1889.

— Außerkanonische Paralleltexte zu den Evangelien. Textkritische und quellenkritische Grundlegungen. Leipzig 1893—1897.

E. Riggenbach, Die Auferstehung Jesu. Gr.-Lichterfelde 1905.

J. H. Ropes, Die Sprüche Jesu, die in den kanonischen Evangelien nicht überliefert sind. Kritische Bearbeitung des von A. Resch gesammelten Materials. Leipzig 1896.

P. Rosegger, Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke. (Christl. Welt XIII, 1899, S. 513—517.)

E. Schaeder, Die Christologie der Bekenntnisse und die moderne Theologie. Zwei Vorträge. Gütersloh 1905.

Ph. Schaff, Die Person Jesu Christi, das Wunder der Geschichte. Samt einer Widerlegung der falschen Theorien und einer Sammlung von Zeugnissen der Ungläubigen. Gotha 1865.

D. Schenkel, Das Charakterbild Jesu. 4. Aufl. Wiesbaden 1873.

A. Schlatter, Der Glaube im Neuen Testament. Leiden 1885. Die 1. Ausgabe für die psychologische Betrachtung ergiebiger als die mehr nach der dogmatischen Seite hin tendierende 3. Bearbeitung. Kalw 1905. Für Kap. 13.

P. W. Schmidt, Die Geschichte Jesu. 4. Aufl. Tübingen 1904. Nüchterne, auf die Synoptiker sich beschränkende Erzählung mit parallel laufender Kritik und Erläuterung im 2. Teil.

H. F. Schmidt, Zur Entwicklung Jesu. Ein Versuch zur Verständigung. Basel 1904.

L. Schneller, Evangelienfahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes. 10. Aufl. Leipzig 1903.

— Kennst du das Land? 20. Aufl. Leipzig 1904.

E. Schütz, Frenssens Jesus. Ein Wort zu Hilligenlei. 5. Aufl. Leipzig 1906.

J. Schultze, Katechetische Bausteine zum Religionsunterricht in Schule und Kirche. 9. Aufl. Magdeburg 1899. Seite 40 ff bringt ein scharf umrissenes Bild Christi: „Die Fußtapfen Jesu".

J. Stalker, Imago Christi: the example of Jesus Christ. 4. Aufl. London 1890. — Mit treffenden psychologischen Bemerkungen.
— The life of Jesus Christ. 22. Tausend. Edinburg 1880.
E. Stapfer, Jésus-Christ pendant son ministère. 2. éd. Paris 1897.
D. F. Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig 1864.
R. Ch. Trench, Notes on the Parables of our Lord. 15. ed. London 1886.
— Notes on the Miracles of our Lord. 13. ed. London 1886.
G. Uphues, Religiöse Vorträge. Berlin 1903.
H. Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert 4. Tausend Tübingen 1903. Sehr instruktive Übersicht über die modernen Geistesströmungen und ihre Beziehungen zu Jesu; mit fein durchgeführtem Christusbilde.
— Die Bildersprache Jesu in ihrer Bedeutung für die Erforschung seines inneren Lebens. Gießen 1900. — Nicht benutzt.
B. Weiß, Das Leben Jesu. 2 Bände. 4. Aufl. Stuttgart 1902.
— Die Geschichtlichkeit d. Markusevangeliums. Gr.-Lichterfelde 1905.
J. Weiß, Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes. 2. Aufl. Göttingen 1900.
C. Weizsäcker, Untersuchungen über die evangel. Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung. Gotha 1864.
J. Wellhausen, Israelitische und jüd. Geschichte. Berlin 1897.
H. H. Wendt, Die Lehre Jesu. Göttingen 1890.
P. Wernle, Die Anfänge unserer Religion. 2. Aufl. Tübingen 1904. Mit unvollständigem, aber interessantem Christusbilde.
— Die Quellen des Lebens Jesu. Halle 1905.
W. Wrede, Das Messiasgeheimnis i. d. Evangelien. Göttingen 1901.
Th. Zahn, Einleitung in das Neue Testament. Leipzig 1897.
— Das Evangelium des Matthäus ausgelegt. Leipzig 1903.
G. Zart, Das menschlich Anziehende in der Person Jesu Christi. München 1898. — Anmutig und mit psychologischem Blick gezeichnet.
F. Zündel, Jesus in Bildern aus seinem Leben. 2. Aufl. Zürich 1885.

A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz).

